571
D83m
1920

Der Mensch der Urzeit

Von Heinrich Driesmans

UNIVERSITY OF
ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN
BOOKSTACKS

N. C. Brooks

Der Mensch der Urzeit

Von

Heinrich Driesmans

Voranzeige.

Der Urmensch der Neuzeit

(zur Überwindung des Menschen)

Von Heinrich Driesmans

Alle höhere Kulturentwicklung hat Abschwächung der hohen Spannkraft und Hochspannung des Geistes im Gefolge; Mechanisierung und Verknöcherung des Intellekts, gleichwie im Verlauf der individuellen Entwicklung der Schädel sich langsam verhärtet und verknöchert, womit das weitere Wachstum des Gehirns gehemmt und allmählich stillgelegt wird. Das junge Menschenwesen aber wird als Urmensch mit höherer Schädelbildung geboren und muß im weiteren Lebenslauf die Kulturstufen seiner Stammesentwicklung wiederholen, die eine Rückbildung der ursprünglichen Hochform nach sich ziehen, mit der es zur Welt kommt. Denn der Embryo ist mit einer höhermenschlichen Schädelbildung ausgerüstet, als er in der folgenden Entwicklung behält. Diese pflegt bei dem Durchschnittsmenschen ebenso ins Animalische und Niedermenschliche zu entarten, wie die menschenähnlichere Schädelgestalt, die der junge Orang mitbringt, allmählich ins Affenartige zurückfällt. Nur vereinzelte Individuen vermögen den toten Punkt dieser Rückbildung, die sich in der Schädelverknöcherung festlegt, zu überwinden und die ursprüngliche urmenschliche Elastizität und Dehnbarkeit, Wuchskraft und Frische zu bewahren, welche dem Gehirn eine Entwicklungsfähigkeit durch das ganze Leben erlaubt. Diese Überwindung des toten Punktes der Schädelverknöcherung erschließt in weiterer Folge die Möglichkeit der Überwindung des Menschen: der Gewinnung eines höheren Menschentypus befreit von aller geistigen Wachstumshemmung. Dieser Vorgang als keimendes Leben des höheren Menschen aus dem Urmenschentum wird in den folgenden Kapiteln auf den verschiedenen Lebensstufen und Kulturgebieten an der Hand der Geschichte dargetan:

1. Urrasse und Urrassengeist in der alten und modernen Kulturwelt. 2. Formzwang und Gehirnwuchs. 3. Verwachsung der Schädelnähte. 4. Wiederholte Pubertät und Verjüngung. 5. Kultur der Verjüngung. 6. Askese und Aufartung. 7. Der Mensch des Geheimnisses und der Kraft. 8. Vom Kulturadel. 9. Vom Imperativ der Höherentwicklung. 10. Vom deutschen Formwillen. 11. Vom politischen Kräftespiel. 12. Die spartakistischen Perioden in der deutschen Geschichte. 13. Eugenik und Politik. 14. Von der Eugenik deutschen Wesens. 15. Von der Gewißheit einer Entwicklung über den Menschen hinaus.

Mit zahlreichen Abbildungen nach Originalaufnahmen (noch unveröffentlicht) von Hottentotten- und Hererotypen in Südwestafrika zur Veranschaulichung der höhermenschlichen Schädelbildung beim Neugeborenen und jungen Wilden bis zur Pubertät, sowie der Rückbildung im weiteren Lebenslauf.

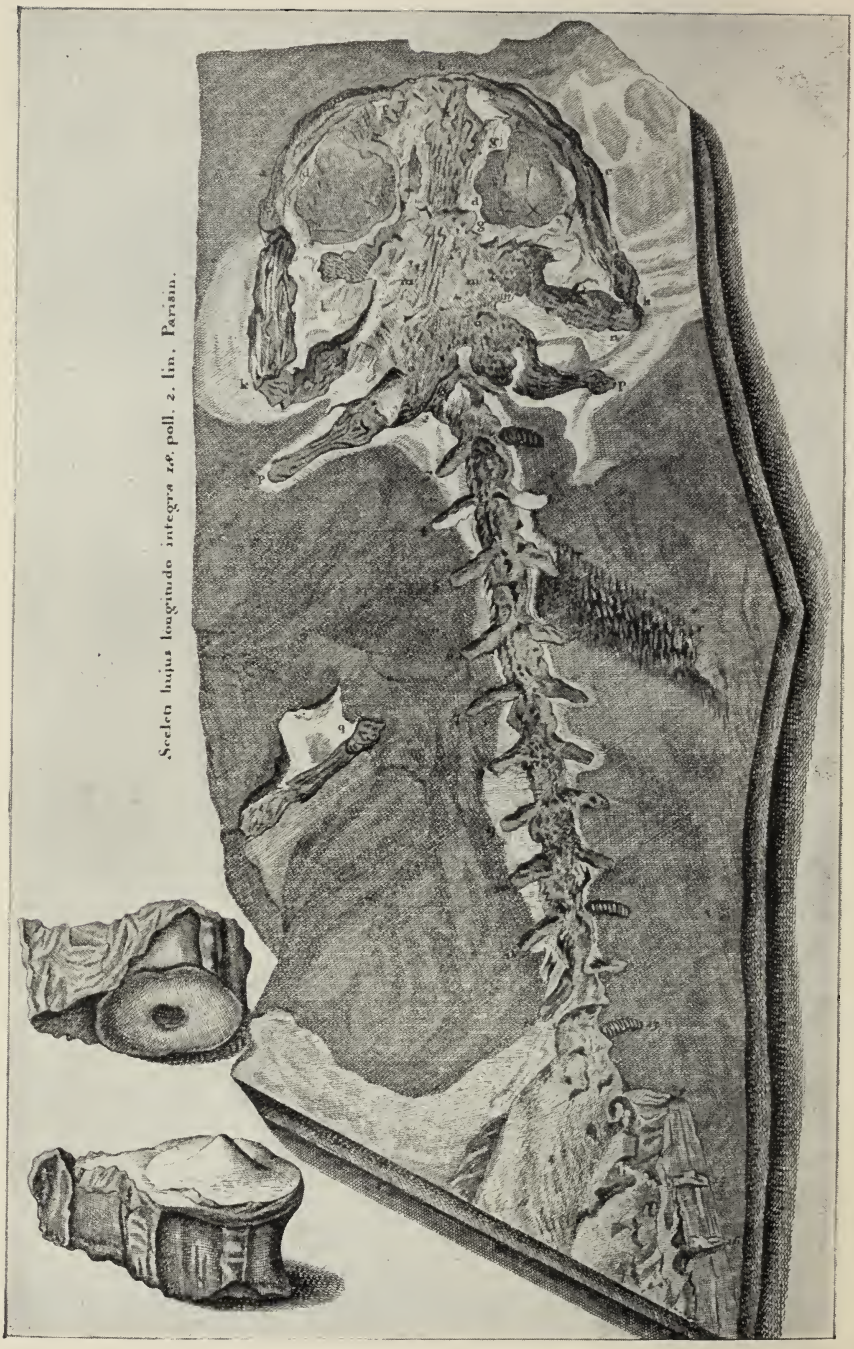
Ferner höhermenschliche Typen der alten und neuen Kulturwelt, wie Laotse, Sokrates, Tolstoi, Schopenhauer, Ibsen u. a., die als urmenschliche Charaktere nachgewiesen werden.

Ladenpreis des Werkes M. 20.—

Vorbestellungen zu M. 10.— beim Verfasser: Berlin W 15, Pariser Straße 58.

Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign Alternates

https://archive.org/details/dermenschderurze00drie



Tafel 1

J. Scheuchzers „Homo diluvii testis“
(Physica sacra: Augsburg 1731)

Zu Seite 1

Der Mensch der Urzeit

Kunde über Lebensweise, Sprache und Kultur des vorgeschichtlichen Menschen in Europa und Asien

Von

Heinrich Driesmans

Mit 4 Tafeln und 94 Abbildungen im Text

Vierte, neubearbeitete Auflage
(41.–46. Tausend)

Verlag von Strecker und Schröder in Stuttgart
1920

Alle Rechte von der Verlagsbuchhandlung vorbehalten

Druck von Strecker und Schröder in Stuttgart

571
D83m
1920

Aus dem Geleitwort zur ersten Auflage

Die Paläoanthropologie ist als die Wissenschaft vom fossilen oder ausgestorbenen Menschen zu verstehen, die auch als Kunde von den ausgestorbenen „Ausprägungsformen" des Menschengeschlechts bezeichnet wird. Der Ausdruck erschien zuerst in den „Bulletins de la Société d'Anthropologie de Paris" 1867, wo die Forscher Rossi und Pruner-Bei über die Steinzeit in der römischen Campagna als „Paléoanthropologie romaine" berichteten. In Meyers Konversationslexikon von 1885 erschien dann die erste Definition dieser Wissenschaft als „Beschreibung der fossilen Menschenreste und der Erzeugnisse menschlicher Industrie der Urzeit, ein erst neuerdings wichtig gewordener Zweig der Paläontologie, da man früher die Existenz vorweltlicher Menschen leugnete." Wäre hier statt „Industrie der Urzeit" noch bestimmter gesagt „Industrie des fossilen Menschen" — bemerkt Robert Lehmann-Nitsche (La Plata) hierzu, dem wir die vorstehenden Tatsachen verdanken („Globus", 1906) —, so wäre damit der „unter Paläoanthropologie verstandene Begriff der Hauptsache nach wiedergegeben". Es wäre zu wünschen, meint der genannte Forscher, daß der von ihm neuerdings in wissenschaftlichen Kurs gebrachte Ausdruck, der sich aus *παλαιός* (alt, ausgestorben) und *ἄνθρωπος* (Mensch) zusammensetzt, Wurzel fassen und in dem auseinandergesetzten Sinne allgemein adoptiert würde, denn die Paläoanthropologie „berührt die tiefsten Probleme, mit denen sich des denkenden Menschen Geist beschäftigt[1]".

Wir haben die vorliegende Arbeit als ein „Handbuch der Paläoanthropologie" bezeichnet, das in gemeinverständlich und übersichtlich zusammengefaßter Darstellung an der Hand der „Ausprägungsformen",

[1] Nach einer persönlichen Mitteilung von Lehmann-Nitsche will er Paläoanthropologie (richtiger Paläanthropologie) nur als naturwissenschaftlichen, geologischen Begriff verwendet wissen, mit Paläoanthropologie also nur die Anthropologie des fossilen Menschen bezeichnen, so daß er bloß das Material der Kapitel I, II, sowie zum Teil VIII, und die Seiten 150 und 151 umfassen würde. Doch dürfen wir den Begriff wohl auch in dem erweiterten Sinne für dieses Buch in Anspruch nehmen.

nämlich aller mineralischen und metallischen, wie botanischen und zoologischen Funde, die das Werk der Menschenhand zeigen, die Spuren des Urmenschen in dem westasiatisch-nordafrikanisch-europäischen Kontinent, der auch der „eurasische" genannt wird, verfolgen, und den Ursprung der verschiedenen Kulturkreise auf diesem ungeheuren Länderkomplex wie ihre Wechselwirkung untereinander veranschaulichen soll. Dies hat der Verfasser in großen Zügen versucht, und er ist sich bewußt, das Thema damit längst nicht erschöpft zu haben, wozu das Werk seiner ganzen Anlage nach nicht gedacht war; doch war er bemüht, das wichtigste Material aus dem ungeheuren und kaum noch übersehbaren Forschungsgebiet in seiner Arbeit zu vereinigen und den neuesten Ergebnissen der urgeschichtlichen Forschung Rechnung zu tragen. Insbesondere hat er es sich versagen müssen, auf das Rassen- und Abstammungsproblem diesmal näher einzugehen und dafür mehr die verschiedenen Theorien der hervorragendsten Forscher für sich selbst sprechen lassen. Bei einer wissenschaftlichen Disziplin, die, wie die Paläoanthropologie, fast in lauter Spezialforschungsgebiete zerfällt, ist es für einen Autor, der nicht Spezialist in einer dieser Unterabteilungen ist, vielmehr vorzüglich nur die Wurzel- und Verbindungsfäden für die gesamte Kulturentwicklung daraus zu gewinnen trachtet, der gegebene Standpunkt, sich wesentlich referierend zu verhalten und die Stimmen der hauptsächlichen, maßgebenden Forscher, die, in schwer zugänglichen und unhandlichen fachwissenschaftlichen Werken vergraben, nicht zum großen Publikum dringen können, zu Nutzen des übrigen interessierten Gelehrten- wie des Laienpublikums fruchtbar zu machen. Der Verfasser glaubt dabei allen in Frage kommenden Paläoanthropologen gerecht geworden zu sein, deren Arbeiten er zum Teil im Text verwerten konnte. Die Reserve des Verfassers ist natürlich nicht so weit gegangen, mit seinem Urteil überall zurückzuhalten. Diese seine Stellung im allgemeinen hat nur der Charakter der Materie und der Rahmen des Werks bedingt. Im Gegenteil, was dem Verfasser so häufig nachgesagt zu werden pflegt, dürfte man vielleicht auch in dieser Arbeit wieder finden, nämlich, daß sie gleichwohl eine stark persönliche Färbung trägt bei aller objektiven Zurückhaltung, deren er sich diesmal beflissen hat. Was man im übrigen an dieser Stelle vermissen könnte, wie das vorerwähnte tiefere Eingehen auf die Rassen- und Abstammungslehre, sowie zumal auch auf die Paläontologie und Paläogeographie als das vorzeitliche und zeitgenössische Milieu des Urmenschen, dafür darf der Verfasser wohl auf seine früheren Schriften verweisen, außer seiner „Kulturgeschichte der Rasseninstinkte"

(Eugen Diederichs, Jena) insbesondere auf das Werk „Rasse und Milieu", das in neuer, erweiterter Auflage vorliegt (Deutsches Verlagshaus Vita, Berlin-Ch.).

So glauben wir denn, allen Ansprüchen genügt zu haben, die an ein Handbuch der Paläoanthropologie, wie es bisher noch nicht vorliegen dürfte, zur allgemeinen Orientierung über das gesamte Gebiet der urgeschichtlichen Forschung gestellt werden können, zumal soweit diese für den eurasischen Kulturkreis in Frage kommt, sowie zur Einführung für diejenigen, die sich der Paläoanthropologie besonders widmen wollen, und hoffen, daß es sich in diesem Sinne fruchtbar erweisen werde.

Berlin-Wilmersdorf, Dezember 1906.

Der Verfasser

Geleitwort zur vierten Auflage

Über ein Jahrzehnt ist vergangen seit der letzten Auflage dieses Werkes, von dem der Kriegszustand die Hälfte weggenommen und durch die Erschwerung aller Veröffentlichungen bewirkt hat, daß die längst notwendig gewordene und verlangte neue Bearbeitung erst jetzt erscheinen kann. Die Umwälzungen und Zerstörungen des Kriegs haben andererseits aber auch gerade der Urgeschichtsforschung wichtige Dienste geleistet. In den Schützengräben und Minengängen wurde mancherlei wertvolle Kunde von der Urmenschheit zutage gefördert. Der Verfasser hat es sich angelegen sein lassen, das vielfache neue wissenschaftliche Material, das die letzten Jahre auf diesem Gebiete gezeitigt, soweit es der Rahmen seines Buches erlaubte, darin zu verwerten und seinen Lesern durch die vorliegende neue gründliche Bearbeitung und Erweiterung ein in vieler Hinsicht weit anschaulicheres und greifbareres Bild von Gestalt und Leben des Urmenschen zu bieten.

Infolge der ungemeinen Verteuerung durch den Kriegszustand ist es leider nötig geworden, von den bisherigen acht Tafeln vier fortfallen zu lassen. Als Ersatz dafür aber hat der Text durch eine Anzahl neuer Illustrationen eine entsprechende Bereicherung erfahren, welche die Höhlenkunst der Dordogne (Mammut, Renntier), sowie die des Keßlerlochs (weidendes Renntier, Pferd, Alpenhase) veranschaulichen und damit das schemenhafte Wesen der menschlichen Stammväter, durch ihre hochentwickelte künstlerische Übung leben- und bluterfüllt, um so wirkungs- und eindrucksvoller zeigen. Ferner ist das Werk durch die verschiedenen Rekonstruktionen des Urmenschen, Abbildungen von Urschädeln, das Schädelnest der Ofnet-Höhle und vieles andere bereichert worden. Das bisherige Schriftenverzeichnis der Urgeschichtsforschung mußte fortfallen, da es sich unmöglich erwies, das neuerdings ungeheuer angeschwollene Material im Rahmen dieses Buches zu vereinigen, und durch eine unvollständige, lückenhafte Zusammenstellung nicht einzelne Forscherkreise gegen andere benachteiligt werden sollten.

In der wissenschaftlich tiefer begründeten und ausgebauten sowie bildwerklich bereicherten Gestalt, in der mein Buch nun zum vierten Male in die Welt geht, möge es wiederum das Interesse der weiten Leserkreise erringen, welche die früheren Auflagen sich zu gewinnen wußten, und damit erneut zum Studium eines der bedeutsamsten Wissenszweige des Menschengeschlechts, seiner Vor- und Urgeschichte, anregen, der neben der Wissenskunde von dieser zugleich von höchstem Erziehungswerte ist, indem das Menschenwesen sich hier an der Hand der primitivsten Mittel und Werkzeuge aus eigener Kraft bis zu den höchsten Kulturerrungenschaften emporgearbeitet darstellt. Eine symbolische Aufforderung an das deutsche Volk, das sich durch den verunglückten Krieg und den Gewaltfrieden, der ihm danach auferlegt worden, auch wiederum in vereinfachtere Lebensverhältnisse zurückgedrängt sieht, den Glauben an den Sieg der Arbeit nicht zu verlieren, der es erneut zu reineren, freieren Höhen des Lebens emporführen wird!

Herrn Dr. Georg Girke sage ich meinen besonderen Dank für Überlassung der Abbildungen Nr. 33 und 53 aus dem Berliner Völkerkunde-Museum.

Berlin-Wilmersdorf, Juni 1919.

Der Verfasser

Bei weitem den größten Teil seiner Bildung erwirbt der Mensch vor seinem sechsten Jahre, vor dem Anfange des eigentlich sogenannten Lernens: bei weitem den größten Teil der seinigen erarbeitete das Menschengeschlecht vor dem Beginne der Geschichte. Aber wenn dem einzelnen Kinde für seine wichtigsten Erwerbungen Jahre genügen, da es durch das Leben mit Könnenden lernt, so brauchte die Menschheit für die ihrige Jahrtausende, da sie den sauren Weg eigener muster- und meisterloser Versuche gehen mußte.

Paul de Lagarde

Inhalt

Geleitwort zur ersten Auflage. S. V—VII.
Geleitwort zur vierten Auflage. S. VIII—IX.
Verzeichnis der Textabbildungen. S. XIV—XVI.
Quellenverzeichnis der Textabbildungen. S. XVI.

Erstes Kapitel: **Kult-Kultur.** S. 1—12.

Erklärung des Kulturbegriffs 1 — Die Bedeutung des Werkzeugs für die Menschheitsentwicklung 1 — Organprojektion 2 — Die ersten Erfindungen als Grundlagen der religiösen Kulte 3 — Die Entdeckung der Feuererzeugung 3 — Der Feuerkultus 4 — Ursprung des Kultus aus der Urkultur 5 — Der Einfluß des Feuers auf die Menschenphantasie 5 — Das Kreuz als ältestes Kultsymbol und Schriftzeichen der Urmenschheit (Hakenkreuz = Swastika) 6 — Ursprung der Religionen aus dem Feuerkult 7 — Pramathi = Prometheus = Feuerquirl (der „Gekreuzigte") 8 — Das Mysterium der Feuererzeugung der Ursprung der christlichen Religion 9 — Die Geburt Agnis 10 — Der Ursprung der Gottidee und der Götter aus dem Feuerkult 11 — Der arische Herdaltar 12 — Agni, die erste und höchste Gottheit 9 — Gleichzeitige Entdeckung des Feuerquirls bei verschiedenen Völkern 10 — Die Idee des Feuers in der etymologischen Ausdrucksweise 11 — Der häusliche Herdaltar als Mittelpunkt des Kulturlebens der weißen Rasse 12.

Zweites Kapitel: **Die ältere Steinzeit.** S. 13—42.

Rückblick auf den Ursprung der Kult-Kultur Eurasiens 14 — Die Urzeugen menschlichen Lebens 15 — Die verschiedenen Epochen des Steinalters 15 — Die ältesten Spuren des Menschen 16 — Material und Bearbeitung der ältesten Werkzeuge 17 — Die ältesten Werkzeugtypen 17 — Die Bedeutung des Materials (Feuerstein) für die Entstehung der Urkultur in verschiedenen Gegenden 18 — Der Widerstand des Materials als Antrieb zum Kulturschaffen 19 — Der Ursprung der europäischen Urkultur im Sommetal 20 — Das Höhlen- und Renntierzeitalter 21 — Die Lebensweise des Höhlenmenschen 22 — Das Mammutzeitalter 22 — Die Lappländer und Eskimo als Nachkommen der Höhlenmenschen 22 — Die wichtigsten Fundstellen 23 — Die Industrie des Höhlenzeitalters 24 — Form der Waffen und Werkzeuge 24 — Die Kunstleistungen des Höhlenmenschen 25 — Gegenstände der künstlerischen Darstellung 26 — Die Ursprünglichkeit der Kunst des Höhlen-

zeitalters 28 — Die Verbreitung der Höhlenkunst 29 — Der Urmensch von Krapina 32 — Die Dauer der ältesten Kulturperioden 33 — Die ältesten Schädelfunde von Neandertal, Schipka, Spy, Galley Hill 34 — Der Fund von Ochos 39 — Der Fund von Woisek 39 — Der Fund von Mentone 40 — Ursprung der geistigen Fähigkeiten des Menschen 41.

Drittes Kapitel: **Die jüngere Steinzeit.** S. 43—62.

Kennzeichen zu höherer Kulturentwicklung bestimmter Völker 43 — Die Ursprünglichkeit der Steinzeitkultur 44 — Butmir und Götschenberg 44 — Die Lücke zwischen der älteren und jüngeren Steinzeit 44 — Der fundamentale Unterschied zwischen der älteren und jüngeren Steinzeit 45 — Steinzeit-Gräberfeld Hinkelstein 47 — Lausitz 47 — Die Kjökkenmöddinger als Produkt der Cannstattrasse 48 — Die Torfmoore 50 — Alter und Fundmaterial der Kjökkenmöddinger, Pfahlbauten, Dolmen 51 — Portugal 52 — Die Urbevölkerung des Elsaß 53 — Ursprung der Pfahlbauten 54 — Die Pfahlbauern 55 — Antike Pfahlbauten 56 — Alter, Perioden und Kultur der Pfahlbauzeit 55 — Fauna und Flora der Pfahlbauzeit 55 — Die Pfahlbauten als älteste Stufe indogermanischer Kultur 56 — Venedig als Pfahlbaudorf 56 — Ein Übergang aus der älteren zur jüngeren Steinzeit in Mähren, Böhmen, Galizien, Franken 58 — Holzhütte, Wohnmulde und Feuersteinwerkstätten 58 — Die nordische Steinzeit 59 — Das Zeitalter der Muschelhaufen und der megalithischen Bauwerke in Dänemark 60 — Die Kupferperiode 60 — Das Metall als Überführung der vorgeschichtlichen in die geschichtliche Zeit 62.

Viertes Kapitel: **Die ältere Bronzezeit.** S. 63—75.

Die Stufen des Kindesalters als Spiegel für die Kulturentwicklung der Urmenschheit 63 — Die Verführung durch das Metall 64 — Kunst, Gewalt und Trug 64 — Der Übergang vom Steinzeitalter zur Metallzeit in Amerika, Afrika und der Südsee 65 — In Palästina und China, Klein- und Großasien 66 — Japan 67 — Assarbad 68 — Verwendung und Etymologie der Bronze 69 — Erste Spuren von Eisen in der Bronzezeit 70 — Die Chalyber als erste Eisenschmiede 70 — Der Konservatismus des Steinzeitalters 70 — Erste Übergänge von der Bronze zum Eisen 71 — Zinn, Blei, Antimon 72 — Das skandinavische Bronzereich 72 — Die asiatische Herkunft der Bronze 73 — Die neue Weltanschauung des Metallzeitalters 74.

Fünftes Kapitel: **Die jüngere Bronzezeit.** S. 76—94.

Mesopotamien, die Heimat der Bronze 76 — Die Sumero-Akkader 76 — Der Einzug der Bronze in Europa 77 — Das Odergebiet 78 — Die Perioden der Urgeschichte 82 — Der Werkzeugtypus der Bronzezeit 82 — Die bronzezeitlichen Pfahldörfer 84 — Die Dauer der Seedörfer 86 — Die nordische Bronzezeit 87 — Die Bronzezeit im Orient 89 — Tracht und Schmuck der Bronzezeit 90 — Die Bronze auf englisch-irischem Boden und in Ungarn 91 — Entwicklungsreiche und -arme Bronzeperioden 92.

Sechstes Kapitel: **Die Hallstattperiode.** S. 95—116.

Bronze und Eisen 95 — Erste Differenzierung der Urmenschheit 97 — Die Bronze in Ägypten 97 — Das Eisen in Mesopotamien 99 — Die Chetiter 101 — Die Hellenen 104 — Hissarlik-Troja 106 — Die Karer 107 — Die Dipylonkultur 108 — Die Illyrier 110 — Die Veneter 112.

Siebtes Kapitel: **Die La-Tène-Periode.** S. 117—131.

Die homerischen Helden 117 — Heroenhügel und Fürstengräber in Württemberg 117 — Etruskische Einflüsse im vorgeschichtlichen Europa 118 — Feuerböcke und Bratspieße 119 — Die drei Kulturen der Alpenländer 120 — Die La-Tène-Kultur 120 — Hallstatt und La-Tène 121 — Reihengräber 124 — Die Eisenkultur 125 — Klimaschwankungen als die Ursache der Völkerwanderungen 126 — Rasse und Milieu 127 — Die ungleiche Befähigung der Rassen für die Kultur 127 — Die römische Eisenkultur 128 — Die urzeitliche Rassenmischung in Europa 130.

Achtes Kapitel: **Religiös-geistiges und wirtschaftlich-soziales Leben der Urmenschheit.** S. 132—148.

Die Geburt der Götter 132 — Der Kulturwert von Fetischismus und Tabu 133 — Der Kulturwert der Ekstase 133 — Priester und Techniker 134 — Der Sonnenmythos 135 — Die Trojaburgen und der Kulttanz 138 — Die Kirchen der Urkultur 139 — Die Druidenkirchen 140 — Delos und Gotland 140 — Der Völkerlenz 141 — Die Allod- und Feodverfassung 142 — Arier und Mongolen in Europa 145 — Die Aufgabe der Paläoanthropologie 147.

Die Epochen der Urgeschichte. S. 149—151.

I. Steinzeit 149. II. Metallzeit 149.

Verschiedene Einteilungen der älteren Steinzeit und der Eiszeiten. S. 150—151.

System der älteren Steinzeit (A. Nach Mortillet) 150 — (B. Nach Piette) 151 — Einteilung der Eiszeiten (nach Hörnes) 151.

Personenregister. S. 162—163.

Sachregister. S. 164—168.

Verzeichnis der Tafeln und Textabbildungen

Tafel 1: Urmensch (Neandertaler).
Tafel 2: J. Scheuchzers „Homo diluvii testis".
Tafel 3: Weiblicher zusammengekauerter Bison.
Tafel 4: Das kleine Schädelnest der Ofnethöhle.

	Nr.	Seite
Alpenhase (Keßlerloch)	23	29
Älteste Steinwerkzeuge	9	16
„ „	10	16
„ „	13	18
„ „	14	20
Altertümer vom Hallstätter Salzberg	79—84	109
Armringe	58	78
„	63—64 84—85	
Armspirale	61	81
Barma-Grande-Schädel (Vorderansicht)	29	36
„ „ „ (Seitenansicht)	30	37
Befestigung einer Klinge am Griff	59	79
„ der Bronzeklinge am Griff	54	66
Beil aus grünem Nephrit	72	96
„ mit Ohr und Schaftlappen	66	87
Bison (Altamira)	24	30
Dänisches Lur	56	73
Degen aus der Schweiz	66	87
Degengriffe aus Dänemark	66	87
Dolch	62	83
Durchbohrte Axt aus Sandstein	72	96
Eimer	70	93
Eisernes Schwert mit Silberbeschlag	90	119
Feinpolierte Werkzeuge	41	55
Felsenzeichnung von Bohuslän	67	88
Fibel von Bronze	60	80
„ aus Ungarn	71	94
Flachcelte	72	96
Getriebenes Goldgefäß aus Werder a. d. H.	73	98
Gibraltar-Schädel (Vorderansicht)	27	34
„ „ (Seitenansicht)	28	35
Glockengrab	74	100

	Nr.	Seite
Goldenes Diadem aus Hissarlik-Troja	78	106
Goldener Halsring	61	81
„ Hut aus Schifferstadt	88	114
Große Fibel	58	78
„ Hohlringe aus Bronze (Arm- und Beinringe)	60	80
Grotte des Enfants	34	41
Gürtelschließe aus dem Gräberfeld von Watsch	89	115
Hakenkreuze	1	3
„	2	5
„	3	8
„	4	10
„	5	11
Halsschmuck	65	86
Hämmer mit Durchlochung	38	49
Hammer mit Horngriff	42	56
Homo Aurignacensis Hauseri	53	62
Homme de Mentone	33	40
Idol, weibliches (Mentone)	22	28
Kathedrale von Sens	94	139
Kieferstücke des Krapinaschädels	26	83
Kiesel, bemalte	5	15
„ „ (Mas-d'Azil)	11	17
Kindergrotte (Mentone), Doppelgrab	32	39
Kleiner Ring aus Bronze	60	80
Kommandoaxt	61	81
Kommandoäxte	72	96
Kurzschwert von Bronze	61	81
Lanzenspitze	38	49
„	57	74
„ aus Ungarn	68	92
Mammut (Magdalénien)	19	25
Massive Arm- und Halsringe aus Bronze	60	80
Meißel	58	78
Mensch der Steinzeit	6—7	14
Messer von Nidau	66	87
Nadel	72	96
„ aus Bronze	60	80
Neolithische Steinwerkzeuge aus Dänemark	43—46	57
„ „ „ Niederösterreich, Serbien und Galizien	47—50	57
Ofnet-Höhle	35	42
Polierte Steinhämmer	39	51
Polierwerkzeug	37	47
Proanthropus erectus	36	44
Reichverzierter Halsschmuck	61	81
Renntier (Magdalénien)	20	35

	Nr.	Seite
Renntier, Font de Gaume	25	31
Römische Eisenschwerter	91	122
Schwertformen aus Ungarn	68	92
Schwertscheide mit reichem Figurenschmuck	87	113
Sicheln	55	69
Situla von Watsch eben gelegt	86	112
Skandinavische Steinhämmer	51	60
Steinbeile	38	49
Steinhammer mit Schaftrillen	52	61
Steinpfeilspitze	15	21
„	16	23
Steinmesser	17	24
Steinsäge	18	24
Steinsetzung auf der Insel Wier	93	137
„ mit Knochenurne	75	102
Tierbild (Magdalénien)	21	27
Tongefäße aus dem Grabfelde von Hohenbruck	76	103
Trojaburg bei Wisby auf Gotland	92	136
Urne mit Tierzeichnung	85	111
Urmensch, jagender	31	38
Vase	69	93
„ mit Tierzeichnung	77	105
Vervollkommnete Hämmer	40	53
Zahlen-Kiesel	12	17

Quellenverzeichnis der Textabbildungen

Abb. 1, 2, 3, 4, 5 aus Krause, Tuisko-Land.
„ 6, 7, 26 aus „Umschau", Frankfurt a. M.
„ 9, 10, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 37, 41, 42, 52, 54, 55, 57, 59, 62, 63, 64, 65, 66, 69, 70, 91 aus Buch der Erfindungen.
„ 33, 38, 39, 40, 51, 53, 56, 58, 60, 61, 68, 71, 72, 73, 74, 75, 77, 78, 85, 88, 91 nach Aufnahmen im Museum für Völkerkunde in Berlin.
„ 43—50 nach einer Aufnahme im Naturhistorischen Museum in Wien.
„ 67 aus Hellwald, Der vorgeschichtliche Mensch.
„ 76, 86, 87, 89 aus Much, Kunsthistorischer Atlas.
„ 79 aus Simony, Die Altertümer vom Hallstätter Salzberg und dessen Umgebung.
„ 92, 93, 94 aus Carus Sterne, Die Trojaburgen Nordeuropas.
„ 8, 11, 12, 19, 20, 21, 22, 24, 25, 27, 28, 29, 30, 34 nach Obermaier, Der Mensch der Vorzeit.
„ 23 aus Anz. f. Schweiz. Altertumskunde.
„ 31 und 36 nach Wilser, Menschwerdung.
„ 32 nach Hörnes, Natur- und Urgeschichte des Menschen.
„ 35 aus Schliz und Fraas, Urgeschichte Württembergs.

Erstes Kapitel

Kult-Kultur

Die Geschichte der Kultur ist die Geschichte der Loslösung des Menschen von der Natur. Vom Tierzustande scheidet den Menschen die Einsicht in den Zusammenhang von Ursache und Wirkung: die Erfindung des Werkzeugs als Mittel zwischen Mensch und Natur — Organprojektion. Darin Wurzel aller Kultur, die mit religiösem Kult umgeben, zur Kult-Kultur auswuchs. Die Feuererzeugung, die epochemachendste Entdeckung der Urmenschheit, der ursprünglichste, heiligste Kult, und die beiden kreuzweise gelegten Hölzer zur Erweckung des Funkens mit dem Feuerquirl der Ursprung der Kreuzidee und Symbol des Lebenslichts. Aller religiöse Kult geht auf Kreuz und Opfer zurück, mit dem der Feuergott — Agni der Inder — geweckt und genährt wird. Swastika oder Hakenkreuz, das älteste Kult- und Schriftzeichen der westasiatisch-europäischen (eurasischen) Menschheit und Symbol der Gottidee, die aus ihm entsprungen. Die Kult-Kultur wuchs sich bei den Ariern zum Kultus des häuslichen Herds — dem Herdaltar — aus, auf dem sich ihre ganze Kulturentwicklung als auf ihrem Fundamente erhoben hat.

Die Geschichte der Kultur ist die Geschichte der Loslösung des Menschen von der Natur, der Lösung aus dem tierischen Instinktverbundensein mit dem großen Lebenszusammenhange. „Durch die Kultur wurde der Mensch aus einem vollkommenen Zögling der Natur ein unvollkommenes moralisches Wesen, aus einem glücklichen Instrumente ein unglücklicher Künstler.“ In diesem Worte Schillers ist das ganze Wesen der Kultur begriffen und umschrieben, ihre Lebensfunktion und Wertung für die Menschheitsentwicklung.

Was den Menschen vom Tierzustande scheidet, ist die Einsicht in den Zusammenhang und die Folge von Ursache und Wirkung, ist die Verwendung des Werkzeugs als Mittel zu einem vorgesetzten Zweck. Während das Tier sich blindlings auf seine Beute stürzt, weiß der Mensch sie aus der Ferne zu treffen und ihrer mit einem geringen, oft kaum merkbaren Aufwand an Kraft habhaft zu werden. Jede Verwendung eines Organprojektionswerkzeugs ist eine erste primitive Anwendung des Hebelgesetzes, wobei die Last mit einem Bruchteil des ihr entsprechenden

Kraftaufwands bewältigt und bewegt, oder eine kleine Last in große Bewegung versetzt wird.

Das Werkzeug ist eine Verlängerung und Verselbständigung des Organs, eine Organprojektion des menschlichen Körpers. Der geworfene Stein, das geschleuderte Beil, der abgeschossene Pfeil, die Lanze lösen in der mitgeteilten Bewegung die Kraft des Armes vom Körper und übertragen sie auf den fernhin getroffenen Gegenstand. Der Arm ist dann gleichsam so lang geworden, wie der Wurf reicht, seine Kraft ist um das Gewicht und die Wucht des geschleuderten Werkzeugs vermehrt. Jeder solcher erste Gebrauch eines Mittels an Stelle des unmittelbaren Losstürzens reiner Tierheit mit der vollen Wucht des Körpers auf das Objekt erzeugt mithin eine Kraftersparnis, eine Erweiterung der Lebenssphäre, ein erstes Herrschaftsverhältnis über die Natur. Der Mensch steht nicht mehr in Reih und Glied mit den übrigen Lebewesen, sondern ist gewissermaßen vor die Front getreten, auf einen Standpunkt, von dem er sie bis zu gewissem Grad überschaut. Man sucht den Ursprung des Menschen in dem sogenannten „missing link", dem fehlenden Glied in der natürlichen Entwicklungsreihe der Lebewesen, in dem Pithekanthropos, und glaubte seine natürliche Abstammung erst mit der Auffindung auf diese hindeutender Knochenreste erwiesen und die Menschwerdung damit gesetzt. Wir hingegen sehen den Menschenursprung in dem ersten Werkzeug, in dem ersten Stein, dessen Form verrät, daß eine Menschenhand ihn zu einem bestimmten Zweck benutzte und damit zwischen die Natur und sich ein Mittel schob, das seinem Träger Kräfte zur weiteren Entwicklung freigab. Der Gebrauch des ersten Werkzeugs brachte die ganze Menschheitsentwicklung ins Rollen, die von Erfindung zu Erfindung schritt, von der Bearbeitung des ersten Steinbeils bis zur Konstruktion der kompliziertesten modernen Maschine, und die wir unter dem Namen „Kultur" zusammenfassen. Diese stellt eine kontinuierliche Entwicklungsreihe und Stufenfolge dar, auf der sich das Lebewesen aus dem rohen Naturzustande heraushob, der Mensch sich aus der Tierheit löste und zum Bewußtsein seiner Menschenwürde erstarkte.

Einzig das Mittel, das er zwischen die Natur und sich zu bringen wußte, hat ihn somit zum Menschen gemacht, und wir werden in der Folge sehen, daß allem religiösen Kult und den tiefsten Mysterien und Mythologien, die die verschiedenen Völker und Rassen gezeitigt haben, die ersten realen und greifbaren Erfindungen und Entdeckungen des Menschengeschlechts zugrunde liegen. Wir werden sehen, wie jeder

Kult in seinem Ursprung überall auf die Heiligung und Weihung irgendeiner Erfindung und Entdeckung zurückgeht, die natürlich für göttlichen Wesens und Inhalts, für die Offenbarungen einer göttlichen Natur gehalten wurden, wie dieser Grundzug sich durch die ganze Kulturentwicklung aller Zeiten und Völker erhalten hat, so daß er selbst im Religionsdienst unserer Tage noch zu erkennen ist.

Die epochemachende Entdeckung der Urmenschheit war die Kunst der Feuererzeugung. Sie war das einschneidendste und folgereichste Mittel, welches das Menschengeschlecht zwischen sich und die Natur setzte, und mit ihm ist das Kulturleben und die Kulturentwicklung erst wurzelhaft geworden. Alle religiösen Kulte lassen sich auf diese Entdeckung zurückführen, sie waren im Grunde nur eine Weihung und Umschreibung dieser Entdeckung und haben ihren Ursprung von ihr genommen.

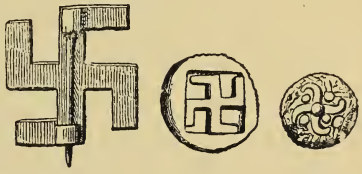


Abb. 1. Hakenkreuze

Das heilige Feuer der Vestalinnen, wie die ewige Lampe der katholischen Kirche sind die letzten Zeugen eines Kultus, der sich auf die Feuererzeugung als eine heilige Handlung gründet, die überall in den Händen der Priester lag. Der Altar war ursprünglich der Steinblock, auf dem das Feuer erzeugt, das Opfer dargebracht wurde, und das Kreuz, das sich die christliche Vorstellung nicht anders als mit dem Opferaltar, mit der Idee eines Opfers verbunden denken kann, ist nur eine Symbolisierung der beiden kreuzweise übereinandergelegten Hölzer, auf denen das Feuer durch Quirlen erzeugt wurde. Das Kreuz als Symbol des Lebens findet sich dergestalt in allen Kultformen, zumal in denen der arischen Völker, zum Zeichen, daß diese ihre gemeinsame Wurzel im Feuerdienst haben und daß Kult und Kultur in ihrem Ursprung nicht voneinander zu trennen sind.

Die Urkultur wuchs sich allenthalben zum Kultus aus, sie umgab sich mit dem Gewand und Schutz des Kults, in dem die heiligsten Werte und Kunden der Urmenschheit aufbewahrt und von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben wurden. Wie in den wilden Zeiten des Mittelalters Klöster und Kirchen die Hüter der literarischen Schätze waren, welche das geistige Feuer der Menschheit bargen, so lag das wirkliche in den Händen der Urpriester, und die Kunst, es wieder und wieder zu entfachen, wurde von ihnen als heiligstes Mysterium bewahrt und vererbt.

Die Phantasie des naiven Menschen wird von den überwältigenden Naturerscheinungen ausgefüllt, vom Lauf der Sonne, des Monds, der Gestirne, dem Zug der Wolken und der Vögel, von Donner und Blitz, Wetter und Sturm. Aber mächtiger als diese alle hat die Erscheinung des irdischen Feuers auf seine Phantasie eingewirkt, das rätselhaft, geheimnisvoll wie aus sich selbst geboren, hervorbricht, dem Menschen dienend, oder ihn bedrohend, und dessen Hervorrufung unter gewissen Bedingungen in seine Hand gegeben ist. Das Feuer erwies sich als das ihm am nächsten kommende, verwandteste und sozusagen menschenähnlichste Element, das sich am willigsten personifizieren und in greifbarer Nähe kultivieren ließ. Sein flackerndes Leben konnte als der adäquate Ausdruck des übernatürlichen Wesens gelten, und erst aus dem Parallelismus mit dem irdischen Feuer wurde das himmlische und wurden die übrigen Elemente vergöttlicht.

Darum war das Instrument, das wir als das Prototyp des Kreuzes erkannten, das erste heilige und der Menschheit gemeinsame Kultsymbol. Wir finden das Feuerkreuz auf den vorhistorischen Denkmälern nahezu aller Kulturvölker, auf denen der Ägypter und Babylonier ebensowohl, wie auf den Denksteinen der Skandinavier und den Tempeln der Inder, in Form des einfachen Kreuzes und des Hakenkreuzes, das eine weiter ausgebildete Form dieses Feuerwerkzeuges darstellt, wobei die vier Stabenden je einen seitlichen Fortsatz erhielten, vermutlich zur besseren Befestigung auf dem Block oder dem Altar, der zu der heiligen Handlung diente. Der Sanskritname für dieses Hakenkreuz ist Swastika, und unter dieser Bezeichnung hat es in der Archäologie Bürgerrecht erhalten als ältestes Kult- und Schriftzeichen der Urmenschheit.

Der Kreuzpunkt der beiden Stäbchen, der in der Regel eine kleine Vertiefung erhielt, hieß in der Sprache der indischen Veden: Maja. In diese Vertiefung wurde der Quirl eingeführt, der durch Rotierung mit den Händen oder einer sich abwickelnden Schnur den Funken erzeugte, welcher durch bereitliegenden Zündstoff aufgefangen und mit Butter genährt zu der auflodernden Flamme des göttlichen Feuers emporwuchs. So schildern die Veden die Geburt des Gottes Agni, des Feuers, und wir finden dort im alten Indien diesen Kultus am vollkommensten ausgebildet und überliefert. Die Geburt des Agni war die heiligste Handlung, die unter feierlichsten und ehrfürchtigsten Zeremonien von Priesterhänden vollzogen wurde.

Der Feuerquirl hieß Pramathi oder Pramantha, ein Wort, das

etymologisch merkwürdig an Prometheus anklingt, den Titanen, der nach der griechischen Sage das Feuer vom Himmel gestohlen und den Menschen gebracht haben soll, wofür er zur Strafe von Zeus an den Kaukasus geschmiedet worden. Prometheus dürfte danach ursprünglich auch nichts anderes als der Feuererzeuger, der Feuerquirl bedeutet haben, und die ganze Sage läßt sich wohl als eine Umschreibung der ersten Feuererzeugung ansprechen, deren Entdecker vermutlich für die erwiesene Wohltat von seinen dankbaren Mitmenschen als Frevler an der Gottheit gerichtet worden sein wird, wie so viele seiner Nachfolger, die der Menschheit Licht und Freiheit bringen wollten. Prometheus war der erste „Gekreuzigte" und wird auch in antiken Texten buchstäblich als solcher bezeichnet. Auch Perseus erscheint im Mythos als ein Heros, der das Feuer vom Himmel herabrief. So findet man in allen religiösen Kulten einen Gott oder Halbgott, der als Feuer- und Lichtbringer den Völkern erschien. In Indien Agni, in Persien Atar, der Sohn des Ormuzd, in Hellas Prometheus, in Rom Vulkan, bei den Germanen Loki, den Slawen Dyonii, den Babyloniern Gilgamesch, den Phöniziern Phlox. Und alle diese Freunde der Menschen haben sich der Sage nach den Haß der himmlischen Götter zugezogen und sind in irgendeiner Weise dafür bestraft worden.

Abb. 2. Hakenkreuze

In den Veden der alten Inder, den ältesten Urkunden nicht nur der arischen oder indogermanischen Völker, sondern der gesamten westasiatisch-europäischen, arisch-semitischen Kulturgemeinschaft, findet sich das Mysterium der Feuererzeugung, wie gesagt, zu der vollkommensten Kultform ausgebildet und überliefert, und wir müssen dieses Mysterium nach der vedischen Darstellung eingehend behandeln, da wir in ihm die ganze Grundlage unserer europäischen Kult-Kultur wiedererkennen werden, nämlich den Ursprung der christlichen Religion, wie sie sich im katholischen und protestantischen Kirchenglauben fixiert hat.

„Agni" (das Feuer), heißt es da, „der fleischgewordene Sohn des Sawistri (des himmlischen Vaters), wurde empfangen und geboren von der Jungfrau Maja und hatte den Zimmermann Twasti (den Verfertiger der Swastika) zum irdischen Vater. In der Höhlung desjenigen der beiden Stäbchen, das den Namen ‚die Mutter' führt, wohnt die Göttin Maja, die Verkörperung der schöpferischen Kraft, und zeugt

den Sohn durch Einwirkung Vayus, des Geistes, des Windhauches, ohne den das Feuer nicht angefacht werden kann."

Vergleichen wir nun diesen Mythos mit dem alten Credo der römischen Kirche, das also lautet:

„Ich glaube an Gott den allmächtigen Vater (Sawistri), den Schöpfer Himmels und der Erden, und an Jesus Christus, seinen eingeborenen Sohn, Licht vom Licht (Agni), nicht erschaffen, sondern erzeugt, wesensgleich mit dem Vater, herabgestiegen vom Himmel, durch den Heiligen Geist empfangen und geboren vom Schoß der Jungfrau Maria (Maja), und nach seinem Tode wieder aufgefahren gen Himmel; ich glaube an den Heiligen Geist, der lebendig macht (Vayu), der ausgeht vom Vater und dem Sohne, der angebetet und verherrlicht wird mit dem Vater und dem Sohne."

Die Geburt Agnis wurde am 25. Dezember, dem Tage der Wintersonnenwende, gefeiert, der durch das Erscheinen eines Gestirns am Himmel bestimmt war. Danach verkündeten die Priester dem Volke die frohe Botschaft, und das Feuer wurde alsdann auf einer Anhöhe unter ehrfürchtigen Zeremonien und dem Absingen eines Hymnus erzeugt, der also lautete:

„O Agni, heiliges, reinigendes Feuer, der du im Holze schlummerst und dich zur glänzenden Flamme erhebst, du bist der in allem verborgene göttliche Funke und der Sonne glorreiche Seele."

Der erste aus der Kreuzeshöhlung, der Maja, durch die Rotierung des Feuerquirls, Pramantha, springende Funke stellt die Geburt des Agni dar, und dieser Funke heißt „das Kind", das in Hymnen als zartes, göttliches Wesen gepriesen wird. Die Priester legten das Kind auf das Stroh, an dem es sich zur Flamme entzündet. An seine Seite wird die Kuh gestellt, die die Butter liefert, mit der die Flamme weiter gespeist wird, und der Esel, der das Soma getragen, den Göttertrank, das dem Agni später zur Nahrung dient. Ein Priester fächelt mit einem Fähnchen Luft herbei, um sein Leben vor dem Erlöschen zu bewahren. Sodann wurde Agni auf Zweige gelegt, die auf den Altar geschichtet waren, und ein anderer Priester goß das Soma darüber. Ein dritter salbte Agni mit der heiligen Butter, wonach er „akta", der Gesalbte, hieß (griechisch Christos). Das also entfachte Feuer stieg als lichte Flamme in einer Rauchwolke zum Himmel empor, wobei man Agni sich wieder mit dem himmlischen Vater zu vereinigen glaubte. Brot und Wein wurden dem heiligen Feuer zum Opfer gebracht, Agni verzehrt

beides und trägt es im Rauch gen Himmel. So wird er zum Vermittler des Opfers, Agni, der sich selbst als Opfer darbietet. Die Priester erhalten einen Teil des Opfers, die Hostie, und verzehren sie als den Leib und das Blut, in dem Agni wohnt[1].

So begegnen wir hier in den Urzeiten der Menschheit schon der christlichen Grundidee vom Selbstopfer und Opfertod des Erlösers, der als Sohn des himmlischen Vaters zu den Menschen gesandt, zum Mittler wird zwischen diesen und jenem. Die Dreieinigkeit, gebildet aus der Sonne (Sawistri) als dem himmlischen Vater und dem Feuer (Agni) als dem Sohne und der Inkarnation der Sonne, aus dem Windhauch (Vayu) als dem Heiligen Geiste, ist das Grunddogma der Religionen arischen Ursprungs. Der Sinn dieses Mysteriums war die Aufbewahrung des Geheimnisses der Feuererzeugung, und die feierlichen Zeremonien sollten die Kunde unauslöschlich in das Gedächtnis der Priester einprägen, während der ewig brennende heilige Herd — gleich der ewigen Lampe der katholischen Kirche — das Feuer dauernd bewahrte.

Man muß sich vergegenwärtigen, welche ungeheure Bedeutung das verzehrende, belebende und erwärmende Element für die Urmenschheit hatte, um zu begreifen, daß ihm zuerst von allen Naturkräften und Erscheinungen göttliche Verehrung zuteil geworden, daß die Gottidee vom Feuerkult überhaupt ihren Ursprung genommen und die gesamte Kult=Kultur der westasiatisch=europäischen oder arisch=semitischen Rassen sich naturnotwendig und folgerichtig auf ihm aufbauen, sich aus ihm entwickeln mußte. Das Feuer muß für die Bewohner der gemäßigten und kalten Zone einen ganz anderen Sinn und eine unvergleichlich größere Wichtigkeit haben, wie für die der heißen Zone. Dort war es ein Wohltäter der Menschheit, ein lebensfreundliches Element, hier ein vorwiegend lebensfeindliches und zerstörendes, jedenfalls keine Lebensnotwendigkeit. Die Entdeckung der Feuererzeugung war daher für die Nordländer eine ungeheure befreiende und erlösende Tat, die überall zum Mittelpunkte des Kultlebens werden mußte, um den sich das gesamte Sinnen und Denken, Tun und Treiben bewegte, und sie offenbart sich als solche von Urzeiten her noch bis auf den heutigen Tag in der Heilighaltung des häuslichen Herds, die allen arischen Völkern gemeinsam und der weißen Rasse eigentümlich ist. Auf der eisigen Hochebene von Iran,

[1] Vgl. Malvert.

wo nur zwei Monate im Jahr Sommer ist und wo es die ganze übrige Zeit wettert, stürmt und schneit, hat der Feuerkult seinen Ursprung genommen und sich noch bis auf den heutigen Tag in der Feueranbetung erhalten. Nicht allein der religiöse Kultus, sondern auch die gesamte Kultur der Arier geht auf Iran zurück, hat dort ihre ersten Wurzeln geschlagen. Wie Skandinavien nach den neueren Forschungen die Urheimat der arischen und, im weiteren Sinne, der gesamten weißen oder kaukasischen Rasse zu sein scheint, so dürfte Iran als die Heimat ihrer Urkultur angesprochen werden, die ihren Weg südöstlich nach Persien und Indien, südwestlich nach Hellas und Italien genommen hat, und von dort über Babylonien, Assyrien, Ägypten und Palästina wieder auf Hellas und Rom zurückstrahlte, um in diesem ungeheuren Kreislauf fortgesetzter Wechselwirkung von einem Volk zum anderen schließlich über die Kelten zu den Germanen und der Urheimat des gesamten weißen Völkerkomplexes zurückzukehren.

Abb. 3.
Beilklinge mit Hakenkreuz

Die Geschichte der arischen Kult-Kultur ist die Geschichte des Feuers als des belebenden und erwärmenden Elementes, das den Menschen aus dem dämonischen Zwang der Naturgewalten erlöste und in dem von seiner eigenen Hand ins Leben gerufenen Gott das erste befreundete Element an die Hand gab, das ihm gegen die feindlichen Mächte beistand, um sich ihrer zu erwehren. Mit dem auf dem Herdaltar lodernden Feuer begann der nordische Mensch zum erstenmal aufzuatmen und emporzublicken, begann er zum erstenmal menschlich-göttlich zu empfinden, wie entlastet von einem ungeheuren Druck. „Ein Blick in die Veden zeigt uns," sagt Carus Sterne, „daß die alten Inder eine Gottheit verehrten, die an Rang und Alter alle anderen überragte, im Himmel, in der Erde, im Wasser, ja im eignen Körper und dem aller Pflanzen und Tiere gegenwärtig erschien, und danach alle Dinge geschaffen haben sollte . . ." Schon die Sammlung der Rigveda, welche für den ältesten, stückweise bis zum 15. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung hinaufreichenden Teil der indischen Überlieferungen gilt, enthält Anrufungen, welche den Gott des häuslichen Herds an die Spitze aller Götter stellen, mit den höchsten derselben verschmelzen und ihm Schöpfung und Erhaltung aller Dinge zuschreiben. So singt der indische Dichter Vamadeva: „Unsterblicher Agni, du bist derjenige, den die Menschen in ihren Gebeten zuerst anrufen," und Bharadvadja: „Er hat Himmel und

Erde gegründet." Vasichtha nennt ihn den „Inhaber aller Güter und Besieger aller Übel" und Visvamitra „den Herrn der Heerscharen, der über alle Feinde triumphiert." Als Verjager aller im Dunkeln schleichenden Feinde wird er angerufen.

„O Agni" — heißt es im Rigveda — „wenn du zur Welt kommst, bist du Varuna, wenn du dich entzündest, bist du Mitra. Kind der Kraft, alle Götter sind in dir. Du bist Indra für den Sterblichen, der dir dient. Du bist Aryaman, dem das Opfer (svadha) gebührt, du trägst die geheimnisvolle Gabe der Libationen davon. Du bist Rudra, und bei deiner glänzenden Geburt erheben die Maruts (Windgötter) ihr Geheul." Agni ist in der tierischen Wärme, im organischen Leben, er ist im Gestein, im Blitz, in jedem Lebensfeuer, und wie Caspari in seiner „Urgeschichte der Menschheit" einleuchtend nachgewiesen hat, ist mit der Kenntnis des Feuers dem Urmenschen erst die feurige Natur der Sonne und des Blitzes aufgegangen. Gott Agni lebte in den Hütten der Armen ebensowohl wie in den Palästen der Reichen und in den himmlischen Hallen der ewigen Götter, und so wurde er aller Lebenden gemeinsamer Freund und Bindeglied. „Du bist in unseren Hütten," singt Pasçanva, „ein Priester, den Manu (d. i. der erste Mensch) für unser Opfer eingesetzt hat." Und ein anderer vedischer Hymnendichter ruft: „Er liebt uns, als ob er von unserem Stamme wäre, denn er ist derselbe, den unsere Väter bereits geschaut, der alle kennt, die hier sind und nicht hier sind." „Herr der Welt" und „Herr der Götter" heißt er in den älteren Veden, und er wird aufgeführt unter Wendungen wie: „Die Götter mit Agni an der Spitze" oder „Agni und die anderen Götter". Erst später tritt er in die Reihe der letzteren zurück, wie denn in allen Mythologien die Himmelsgötter später die ursprünglichen irdischen Feuergötter überwinden und ablösen, die dann zu bösen Dämonen gestempelt werden wie Luzifer und Loki. Unfruchtbare Mütter flehten zu Agni um Nachkommenschaft und die Verlöbnisse wurden vor seiner Flamme geschlossen. Zur Zeit der Sommersonnenwende wurden Scheiterhaufen mit neuem aus dem Camibaum gequirlten Feuer entzündet, über das Vieh getrieben wurde und über das die Menschen sprangen. „Es wurde davon jene reinigende und fruchtbar machende Wirkung erwartet," sagt Carus Sterne, „welche die Veden der Flamme Agnis zuschrieben und welche sich in dem Glauben an die Wirksamkeit der Notfeuer fest erhielt, die man bis ins 11. Jahrhundert hinein in Sachsen, Thüringen und Mecklenburg anzündete, wenn

verheerende Viehseuchen auftraten." Zuvor mußten alle Feuer in der Ortschaft gelöscht werden, die dann an dem neu erzeugten heiligen Feuer wieder entzündet wurden, wie auch noch bis in die neuere Zeit in Deutschland Brauch war. Dieser Brauch scheint danach — wie der Feuerkult überhaupt — nicht erst aus Asien nach Europa gedrungen, sondern in unserem Erdteil ureinheimisch gewesen zu sein, aber er hat in Iran doch erst seine Ausbildung zu einem vollwertigen religiösen Kult erfahren, während er in Europa nur als abergläubischer Brauch sich fort-

Abb. 4.
Fibel mit Hakenkreuz

erbte. So in dem altitalischen Palilienfest, das auf dem Palatinischen Hügel dem Hirtengott Pales und seiner Tochter Palatua dargebracht wurde. Die letztere gilt als Gründerin Roms bei Fastus und Solinus und ist in der Mythe eine nordische Jungfrau, welche Herakles von seinem Zuge nach dem Hyperboreerlande mitgebracht haben soll, wonach der Feuerkult der italischen Hirten — als der ältesten Kultform auf italischen Boden, die sich in dem Palilienfest durch die ganze Geschichte Roms erhalten hat — aus Nordeuropa herzuleiten sein wird. „Wie alt dieser Feuerkultus der europäischen Hirtenvölker aber selbst im Süden ist, werden wir wohl erkennen, wenn wir uns überzeugt haben, daß der alte Vesta- und Hestiakultus in Griechenland und Italien nur eine Verjüngung des Kults der altgermanischen Feuergottheit war, von der andererseits der Kult des indischen Agni herzuleiten ist." (Carus Sterne.) Bei den Iraniern hat sich dieser Kult zu einer höheren Religionsform vergeistigt, bei den übrigen indogermanischen Stämmen wurde er später von dem Kultus der himmlischen Gottheiten abgelöst.

Tylor hat nachgewiesen, daß die Entdeckung des Feuerquirls von verschiedenen Völkern zugleich gemacht worden sein müsse. Bei den Eskimo wie den Mexikanern findet sich das gleiche Werkzeug zur Feuerbereitung, das bei Indern, Griechen, Römern und Germanen in Brauch war und noch von den heutigen Naturvölkern in mehr oder weniger vervollkommneter Form benutzt wird. Aber nur bei den arischen Völkern wurde der Gebrauch dieses Werkzeugs mit besonderen religiösen Zeremonien umgeben. Der Feuerquirl und die Kreuzunterlage mußten von verschiedenem Holze sein. Bei den Indern wurde jener von der Suma-Akazie, diese von Feigenholz genommen. In Alteuropa wurde nach Theophrast das Kreuz von Efeu, der Quirl von Lorbeer ge-

schnitten, „denn das Tätige und das Leidende dürfen nicht von demselben Holze sein, damit jedes seine Funktion erfülle, nämlich der harte Quirl auf der weicheren Unterlage besser hafte und Funken gebe." Nach der Edda aber ist der erste Mann Ask aus Eschenholz, die erste Frau, Embla, aus Erlenholz entstanden. „Dies scheint um so bestimmter auf die Gewohnheit zu deuten," meint Carus Sterne, „den Feuerquirl aus Eschenholz und den Feuerschoß aus dem brandroten Erlenholz zu fertigen, als auch die persische Mythe die ersten Eltern Maschia und Maschiana als Eschengeborene behandelt und in der griechischen der Feuerbringer Phoroneus ein Sohn der Eschenfrau (Melia) ist."

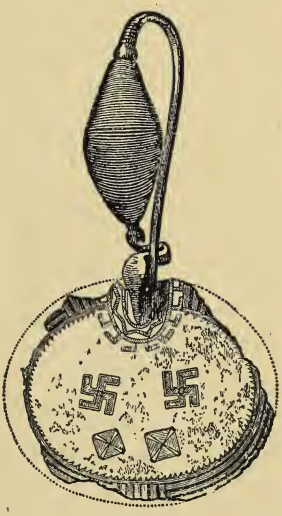


Abb. 5.
Fibel mit Hakenkreuzen

Von besonderer Wichtigkeit ist nun, nach Sterne, der indische Name des Feuerquirls „Pramantha". Die Wurzel manth, math — rühren, drehen, quirlen, ist in zahlreichen indogermanischen Worten enthalten, welche sämtlich die gleiche Grundbedeutung haben, nämlich der rotierenden Bewegung, so litauisch menture, altslawisch meta, lateinisch mentha (Quirlkraut), lettisch meturis (der Butterstöpsel), altnordisch möndultrê (Wellenbaum) und mundilföri = Weltbildner, Weltquirler, nach der Eddavorstellung, die merkwürdig an die Kant-Laplacesche Theorie anklingt, daß die Welt durch Quirlung aus dem Urstoff hervorgebracht worden sei, wahrscheinlich eine wiederum von der Feuererzeugung abgeleitete Vorstellung. Auch lateinisch mundus klingt hier an, ferner der Name des Totenrichters Rhadamanthys, Bruder des Minos, der „Stabdreher" bedeutet. Ferner altgermanisch Meth, griechisch methy, methe (Zechen, Rausch), methyo, methysko (ich bin, ich mache betrunken), deutsch Mut, Gemüt, Minne trinken. Überall ist der Sinn der des „Gärens", Schwelens, Kreisens, Loderns, Hervorbrechens, der auf das Wesen des Feuers zurückgeht oder an dieses anklingt.

So sehen wir, daß der Feuerkult sich archäologisch wie etymologisch als gemein-arisch erweisen läßt, und insbesondere die Kult-Kultur, die sich um die Heilighaltung des Herdfeuers bewegt, ist das Merkzeichen der von der arischen Rasse ausgegangenen Stämme, das diese nicht allein von der mongolischen, sondern auch von dem übrigen Teil

der sogenannten weißen oder kaukasischen Rasse — der hamosemitischen — scheidet, der der häusliche Herdaltar nicht in diesem Sinne zum Mittelpunkt des Kulturlebens geworden ist. Wir müssen uns bei unserer Behandlung der Geschichte der Urkultur auf den Kulturkreis beschränken, der vom Herdaltar ausgegangen und sich wie auf seinem Fundament auf diesem aufgebaut hat, da er der Träger der Kulturentwicklung geworden, in deren Zuge wir heute noch stehen und an der wir weiterbauen wie das Korallentier an dem längst erstorbenen Riff; und wir können die übrige Kulturwelt dabei nur vergleichsweise streifen, soweit sie archäologisch erforscht ist und vorgeschichtliche Parallelerscheinungen zum Ursprung des westasiatisch-europäischen Kulturkreises darbietet — wie z. B. in den noch heute lebenden Steinzeitmenschen Südamerikas, Afrikas und Australiens — oder jenen Kulturkreis direkt beeinflußt hat, wie die mit einem ungeheuren kulturellen Vorsprung in die Geschichte eintretenden Mongolen Asiens. Danach haben wir zunächst den Schauplatz ins Auge zu fassen, auf dem sich das Drama jener Völkergruppe abspielte, sowie welche Wandlungen er im Laufe der vorhistorischen Zeit erfahren hat, solange sich nachweisbar Menschenwesen auf ihm bewegten. Endlich die letzteren, soweit sie aus den prähistorischen Funden von Schädeln und Skeletten als Typen und unterschiedliche Rassen erkennbar sind, aus denen sich die Gruppe der arischen Völker an der Hand ihrer primitiven Kult-Kultur erhoben und herausgehoben hat, um der Träger der historischen großen Kulturen zu werden, als den wir sie kennen.

Zweites Kapitel

Die ältere Steinzeit

Auf die Entdeckung der Feuererzeugung gründete sich die gesamte Kult-Kultur der nördlichen Urmenschheit, und die hereinbrechende Vereisung des Kontinents hat auf dem Wege furchtbarer Auslese einen Teil derselben weiterhin erfinderisch gemacht und zu höherer Kulturentwicklung befähigt. Die Urzeugen dieses Menschenlebens sind die behauenen Steinwerkzeuge, die an verschiedenen Orten Europas in Menge gefunden werden. Man unterscheidet drei Perioden des Steinalters: das paläolithische oder ältere, mesolithische oder mittlere und neolithische oder jüngere Alter. Die Werkzeuge sind meist aus Feuerstein und wurden nur roh behauen, finden sich aber schon in den verschiedensten Typen über das ganze Gebiet der Urkultur verbreitet. Der Widerstand des Materials und die Menge, in der es anstand, bot dabei einen besonderen Antrieb zur Bearbeitung, so daß man im Sommetal, wo die günstigsten Bedingungen vorlagen, die älteste Kultur am weitesten fortgeschritten findet und ihren eigentlichen Ursprung zu suchen hat. Das Höhlen- und Renntierzeitalter stellt einen ersten Fortschritt über die älteste Steinzeit dar und hat die erste Industrie in der künstlichen Bearbeitung von Knochen und Horn gezeitigt. Namentlich die Höhlen des Dordognetals zeigen einen ungeheuren Reichtum an derartigen Artefakten. Als Zwischenperiode zwischen zwei Vereisungen folgte dann das mildere Mammutzeitalter, das die Menschen für eine Weile aus den Höhlen freigab. Die folgende Vereisung mag dann einen Teil der Höhlenmenschheit, die auf den Spuren des Renntiers nach Norden gezogen, von der Rückkehr nach Süden abgeschnitten und unter erschwerten Bedingungen zu der hochgewachsenen blonden Rasse der Nordländer umgezüchtet haben.

Die wichtigsten Fundstellen sind die Gudenushöhle in Österreich und der Hohlefels in Schwaben. Die Höhlenzeichnungen erweisen sich so lebensvoll und wahr, daß sie ein elementares Talent verraten und den Skizzen bedeutender Künstler ähnlich sehen. Diese Kunstleistungen sind noch ursprünglich; nicht wie in der späteren Hallstattzeit von anderswoher beeinflußt. Eine außerordentliche Fundstätte bot neuerdings die Höhle von Krapina in Kroatien, die einen ureuropäischen Typus zeigt, der von den ältesten Schädelfunden in Neandertal, Schipka, Spy, Galley Hill, Woisek, Mentone abweicht.

Der aufrechten Haltung hatte es der Urmensch vor allem zu danken, daß er der natürlichen Verteidigungsmittel entraten und sich künstliche erzeugen konnte, die seine geistigen Fähigkeiten auf dem Wege des geweckten Erfindungssinns immer weiter steigern mußten.

Aus den allgemeinen Gesichtspunkten unserer Einleitung in die Urgeschichte der Kultur haben wir ersehen, daß der Mensch durch die Erfindung von Mittel und Werkzeug — durch die sogenannte Organprojektion —

sich von der Natur und den übrigen Lebewesen geschieden, und daß die Natur ihn zu dieser ersten schöpferischen Tat durch Versetzung in eine Umwelt von unwirtlichem Charakter veranlaßt hatte, welche seinen Selbsterhaltungstrieb zu entscheidender Selbsthilfe herausforderte. Wir sahen, daß die Entdeckung der Feuererzeugung für die Bewohner der nordischen Länder von der einschneidendsten Bedeutung war, und daß sich die gesamte Kult-Kultur der westasiatisch-europäischen Völker — oder Eurasiens,

Abb. 6 und 7. Der Mensch der Steinzeit
(Nach Hyatt Mayer)

wie dieser Komplex bezeichnet worden ist — auf diese Entdeckung gründet. Wir sahen endlich, daß die wiederholte Vereisung des nördlichen Europa in der nachtertiären Zeit die Zuchtwahl seiner Urbewohner aufs äußerste getrieben und sie zu der Rasse emporgezüchtet haben muß, die wir als die weiße oder kaukasische bezeichnen und von der die Kulturreiche der Inder, Babylonier, Perser, Hellenen, Römer der alten, und die der Kelten, Germanen und Slawen der neueren Zeit ihren Ursprung genommen haben.

Wir haben nun den ersten Spuren des Menschen in dem umgrenzten Länderkomplex nachzugehen, die uns beweisen, daß er nicht wie nach der alttestamentlichen und anderer Mythe von höherer Hand geschaffen, sondern

allmählich auf dem Wege natürlicher Entwicklung geworden ist und sich aus dem Zustande der Tierheit stufenweise herausgearbeitet hat. Diese Urzeugen menschlichen Lebens und Webens sind die Funde aus der paläolithischen oder älteren Steinzeit, die vom ersten Auftauchen menschlicher Spuren bis zum Ende des Diluviums oder der Überflutung unsers Erdteils gerechnet wird, welche mit dem Abtauen der letzten Vereisung eintrat, nach der dieser erst seine heutige Gestalt gewann.

In Frankreich wird dieser Zeitraum „Epoque de la Pierre taillée" genannt, Zeitalter der behauenen Steinwerkzeuge, da diese in der ältesten Periode noch nicht — wie später in der jüngeren Steinzeit — poliert, geschliffen und geschärft, sondern nur roh zurechtgehauen wurden. Die Bezeichnungen paläolithisch für die ältere und neolithisch für die jüngere Steinzeit sind von dem englischen Forscher J. Lubbock eingeführt und allgemein wissenschaftlich aufgenommen worden. Paläolithisch — griechisch *παλάιος λίθος*; neolithisch — *νέος λίθος*. Für den ältesten Teil der älteren Steinzeit kennt man außerdem die Bezeichnung eolithisch — *έος λίθος* — womit der Forscher Mortillet angeblich schon aus der Tertiärzeit stammende Steinwerkzeuge bezeichnet hat. Endlich wird als mesolithisch — *μέσος λίθος* — eine mittlere Steinzeit ausgeschieden, welcher die sogenannten Kjökkenmöddingerfunde in Dänemark entstammen, die „Küchenabfälle", nämlich Haufen von Nahrungsresten, Steinwerkzeugen und Knochenresten, die Spuren menschlicher Bearbeitung zeigen und darauf deuten, daß in den Buchten der Insel Seeland urzeitliche menschliche Ansiedlungen gewesen sein müssen, die schon einen Fortschritt über das erste Steinzeitalter hinaus bekunden.

Abb. 8.
Bemalte Kiesel von Mas-d'Azil, mit sog. „alphabet. Zeichen"
(Nach E. Piette)

Der belgische Forscher Rutot hat im älteren Diluvium von Belgien das massenhafte Vorkommen von Werkzeugen einfachster Art nachgewiesen, die aus Feuersteinstücken von beliebiger Gestalt bestehen. Solche von Prestwich mit Benutzung der alten Bezeichnung Eolithen genannten

Werkzeuge wurden in Deutschland von Hahne bei Magdeburg, sowie von dem Lehrer Rabe in Biere, dann von Favreau bei Neuhaldensleben, von Jäckel bei Freyenstein (Mark), in Frankreich von Capitan und Klaatsch, in Ägypten von Schweinfurt gefunden. Auch Professor von Luschan hat auf seiner ägyptischen Reise bei Heluan und Theben prismatische Kieselsteine zu Hunderten gefunden. Auf einem Berge südlich von Heluan fand er Steinhämmer, und je mehr er der Wüste zureiste, desto kleinere Splitter fanden sich. Luschan meißelte aus anstehenden Felsen Silex-Werkzeuge aus, die zweifellos Manufakte sind, und nach Blankenhorn in einer Schicht lakustriner Bildung gesessen haben. „Diese Angaben veranlaßten mich" — schreibt Professor Max

Abb. 9. Ältestes Steinwerkzeug

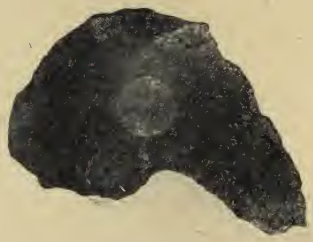
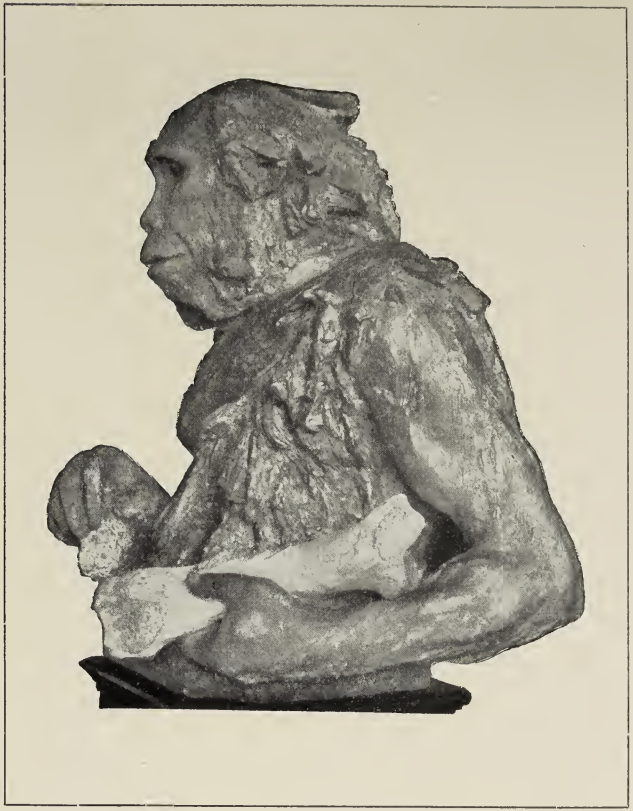


Abb. 10. Ältestes Steinwerkzeug

Verworn[1] — „nach einem Besuch bei Rutot in Brüssel und einer Besichtigung der Sammlungen Capitans in Paris, Ausgrabungen in Aurillac (Auvergne) vorzunehmen. Es ergab sich mir einwandfrei das Vorhandensein einer bereits ziemlich differenzierten Kultur im Ausgange der Miozänzeit (mittleres Tertiär). Ich fand bei meinen Ausgrabungen am Puy de Boudieu 30%, am Puy Courny 24%, bei Veyrale 20%, bei Belbex 16% zweifellos bearbeitete Feuersteine. Daraus geht hervor, daß am Ende der Miozänzeit die Täler des Cantal von Wesen bevölkert waren, die bereits mit der Technik der künstlichen Feuersteinspaltung durch Schlag, und mit der Herstellung von Werkzeugen durch verhältnismäßig feine Randbearbeitung der künstlich gewonnenen Abschläge vertraut waren und diese Fähigkeiten in umfangreichem Maße verwendeten. Damit sind aber die ersten Anfänge der Menschheitsentwicklung weit über das Miozän zurückgeschoben, denn die Höhe der Differenzierung dieser Kultur setzte bereits eine lange Entwicklung voraus. Körperliche Reste sind bis jetzt

[1] Umschau, 35. 1905.

Tafel 2 **Urmenſch (Neandertaler)**
(Nach Kupka)



Urmenſch (Neandertaler)
(Nach Rutot)

Zu Seite 13

Abb. 11.
Bemalte Kiesel von Mas-d'Azil, mit sog. „graph.-symbol. Darstellungen"
(Nach E. Piette)

noch nicht von den alten Bewohnern des Cantal gefunden. Wir wissen nicht, ob sie in ihrem Körperbau schon mehr dem heutigen Menschen, oder noch mehr den tierischen Vorfahren des Menschen glichen, — ob sie bereits eine artikulierte Sprache hatten, ob sie das Feuer kannten, ob sie Kleidung oder Wohnung besaßen, ob sie Fleisch aßen, oder anderes. Alles, was uns diese geheimnisvollen Wesen hinterlassen haben, sind ihre steinernen Werke. Wo Menschen schweigen, werden die Steine reden!"

Die ältesten Steinwerkzeuge sind aus Quarz, Hornstein, Jaspis, Sand- und Kalkstein, vorwiegend aber aus Feuerstein (silex) geformt, nicht nur wo diese Gesteinsarten natürlich gewachsen sind, sondern auch an Stellen, wo sie nur durch Handel hingelangt sein können. Die Bearbeitung des Feuersteins geschah in zwei Stufen: durch Abschlagen des zum Werkzeug bestimmten Stücks, soweit dies nicht schon in annähernd brauchbarer Form vorgefunden wurde, dem sogenannten Knollen, was mit dem Schlagstein geschah, und der Bearbeitung des Knollens, oder nucleus, mit einem hölzernen oder beinernen Gegenstand. Diese ersten Spuren menschlicher Formgebung, die von den Abnutzungsspuren und Scharten an den Werkzeugen streng zu scheiden sind, werden Retuschen genannt. Man erkennt die von Menschenhand abgehauenen Stücke an der Schlagmarke oder Schlagabsplitterung. Ein Kennzeichen hohen Alters ist der durch Reibung des Gegenstands auftretende Lüstre, die Patina, durch atmosphärische Einflüsse hervorgerufen, ferner die Versinterung oder Bildung von Kristallen, welche sich auf den Steinwerkzeugen angesetzt haben.

Abb. 12. Sog. „Zahlen-Kiesel" von Mas-d'Azil
(Nach E. Piette)

Der Forscher Mortillet nahm an, daß die Periode von Chelles, unter welcher er die ersten 78000 Jahre der Existenz des Menschen versteht, nur ein einziges ungestieltes Werkzeug gekannt habe, das zu allen Verrichtungen des Urmenschen gleichermaßen habe dienen müssen. Inzwischen aber hat man an diesem ältesten Fundort Werkzeuge von großer Mannigfaltigkeit entdeckt: Beile, Haumesser, Schaber, Dolche von mehr oder weniger sorgfältiger Bearbeitung. Dieselben Typen fand man, außer in Frankreich, England, Spanien, Portugal, Belgien, Deutschland, Österreich, Italien, auch in Nordafrika (Algerien und Ägypten), Indien (Dekhan) und im Westen Nordamerikas. „Sie scheinen die Früchte einer traditionellen Erfahrung zu sein" — sagt Hörnes —, „welche man überall an den lokal vorkommenden, zugleich härtesten und brauchbarsten Gesteinsarten gemacht hat. In all den genannten Gebieten gehören sie gleichaltrigen Schichten an, und es darf als eine schwerwiegende kulturgeschichtliche Tatsache betrachtet werden, daß die Menschheit auf einem großen Teil der Erdoberfläche in demselben geologischen Zeitraum die gleiche Phase industrieller Entwicklung durchgemacht hat."

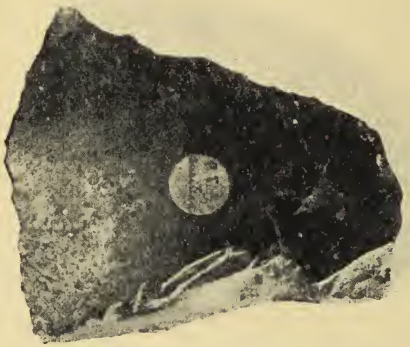


Abb. 13. Ältestes Steinwerkzeug

Wie in den folgenden Perioden in der Kulturentwicklung Bronze und Eisen, so ist in der ältesten der Feuerstein das Kulturmaterial. Die Bewohner der Gegenden, wo sich große Feuersteinlager befanden, hatten darum schon von Natur aus einen kulturellen Vorsprung vor den übrigen, denen nur hartes und schwer zugängliches Gestein zur Verfügung stand. So waren die Feuersteinlager in der Kreide des Sommetals von großer Bedeutung für den ungewöhnlich schnellen Aufschwung der vorgeschichtlichen Bevölkerung Frankreichs, der sich aus den dortigen paläolithischen Funden ergibt, die, mit denen aus deutschem und österreichischem Boden verglichen, eine entschiedene Vorgeschrittenheit bekunden, welche sich der reicheren und ergiebigeren Umwelt zuschreibt. Die Steinwerkzeuge von Abbeville und Amiens (St. Acheul und Chelles) sind größer, wuchtiger, vollkommener als beispielsweise solche gleichaltrigen Funde von

Taubach bei Weimar, aus der Umgebung von Stramberg und der Byciskalahöhle in Mähren. Taubach lieferte nur kleine Messer und Splitter aus Kiesel, Schiefer und Quarzporphyr vom Diluvialschutt des Ilmtals, mit welchen winzigen, formlosen Werkzeugen nicht entfernt das gleiche geleistet werden konnte, wie mit einer der schweren Steinäxte aus dem Sommetal. Diese Ersparnis an Zeit und Mühe konnte von der dortigen Urbevölkerung wiederum auf die reichere Ausgestaltung des Lebens verwandt werden, und so finden wir schon wahrhafte Schmuckstücke und Zierate, die auf die Uranfänge eines Kulturlebens deuten, während der Urmensch auf deutschem Boden noch ganz kümmerlich sein nacktes Dasein fristete. Die paläolithischen Kulturen der Gegend von Weimar stehen nach Prof. Wüst (Kiel) der altsteinzeitlichen Kultur des Moustérien nahe, weisen aber zum Teil bereits Anklänge an die Aurignac-Kultur auf. Ihre Fundschichten sind der letzten großen Zwischeneiszeit, der Riß-Wurm-Interglazialzeit der Penckschen Gliederung zuzuweisen.

Ein Gegenbild zu der Urkultur des nordfranzösischen Sommetals würde eine Landschaft darstellen, die Mangel an Gestein leidet oder überhaupt steinlos ist. In einer solchen wäre ein Steinalter, wären die ersten Anfänge einer Kultur undenkbar. „Könnten wir uns denken" — sagt Peschel —, „daß alle Erdfesten den südamerikanischen Ebenen glichen, wo sich kein Geschiebe mehr findet, denn die Modererde lagert klaftertief über feinzermalmtem Lehm oder Ton, so hätten die Menschen nie zum Steinzeitalter sich erheben können, sondern bei Holz und Horn verharren müssen. Wie weit wären sämtliche altmexikanischen Völker Mittelamerikas zurückgeblieben, wenn sie nicht den Obsidian oder das Itztli unter den Laven ihrer Vulkane gefunden hätten, ein Mineral, das bei jedem geschickten Hammerschlag, wir möchten sagen, in lauter Messerklingen zerspringt, so scharf, daß noch lange nach der Eroberung die Spanier sich von einheimischen Barbieren mit Obsidianscherben rasieren ließen." So sehen wir wiederum, daß es das Material, das Mittel war, welches sich dem Menschen anbot und seiner Betätigung Widerstand entgegensetzte, was ihn zum Kulturschaffen, zur Erzeugung der ersten Werkzeuge herausforderte, die sich zwischen ihn und die Natur schoben und die Handhabe wurden, an der er sich mehr und mehr aus der Tierheit aufrichtete und über die Natur selbständig hinaushob.

Dieses Mittel, das Gestein, durfte ihm aber auch nicht zu viel Widerstand entgegensetzen, es durfte nicht zu spröde und unzugänglich sein, um seine Tätigkeit nicht von vornherein erlahmen zu lassen: es mußte die rechte

Mitte halten zwischen allzu großer Härte und Weiche, um ihm die rechten, brauchbaren Werkzeuge zu liefern, welche ihm Kräfte zu anderweitiger Verwendung freigaben und damit eine Kulturentwicklung und Fortbildung der primitiven Anfänge auslösten. Dieser glückliche Umstand scheint auf dem europäischen Kontinent zuerst im Sommetal dem Urmenschen sich dargeboten zu haben, und so dürfen wir dort den Ursprung der europäischen Urkultur suchen, in einer Umwelt, die dem Urmenschen das Leben erleichterte und ihn zum erstenmal zu einer Art Lebensgestaltung kommen und freier aufatmen ließ. „Das Sommetal in der Pikardie" — sagt Hörnes —, „dieser klassische Boden einer vorweltlichen Kultur, durchschneidet einen Bezirk von Kreide, in welchem die eingebetteten Steinschichten fast horizontal verlaufen. Die Kreidehügel, welche das Tal einfassen, erheben sich fast durchweg zu einer Höhe von 200 bis 300 Fuß. Oberhalb dieser Abhänge dehnt sich ein meilenweites, nur wenig kupiertes Plateau, welches ohne Unterbrechung mit einer 5 Fuß dicken, versteinerungsleeren Schicht von Lehm oder Ziegelerde bedeckt ist.

Abb. 14. Älteste Steinwerkzeuge

Von der einstigen Bedeckung der Kreide mit tertiärem Sand und Ton sieht man nur hin und wieder einzelne Flecken. Diese Decke ist durch Wassergewalt hinweggeführt worden, und mit ihr die Steinwerkzeuge und die Knochen diluvialer Tiere, welche man jetzt unten in der Kiesschicht zu beiden Seiten des Tales antrifft. Die Anschwemmung des Sommetals bietet nach Lyell nichts Außergewöhnliches, weder in ihrer Lagerung oder äußeren Erscheinung, noch in der Art ihrer Zusammensetzung oder in ihren organischen Überresten; in allen diesen Beziehungen mag sie hundert anderen Tälern in Frankreich oder England gleichkommen. Merkwürdig ist nur die außerordentliche Menge uralter Feuersteingeräte mitten unter den Knochen ausgestorbener diluvialer Säugetiere." Die Knochen, an denen nach Lartet die Einwirkungen steinerner Werkzeuge wahrzunehmen sind, stammen von Mammut, Rhinozeros, Renntier, Urochsen, Pferd, Riesendamhirsch, Höhlenlöwe und Hyäne. 25 Meilen stromauf, in Abbeville und Amiens, walten nahezu die gleichen Verhältnisse, nur daß dort noch die Knochen des Ur-

elefanten (Elephas antiquus) und Flußpferds (Hippopotamus) gefunden wurden.

Man muß ſich das Leben des Urmenſchen ſo vorſtellen, daß er in der guten Jahreszeit im Freien unter Fellzelten kampierte, wie ſie noch jetzt die arktiſchen Bewohner Aſiens und Amerikas im Gebrauch haben, und in der ſchlechten ſich dann in Höhlen barg. Die franzöſiſchen Forſcher haben daraus auf ein Höhlenzeitalter geſchloſſen, eine Epoque des cavernes als zweite Phaſe der Diluvialzeit, wonach der Menſch erſt in der ſogenannten Renntierzeit, d. h. in der Eis- und Nacheiszeit, die Höhlen als ſtändige Wohnſitze aufgeſucht haben ſoll. In dieſem Höhlenzeitalter ſei eine Entwicklung der Induſtrie vor ſich gegangen, die wiederum einen gewiſſen Fortſchritt gegenüber den diluvialen Funden aus dem Sommetal bekundete. Das Renntier diente dieſem Geſchlecht zur hauptſächlichen Nahrung, und ſeine Knochen und Geweihe zur Anfertigung von Werkzeugen. Dieſe Renntierkultur ſtellt eine erſte Emanzipation vom Stein dar, der zuvor ausſchließliches Material der Induſtrie geweſen. Nadeln, Pfriemen und Schaber in den Höhlenfunden bezeugen, daß der Menſch dieſer Epoche Häute zu Gewandſtücken zu verarbeiten verſtand.

Abb. 15.
Steinpfeilſpitze

Als älteſte Wohnſtätten der Menſchen finden ſich Höhlen in Frankreich, England, Italien und Spanien, Deutſchland, Belgien, Öſterreich, ebenſo wie in Südamerika und Südafrika. Der Boden dieſer Höhlen iſt in der Regel mit einer Sickermaſſe bedeckt, dem ſogenannten Höhlenlehm, unter dem man die Reſte der Vorzeit, zerſpaltene, zerbrochene, benagte, zerſägte Knochen der Jagdtiere findet zwiſchen bearbeiteten Steinen und Bruchſtücken menſchlicher Skelette. Jagd und Fiſchfang bildeten die Hauptbeſchäftigung des diluvialen Höhlenmenſchen. Außer dem Renntier erlegte er auch Pferde und Vögel. Muſcheln dienten zum Körperſchmuck, und bearbeitete Steine finden ſich oft in Höhlen weit entfernt von dem Ort ihres natürlichen Herkommens. Somit muß damit ſchon Tauſchhandel getrieben worden ſein, und es darf bereits auf eine gewiſſe Beweglichkeit, auf ein Umherſtreifen des Höhlenmenſchen geſchloſſen werden. So ſtammen z. B. die bearbeiteten Feuerſteine von Schuſſenried von einer Stelle, die etwa 100 km von dort entfernt liegt. Zeugniſſe der Liebe zu Putz und Zierat bekunden ſich in Gehängen aus Raubtierzähnen, Elfenbeinplatten, Muſcheln und bunten Steinen. Tierhäute werden mit Feuerſteinmeſſern enthaart und mit Tierſehnen genäht. Zur Hauptwaffe

diente der Speer, außerdem Bogen und Pfeil. Speerspitzen mit Widerhaken wurden aus Horn und Knochen hergestellt. Höhlen mit südlichem Ausgang wurden in Europa bevorzugt. Dagegen bemerkt der griechische Schriftsteller Diodor, daß die Höhlenwohnungen der Troglodyten am Arabischen Golf sich sämtlich nach Norden öffnen, weil in den nach Süden geöffneten Höhlen die Hitze unter dem dortigen Klima unerträglich ist.

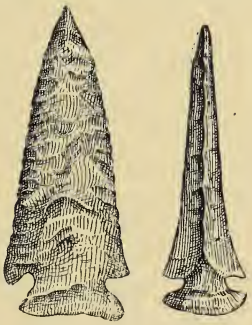
Die Steinwerkzeuge aus den Höhlenfunden in Frankreich und Belgien machen den Eindruck einer jüngeren, fortgeschritteneren Kulturstufe gegenüber denen aus dem Sommetal, die dem sogenannten Mammutzeitalter zugerechnet werden, einer wärmeren Epoche zwischen zwei Vereisungsperioden mit Wohnplätzen auf der freien Ebene. Durch die folgende Vereisung scheint der Urmensch dann erst wieder in die Höhlen getrieben und zu einem neuen erschwerten Kampf ums Dasein gezwungen worden zu sein, der ihm eine gewisse Sammlung und Konzentration des Geistes, eine Verinnerlichung, und damit neue Erfindungen und Entdeckungen in der Bearbeitung und Herstellung von Werkzeugen brachte. Die Steinwerkzeuge des Schwemmlands zeigen oft schon ebenso ausgebildete und entwickelte Formen wie die der Höhlenfunde.

Englische und französische Forscher wie Boyd-Dawkins, Lubbock, Dupont, Bertrand behaupten, daß die Renntierjäger der Höhlenzeit während der nachfolgenden Perioden, die wieder ein zeitweiliges Abtauen der Vereisung und milderes Klima brachten, auf den Spuren des Renntiers sich nach Norden gezogen hätten. In den Lappländern und Eskimo seien die letzten Abkömmlinge jener Höhlenbewohner zu erblicken, die von Mitteleuropa nach Norden gezogen und von späteren neuen Vereisungen dort festgehalten wurden. Dagegen hat ein anderer französischer Forscher, Reinach, mit Recht eingewandt, das eine Bevölkerung, die eine so entschiedene Anlage zum Kulturfortschritt bekundet wie die Höhlenmenschen, unmöglich danach auf einer so primitiven Stufe stehen bleiben konnte wie die heutigen Lappen, Finnen und Eskimos.

Einige der wichtigsten deutschen Fundstellen sind die Gudenushöhle im niederösterreichischen Kremstal, welche 1883 von Pfarrer L. Hacker erschlossen wurde, und der Hohlefels im schwäbischen Achtal, den Oskar Fraas in Stuttgart entdeckte. Vor dem Auftreten des Menschen war der Hohlefels vom Höhlenbären bewohnt, dem er vom Urmenschen im furchtbaren Kampf ums Dasein abgerungen werden mußte. „In solchen Formen bewegte sich der Fortschritt im Beginne der prähistorischen Kulturperioden" — so schildert Hörnes packend dieses urwilde Leben. „Zuerst

erbeutete der Höhlenbär gelegentlich einen Menschen und schleppte die zerrissenen Gliedmaßen desselben nach seiner unheimlichen Lagerstätte; oder er fand einen unseligen Eindringling in derselben und ließ ihn sein Hausrecht in bestialischer Weise fühlen. Dann kam der Mensch, mit List und Vorsicht besser begabt, verdrängte ihn aus seinem Wohnsitz und vergalt ihm Gleiches mit Gleichem. Wir können uns vorstellen, wie eine Bärenhöhle vom Menschen systematisch durch einen zähen und heimtückischen Krieg entvölkert wurde, ehe sie in den Besitz des Siegers überging. Es mag ein Kampf zwischen nachbarlichen Burgherren gewesen sein."

Aber nachdem der Urmensch sich einmal in den Höhlen wie in sicheren Burgen festgesetzt hatte, nahm seine Entwicklung in Künsten und Fertigkeiten einen ungeahnten Aufschwung. Wir dürfen diese Höhlenzeit vielleicht mit der Klosterzeit des Mittelalters vergleichen. In den Höhlen blieben die schwächeren Elemente, blieben zumal Frauen und Kinder in sicherer Obhut zurück, während die rüstigen Männer auf Beute auszogen. Sie waren nicht mehr jedem Überfall preisgegeben und konnten sich in Sicherheit und Muße ihren Künsten und Fertigkeiten hingeben, die wir denn auch, wie bereits gesagt, in den Funden in verhältnismäßig hoher Ausbildung finden. Geradezu überraschend waren in dieser Hinsicht die von Lartet und Christy (1864—1874) in den Höhlen von Perigord gemachten Funde. Die Grotten in den Felswänden der Dordogne und ihres Nebenflusses Vézère, welche ungeheure Vestibüle, Korridore, Gemächer und Säle bergen, vergleicht Boyd-Dawkins mit der Wirkung, welche Herkulanum und Pompeji auf den Beschauer machen. Man schreitet über Lager von Knochenbruchstücken, Kohlen, verbrannten Steinen, Flintspänen, Messern, Pfriemen, Sägen, Lanzenspitzen, Hämmern, Nadeln, Pfeilspitzen, Harpunen, Dolchen und Schnitzarbeiten aus Renntierhorn. Unter den Knochen fehlten noch die des Haushunds und damit für den Urmenschen das Mittel zur Zähmung der Tiere; ferner fehlt alles Tongeschirr, Spinnwirtel, Textilpflanzen und somit alles, was den Menschen der jüngeren Steinzeit auszeichnete. Die Urbewohner des Perigord müssen also auf der Stufe etwa der heutigen Eskimo, Feuerländer und Australneger gestanden haben.



a b

Abb. 16. Steinpfeilspitzen

Die massenhaften Abfallspäne zeugen davon, daß die Steinbearbeitung

in den Höhlen selbst betrieben wurde. Unter den Werkzeugen befinden sich einige häufig wiederkehrende Typen, wie: die Messer in Form prismatischer Späne mit einer bis zwei und drei Rückenkanten und zwei meist scharfen Schneiden; die Schaber — runde oder länglich dickere Späne — an den Enden durch Entfernung kleiner Splitter steil abgestumpft; die Lanzen- und Pfeilspitzen als dicke, an den Kanten abgeschrägte Späne, an den unteren Seiten eingekerbt, um sie an einem Schaft festschnüren zu können, oder auch zugespitzt, um sie in einen gespaltenen Schaft einsetzen zu können. Lanzen- und Pfeilspitzen aus Renntiergeweih sind auch häufig an einer oder beiden Seiten mit Widerhaken versehen, mit eingeschnittenen Furchen, welche man für Giftrinnen hält. Die Nähnadeln sind oft so fein und zierlich wie Erzeugnisse moderner Industrie und nicht, wie die aus der Gudenushöhle bei Krems, aus Renntierschulterblättern

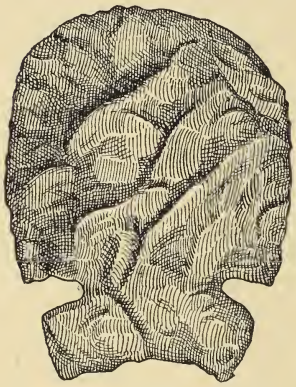


Abb. 17. Steinmesser

Abb. 18. Steinsäge

geschnitten, sondern aus den Mittelhand- und Fußknochen dieses Tieres herausgesägt und mit Steinen poliert.

Das Überraschendste aber sind die Kunstleistungen dieser Höhlenbewohner. „Es ist ein Riesensprung von dem fein geglätteten Werkzeug aus Bein oder Geweih" — nach Hörnes — „zur überraschend ähnlichen Umrißzeichnung von Mensch und Tier, und von der sorgfältig zugeschlagenen Feuersteinspitze zur geschnitzten Beinfigur." Die Arbeiten der Dordognehöhlen sind nun aber trotz der Kindlichkeit in der Ausführung und der Hemmnisse, welche die rohen, unebenen Flächen der Steinwerkzeuge entgegensetzten, meist so lebensvoll und wahr der Wirklichkeit abgelauscht, daß sie ein elementares Talent verraten und den Skizzen bedeutender Künstler ähnlich sehen, die vorübergehend mit den primitivsten Mitteln arbeiten mußten. „Das Talent, schnell charakterisierende Zeichnungen zu entwerfen" — sagt Richard Andree —, „ist unter den Naturvölkern viel weiter verbreitet, als man gewöhnlich annimmt, und bei den meisten braucht nur eine Gelegenheit gegeben zu werden, um die schlummernde Gabe zu

wecken." In dieser Feststellung dürfte die Lösung des Rätsels auch der Höhlenzeichnungen der Dordogne gefunden werden. Bei den Eingebornen der Humboldtbai (Neu-Guinea) beobachteten die Holländer, daß, wenn man ihnen Bleistift und Papier in die Hand gab — Dinge, die sie nie zuvor sahen —, sie mit erstaunlicher Naturtreue einen Fisch oder einen Vogel niederzeichneten. Die Eingebornen von Murray-Island (Torresstraße) zeichneten einem Mitglied des Expeditionsschiffs „Fly" in sein Notizbuch seine Karikatur mit Hut und Tabakspfeife. Andree bemerkt jedoch, daß bei den Naturvölkern die Beherrschung des Ornaments mit der figuralen Darstellung keineswegs immer Schritt halte. Bei den einen finden wir Tierzeichnungen und Skulptur entwickelt, den Sinn für Ornamente aber verschlossen. Dies ist auch der Fall bei den Höhlenbewohnern der Dordogne. Bei andern hat das Ornament den Vorrang, wie bei den neuseeländischen Maori und den Fidschi-Insulanern, während die Buschmänner, Eskimos, Australier und Indianer Nordamerikas wieder nur Tier- und Menschenfiguren zeichnen. Die prähistorischen Völker der späteren Entwicklungsstufen bevorzugen, wie wir sehen werden, wieder das Ornament und lassen die plastische und figürliche Darstellung fast ganz zurücktreten.

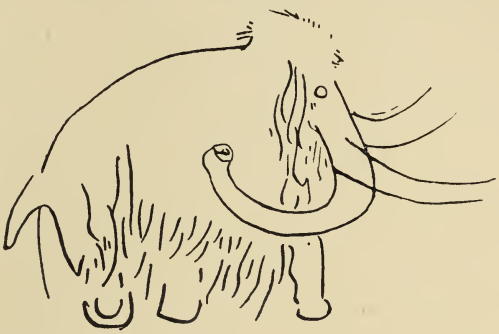


Abb. 19. Mammut
(Aus den Magdalénien)

Abb. 20. Renntier
(Aus den Magdalénien)

Das Pflanzenreich hat nur bescheidenen Anteil an diesen Darstellungen, höchstens eine Blume, ein Zweig. Dagegen finden sich mehr als 300 Tierdarstellungen in Perigord, welche Art und Geschlecht überall deutlich erkennen lassen. Vögel sind selten, Fische häufig. Auf einer Renntiergeweihstange von Montgaudier (Charante) sieht man deutlich zwei nebeneinander schwimmende Seehunde, einen kleinen

Fisch und zwei Aale. Ein Geweihstück aus der Höhle von Lortet (Pyrenäen) zeigt eine Reihe Hirschfiguren, zwischen deren Beinen Fische schweben. Renntier, Pferd, Hund, Rind, Hirsch, Steinbock, Gemse sind überwiegend vertreten; seltener Fuchs, Wolf, Luchs, Bär, Antilope. Vom Mammut findet sich eine ausgezeichnete Darstellung auf einer Elfenbeinplatte von Les-Eyzies, mit mächtigen, aufwärts gekrümmten Stoßzähnen und lang herabwallendem Haar. Auf einem andern Schulterplattstück sieht man ein trabendes Pferd, welches unverkennbar zeigt, daß der Künstler an seinem Entwurf gebessert hat, der ihm nicht gleich auf den ersten Anlauf gelungen. Viel seltener sind die Darstellungen menschlicher Figuren und auch weniger vollendet. So auf einem Schulterblattfragment aus Laugerie-Basse: unter einer halben Renntiergestalt sehen wir da auf dem Rücken liegend eine unbekleidete, mit Armringen geschmückte weibliche Figur, welche schwanger zu sein scheint. Aus derselben Grotte stammt ein Renntiergeweih mit prächtig ausgeführtem Auerochsen, der den Kopf senkt, den Schwanz hebt und vor einem liegenden Mann flieht. Auf einem andern Stück schreitet ein Mann mit Stock oder Lanze auf der Schulter, rechts gewendet; links hinter ihm erscheinen die Köpfe zweier Wildpferde gegen einen niedergebogenen, hochstämmigen Baum. Hinter diesen ist eine Hütte mit horizontalen Strichen angedeutet. Die Knochen- und Geweihstücke werden häufig an einem Ende durchbohrt, um an einen Stock gesteckt oder angehängt mitgetragen zu werden.

Die Kultur von La Micoque, eine Fundstelle nördlich von Les Eyzies in der Dordogne oberhalb Laugerie-Haute, nahe der Vézère, ist von dem Schweizer Forscher Otto Hauser[1] erschlossen worden, nachdem sie bereits seit 1896 durch französische Forscher untersucht worden war[2]. Hauser will durch seine Forschungen den Nachweis erbracht haben, daß La Micoque keine „Freiluftstation", sondern wie die übrigen bekannten Fundstätten eine „Grotten-Niederlassung" gewesen. Außer Faustkeilen in der oberen und Klingen, Schabern, Spitzen, Bohrern, Kratzern in der unteren Schicht war für Hauser von großer Bedeutung die Entdeckung bearbeiteter Knochen, wie Knochenmeißel, Pfriemen und Glätter. Die französischen Forscher zählten die Kultur von La Micoque zur Acheulzeit, Hauser dagegen hält dafür, daß sie der Stufe von Moustier nachfolgt und nannte sie anfangs Moustérien supérieur;

[1] „La Micoque" 1906/7 und 1916, und „Der Mensch vor 100000 Jahren", Leipzig 1917.

[2] H. Obermaier, „Die Steingeräte des französischen Altpaläolithikums."

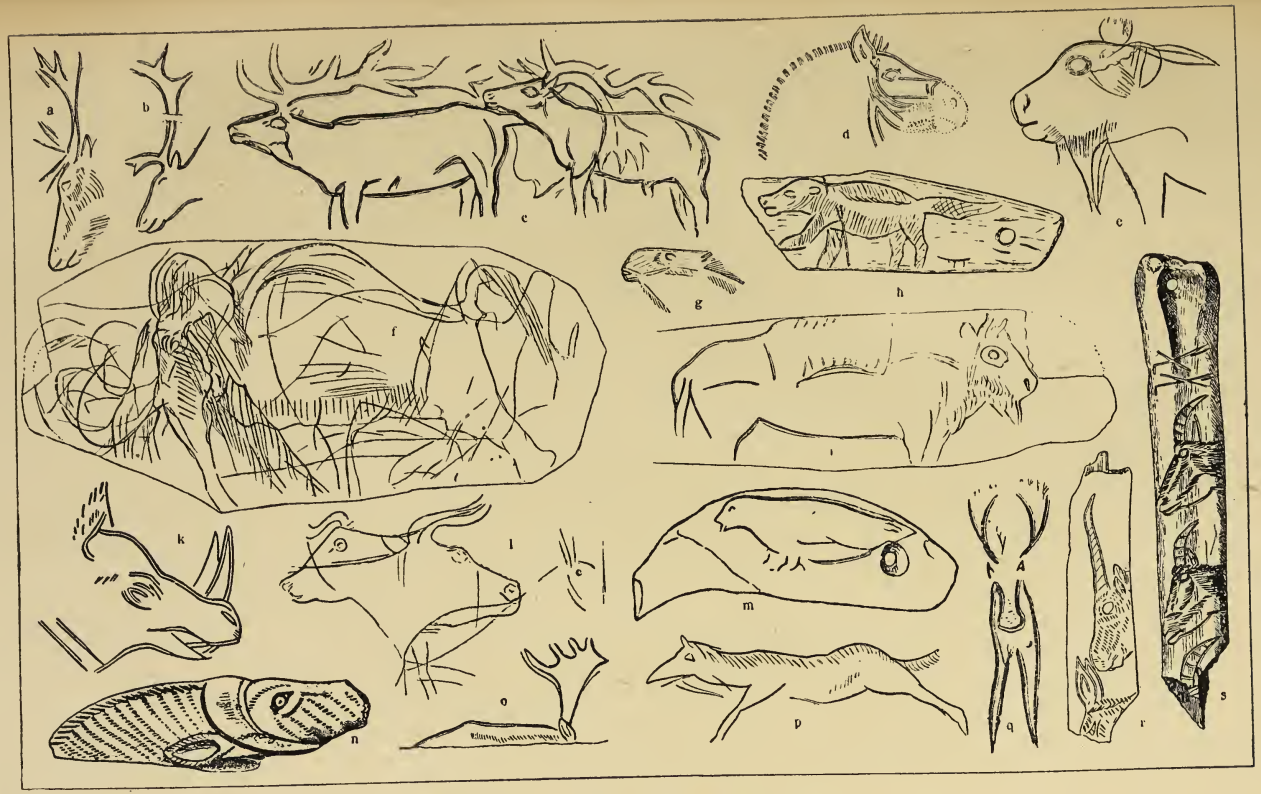


Abb. 21. Tierbilder aus dem Magdalénien

a Renntierkopf (Mas-d'Azil), b Renntierkopf (Gourdan), c Hirsche (La Madeleine), d Wildpferdkopf (Gourdan), e Höhlenlöwe (Gourdan), f Mammut (La Madeleine), g Murmeltier (Gourdan), h Vielfraß (Lorthet), i Bison (Teyjat), k Nashorn (Gourdan), l Urstier (Laugerie-Basse), m Seehund (Sordes), n Moschusochse (Thaingen), o Elch (Gourdan), p Wolf (Gourdan), q Elch (Gourdan), r Saigaantilope (Gourdan), s Gemse (Mas-d'Azil).

(Nach H. Breuil aus „Obermaier, Der Mensch der Vorzeit")

später indessen stellte er sie als „Typus von La Micoque" (Micoquien) zwischen Moustier und Aurignac, als „Kösten-Micoque-Typus". In den Formenkreis dieser Kultur stellt Hauser die Funde vom „Hohlen Stein" und Staffelstein bei Lichtenfels, vom Hohlefels bei Happurg (Mittelfranken), von Markkleeberg (Sachsen), Weimar-Taubach-Ehringsdorf und Hundisburg, von der Wildkirchlihöhle am Säntis und anderen Höhlen in der Schweiz. Die geographische Ausbreitung der Micoquekultur, deren Träger nach Hauser einer selbständigen Rasse angehören, zeigt die Richtung Nordost-Südwest.

Abb. 22. Weibliches Idol aus Mentone
(Nach Reinach)

Reinach nennt die Kunst des Höhlenzeitalters „ein Kind ohne Mutter, eine Mutter ohne Kind" (proles sine matre creata, mater sine prole defuncta); eine Kunst, die unverkennbar von den Eingebornen herrührt, von diesen im Lande selbst ausgeführt, ohne Beeinflussung durch fortgeschrittenere Völker des Südens oder Orients. Dadurch unterscheidet sie sich von den Kunstzweigen der in andern Ländern errungenen Kulturstufen, wie die figürliche und ornamentale Dekorationsweise der Hallstattperiode und die Stempelschneidekunst der Kelten, die diese aber wiederum — nach Mommsen — von den Iberern überkommen haben dürften.

In Deutschland ist der Fund aus dem Keßlerloche bei Thayngen zwischen Konstanz und Schaffhausen von größter Bedeutung: Darstellung eines weidenden Renntiers.

Zu den interessantesten Funden im Keßlerloch gehören nach Jakob Nüesch[1], der die Grabungen dort unternommen, die eigentlichen Rund-

[1] Das Keßlerloch bei Thayngen, Kanton Schaffhausen. Neue Grabungen und Funde. Von Dr. Jakob Nüesch, Schaffhausen. Anz. f. Schweiz. Altertumskunde Nr. 4, 1904/5.

bildungen, die Skulpturen, die figuralen Zeichnungen und die mit Ornamentverzierungen versehenen Schnitzereien. Von den ersteren ist die Darstellung eines Menschen und eines Fisches vorhanden. Jene ist aus Rentiergeweih verfertigt. Weit vollkommener gearbeitet und besser erhalten ist die Skulptur des Fisches, ein plastisches Kunstwerk aus der Diluvialzeit, das von scharfer Beobachtungsgabe zeugt. Die gefundenen Pfeile und Pfeilspitzen sind aus fossilem Elfenbein schön und sauber bearbeitet und einige davon mit Zeichnungen versehen. Die Stoßzähne des Mammuts finden sich zu Werkzeugen und dolchartigen Verteidigungswaffen verarbeitet. Die plastischen Darstellungen wie die Zeichnungen von Menschen, Tieren und Pflanzen gaben einen hohen Begriff von der Kunstfertigkeit der Mammutjäger vom Keßlerloch; insbesondere aber die kunstvollen Schnitzereien mit geometrischen Ornamenten auf denselben. Daraus erschließt Nüesch, daß dort die ganze Kunstentwicklung der diluvialen Zeit in ein und derselben Niederlassung aus der ältesten Steinzeit in allen Stadien vertreten sei, während in den verschiedenen südfranzösischen Höhlen nur die einzelnen Phasen der diluvialen Kunst vorhanden sind. Diese wird vertreten, außer den bereits genannten Plastiken, noch durch den schon früher gefundenen Moschusochsenkopf und den Kopf eines Alpenhasen aus Rentiergeweih und die figuralen Zeichnungen des ebenfalls schon erwähnten weidenden Renntiers und des Pferdes oder Wildesels, sowie verschiedener Pferdeköpfe und hirschartiger Tiere. Prof. Wörmann bemerkt darüber in seiner „Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker": „Alle Tiere aus der Rentierzeit sind streng in Profilstellung gezeichnet; außerordentlich bewundernswert ist es dabei, wie richtig die bessern Künstler es verstanden haben, bei den Tieren in schreitender Bewegung die dem Beschauer zugewandten Beine von den zurückliegenden sich abheben zu lassen. Das auf einen Zierstab äußerst

Abb. 23. Alpenhase

zierlich und lebendig eingeritzte ‚weidende Renntier' im Rosengarten-Museum in Konstanz wird in den meisten englischen und französischen Schriften über diesen Gegenstand als das schönste Werk seiner Art abgebildet. Die besten Zeichnungen stehen in ihrer schlichten, feiner empfundenen Natürlichkeit auf einem andern Boden als die phantasievollen Schöpfungen der Pygmäengegend und die einfacheren Arbeiten der Dordogne." Schon früher sind im Keßlerloch auch menschliche Knochenreste von einer Pygmäenrasse gefunden worden, die nach Rüesch am Ende der paläolithischen und in der frühneolithischen Zeit gelebt haben soll.

Abb. 24. Schwarz modellierter Bison aus Altamira
(Nach E. Cartailhac und H. Breuil)

„Das Perigord und die benachbarten Departements der Pyrenäen umfassen" — nach Hörnes — „den klassischen Boden der Höhlenkunst." In der Höhle von Aurignac[1] im französischen Departement der Haute-Garonne fand man den Zahn eines Höhlenbären, dem die Gestalt eines Vogelkopfes gegeben war. In der Höhle von Cro-Magnon[1] bei Limoges, deren unterste Schicht etwa gleichaltrig mit der von Aurignac ist, fand man neben menschlichen Gerippen unzählige durchbohrte Meermuscheln zum Totenschmuck. Im Jahre 1902 haben zwei Franzosen, Cartailhac und Breuil, die spanische Grotte von Altamira durch-

[1] Im paläolithischen Frankreich gibt es zwei Rassen, die von Cro-Magnon und die von Aurignac, jene kurzgesichtiger, diese langgesichtiger Langkopf. In dem Aurignac-Menschen steckt, nach Karl Felix Wolff (Bozen), die nordeuropäische Rasse. Hingegen bringt Wolff den Cro-Magnon-Typus mit den Berbern zusammen: „Die Cro-Magnon-Menschen können also nichts anderes sein als die Vorhut der mittelländischen Rasse, die schon damals von Afrika über Spanien in Frankreich einzudringen vermochte. So berühren sich denn in Südfrankreich die beiden großen Führerrassen, die nordeuropäische und die afrikanisch-berberische, inmitten verschiedener Gruppen von neandertaloiden, negroiden und kurzköpfigen Elementen."

Abb. 25. Gemalte Renntiere aus Font-de-Gaume
(Nach H. Breuil aus „Obermaier, Der Mensch der Vorzeit")

forscht und Reste ältester menschlicher Kunsttätigkeit dort gefunden. Sie stammen aus der ersten Steinzeit und stellen Rinder, Pferde, Ziegen, Hirsche und Schweine dar. Bilder vom Mammut und Renntier fehlen dagegen. Auch menschliche Gestalten finden sich an die Höhlenwände gezeichnet, in Stellungen, die für solche des Betens gehalten werden.

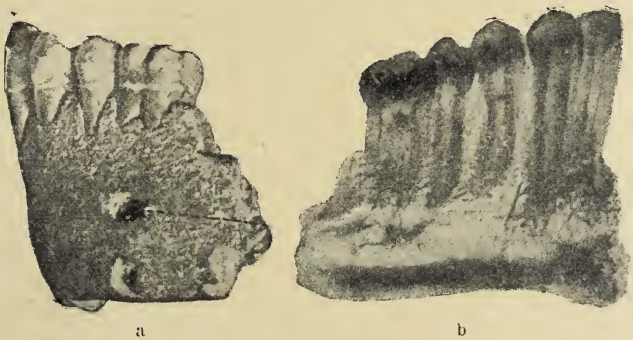
Auf dem Anthropologentag in Weimar (1912) berichtete Professor Verworn über ein Künstleratelier aus dem Aurignacien. Es handelt sich um Funde, die im Arbri de Lauffel im Departement Dordogne 1905 gemacht worden sind, paläolithische Kunstwerke eines Jägerkünstlers: einen Pferdekopf, einen Mann als Bogenschützen und drei Frauengestalten. Nach den Funden in den Pyrenäen hatte man allgemein angenommen, daß die älteste Kunstleistung die Rundplastik war, aus der sich dann in den verschiedenen Epochen die Flachreliefs, die Liniengravierung und später die Malerei entwickelt haben. Diese Funde zeigen aber, daß gleichzeitig in allen Kunstepochen auch alle Kunstrichtungen nebeneinander bestanden haben. Außer dem Kunstinteresse, das sich an diesen Fund anknüpft, besteht auch ein somatisch-anthropologisches Interesse, weil ein besonderer Frauentypus dargestellt wird mit starker Entwicklung der Fettpolster um die Lendengegend, ferner stark entwickelten Hüften sowie fetten Oberschenkeln, während die Unterschenkel sehr dünn und schwach sind. Es ist das derselbe Typus, den man an anderen bekannten Statuetten aus dem Aurignacien gefunden hat, während die kleinen Elfenbeinstatuetten aus dem Magdalénien sehr mager sind. Die

ganze Kunst des Aurignacien, der ganzen älteren Renntierperiode zeigt streng realistische Züge, wie wir sie auch in der Pferdedarstellung sehen. In jener Zeit neigte zweifellos der Frauentypus zu dieser Fettentwicklung, wahrscheinlich infolge der Lebensweise. Zweifellos haben sich die Frauen damals wenig bewegt und blieben zu Hause, während die Männer Jäger und daher vorwiegend außer dem Hause waren. Die einzige männliche Gestalt, die gefunden worden ist, ist schlank, sehnig und vollkommen proportioniert, man kann fast sagen, schön. Wir haben es hier mit Kunstwerken zu tun, die bestätigen, daß die paläolithische Kunst ungemein realistisch war, und in somatischer Beziehung bilden diese Funde eine wertvolle Ergänzung zu den Skeletten[1].

Ein außerordentlicher Fund ist in einer Höhle von Krapina in Kroatien gemacht und von Professor Kramberger in Agram untersucht worden. Unter den dortigen Kulturschichten fand sich eine solche, die eine uralte, ausgedehnte Feuerstelle enthielt; auf dem Herde lagen noch zerschlagene und angebrannte Menschenknochen, als die Überreste einer kannibalischen Horde, die dort ihre Wohnstätte gehabt. Die gefundenen Knochenreste gehören zehn Individuen verschiedener Altersstufe an und weisen deutlich erkennbare Rassenmerkmale auf. Diese „Urkroaten" besaßen nach Dr. Hagen niedrige, platt geformte, lange und breite Schädel, die an den Affentypus erinnern. Sie müssen große, aber schmale und starkknochige Gesichter mit stumpfen, breiten Nasen besessen haben, bei stark zurücktretendem Kinn, mit tierischem Gebiß. Danach will man ihnen die Fähigkeit des Sprechens aberkennen. Der kleine Kopf saß auf einem kurzen Rumpf und besaß als Ersatz dafür ungeschlachte, lange Gliedmaßen von großer Muskelkraft. Dieser Urmensch mag um die Zeit des paläolithischen Menschen gelebt haben, der vor etwa 20 Jahrtausenden in der Schweizerbildfelsnische von Schaffhausen hauste. Der aber besaß schon den aus Steinplatten geformten Herd, den er zum Braten des Fleisches, aber noch nicht zum Kochen zu benutzen verstand. Renntier, Eisfuchs, Alpenhase, der sibirische Halsbandlemming und Schneehühner waren seine Jagdbeute. Das Klima hatte etwa die Temperatur Westgrönlands. Bei den letzten Ausgrabungen wurden über 200 Skelette gefunden. Die Knochen unter den Augenbrauen sind — nach Kramberger — „nicht in der uns beim Homo

[1] Gustav Kossinna („Die deutsche Vorgeschichte" 1914), betrachtet den Homo Aurignacensis in Übereinstimmung mit Klaatsch an Stelle des Cro-Magnon-Menschen als Urarier.

primigenius gewohnten Weise verdickt, sondern nur sehr schwach angedeutet, dabei dünn, und erinnern auf den ersten Blick an solche des jetzt lebenden Menschen. Doch gewahrt man bei günstiger Beleuchtung des Objekts, daß der Augenbrauenwulst schon in Entwicklung begriffen ist. Es kann danach keinem Zweifel unterliegen, daß auch beim Homo primigenius, wie dies beispielsweise beim Schimpansen und Gorilla der Fall ist, die Ausbildung der Augenbrauenwülste mit dem zunehmenden Alter und der wachsenden Stärke der Schläfenmuskel im Zusammenhange steht." Höchst bemerkenswert findet Kramberger den schlanken, geraden Bau der Arme und Beine, wie er sonst beim Diluvialmenschen nicht zu finden ist. Die Industrie des Menschen von Krapina entspricht der von Taubach, beide scheinen somit dem gleichen Interdiluvium anzugehören.



a b

Abb. 26. Kieferstücke eines Krapinaschädels

Nach Professor Penck ist die Dauer des Eiszeitalters auf mindestens eine halbe Million Jahre, und die Dauer des Paläolithikums, d. i. der älteren Steinzeit, auf etwa 200 000 Jahre zu schätzen. „Wir können" — sagt Penck — „das Alter des Menschengeschlechts in Europa mit einiger Wahrscheinlichkeit auf ein paar hunderttausend Jahre veranschlagen. Solcher ungeheurer Perioden bedürfen wir indessen auch zur Erklärung der Umbildung der primitiven Menschenform in den geschichtlichen Menschen, angesichts der von Kollmann nachgewiesenen Tatsache, daß die letztvergangenen 5000 Jahre in den Menschenrassen, wie sie heute bestehen, keine nennenswerte Veränderung in der äußeren Gestalt haben zuwege bringen können, ja daß solche selbst an Schädeln und Skeletten aus der jüngeren Steinzeit, die wir 7—10 000 Jahre zurückdatieren dürfen, kaum nachzuweisen sind." Die Zeit, die verflossen ist, seitdem die paläolithischen Künstler und Jäger lebten, umfaßt — nach R. Munro — die ganze Dauer des geschichtlichen und vorgeschichtlichen Eisen-, Bronze- und neolithischen Zeitalters, sowie die Zwischen-

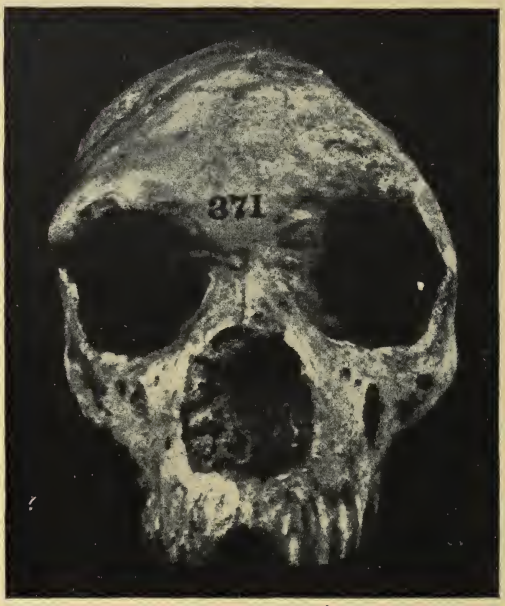


Abb. 27. Vorderansicht des Gibraltar-Schädels
(Nach W. J. Sollas)

stufe des neolithischen und paläolithischen. Nüesch berechnet das Alter der ältesten menschlichen Reste auf 20 000 Jahre.

Der Hauptfund ist der bekannte Schädel aus der Neandertalhöhle bei Düsseldorf, nach dem der ältere Eiszeitmensch benannt wird[1]. Professor Rauber in Dorpat hat einen höchst interessanten Vergleich angestellt zwischen dem Neandertalschädel und dem Schädel Kants. Der Vergleich mußte sich auf das Schädeldach beschränken, da nur dieses beim Neandertalschädel erhalten ist. Die Linie von der Wurzel des Nasenbeins bis zum äußeren Vorsprung des Hinterhauptbeins, der sich mit dem Finger leicht betasten läßt, hat bei Kant eine Länge von 162 mm, beim Neandertalschädel 200—202 mm. Zieht man von den am stärksten vorspringenden Punkten am vorderen und hinteren Teil des Schädels eine Senk-

[1] Dem neuerdings (vor etwa einem Jahrzehnt) in Mauer bei Heidelberg gefundenen Schädel des sog. Homo Heidelbergensis kommt nach Prof. Wüst (Kiel) ein noch bedeutend höheres Alter zu. Er gehört in einen sehr frühen Abschnitt der Diluvialzeit, welcher noch vor der ersten Penckschen Eiszeit, der Gunz-Eiszeit, liegt. Er wurde in Sanden (Grube Grafenrain) des Dorfes Mauer, das etwa 10 km südöstlich von Heidelberg im Tale der (zum Neckar gehenden) Elsenz liegt, am 31. Oktober 1907 aufgefunden. Der seit etwa zwei Jahrzehnten dort nach menschlichen Überresten systematisch forschende Heidelberger Anthropologe Otto Schoetensack erkannte ihn als einer ältesten Ausprägungsform des Menschen — von Schoetensack „Homo Heidelbergensis" getauft — zugehörig, und hat ihn in einer Monographie ausführlich beschrieben und kritisch gewürdigt.

O. Schoetensack: Der Unterkiefer des Homo Heidelbergensis aus den Sanden von Mauer bei Heidelberg, 1908.

A. Heilborn: Der Mensch der Urzeit. 3. Auflage. 1918. Teubner, Leipzig.

rechte auf die Verbindungslinie zwischen der Nasenbeinwurzel und dem Hinterhauptvorsprung, so ergibt sich, daß der Abstand dieser Senkrechten bei Kant 180 mm beträgt, beim Neandertalmenschen 205 mm. Wenn also der Neandertalschädel um 40 mm länger ist als der Kantsche Schädel, so wird die Basis bei Kant um 18 mm, beim ersteren nur um 3—5 mm von den Schädelteilen überragt, die das Großhirn umschließen. Die stärkere Entwicklung des Großhirns bei Kant zeigt sich auch darin, daß die Höhe des Schädels bei Kant 114,5 mm beträgt, beim Neandertalmenschen 88 mm. In der Projektion auf die Verbindungslinie zwischen Nasenbeinwurzel und Hinterhauptsvorsprung ist die Höhe bei Kant 99 mm von der Nasenwurzel entfernt, beim Neandertalmenschen 109 mm; bei diesem liegt also der Schnittpunkt jener Linien um 10 mm mehr nach hinten als bei Kant. Eine Projektion beider Schädel auf dieselbe Basis ergibt, daß der Kantsche Schädel den vom Neandertal vorn überragt, dieser den Kantschen hinten. Die Breite von Kants Schädel beträgt 161 mm, die des andern 150 mm. Von unten betrachtet erscheint demnach der Kantsche Schädel ungefähr kreisförmig, während der des Höhlenmenschen von unten gesehen eine elliptische Form hat. Außerdem ergeben noch weitere Messungen bei Kant eine Annäherung an die Kugelform. — Zwei weitere Schädel aus der Höhle

Abb. 28. Seitenansicht des Gibraltar-Schädels
(Nach W. J. Sollas)

von Spy in Belgien, ein Unterkieferbruchstück aus der Schipkahöhle in Mähren und ein ebensolches aus der Höhle von La Naulette in Belgien, und endlich Zähne von Taubach bei Weimar liegen vor. Virchow hat bekanntlich die Eigentümlichkeiten des Neandertalschädels für krankhaft erklärt. Aber dabei ist doch zu berücksichtigen, daß das Skelett beim Ausgraben der Höhle von den Arbeitern in dem Höhlenlehm einen Abhang hinabstürzte und danach erst gefunden wurde. Die Schädel von Neandertal und Spy erinnern an die der Friesen, so daß bei der Nachbarschaft der Fundorte mit dem Lande der Friesen es sich um eine lokale und heute noch lebende Kopfform handeln könnte. Professor Schwalbe hält das Fragment aus Brüx für jungdiluvial. In der Mehrzahl seiner Eigenschaften schließt es sich unmittelbar dem Typus des jetzt lebenden Menschen an. Von dem Schädel des Neandertalmenschen, dem Homo primigenius, nach Schwalbe, ist der Brüxer Schädel vor allem durch die Bildung der Oberaugenhöhlengegend unterschieden, welche sich im wesentlichen dem jetzigen Menschen anpaßt. Der Brüxer Schädel nimmt eine Art Zwischenstellung zwischen dem heutigen Menschen und dem Neandertaler ein, wobei aber die größere Verwandtschaft mit der Schädelbildung des ersteren zu betonen ist. Am nächsten steht der Schädel von Brüx dem durch Klaatsch beschriebenen Schädel von Galley Hill (England). Während das geologische Alter des Brüxer Schädels wohl als jungquartär anzunehmen ist, soll nach Rutot der Schädel von Galley Hill viel älter sein als alle fossilen Schädel, welche bisher beschrieben wurden.

Abb. 29. Männlicher Schädel aus der Höhle Barma-Grande bei Mentone. (Fund vom Jahre 1894)
(Nach R. Verneau)

Unter dem wissenschaftlichen Nachlaß des verstorbenen Breslauer

Anatomen und Anthropologen Professor Dr. Hermann Klaatsch[1] fand sein Schüler Fr. W. Elsner die Bearbeitung des Schädelfragments der Station „Hohlerfels", einer spätdiluvialen Fundstätte bei Nürnberg, über das er bereits 1913 in Nr. 8—12 des Korrespondenzblattes der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte berichtet hatte. Die nachgelassene Bearbeitung hat Elsner nun im Archiv für Anthropologie (Thilenius), Bd. 17, 1 u. 2, Heft 1919 veröffentlicht, wonach Klaatsch den Hohlerfelsschädel zwar vom Neandertalvorfahren herleitet, aber dafür hält, daß, „die Mischung mit einem anderen Typus, nämlich dem von Aurignac, wesentliche Modifikationen bedingt hat". Der Jochbogen erinnert in seiner kräftigen Beschaffenheit und Gestaltung an die Befunde bei der Neandertalrasse, aber die Dimensionen

Abb. 30. Männlicher Schädel aus der Höhle Barma-Grande bei Mentone. (Fund vom Jahre 1894)
(Nach R. Verneau)

[1] Klaatsch, H.: Die menschlichen Skelettreste von der paläolithischen Station „Hohlerfels" bei Nürnberg und ihre Stellung zu den bisher bekannten Diluvialformen. Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft f. Anthrop., Ethnol. u. Urgesch., 44. Jahrg., 8. Dez. 1913.

Klaatsch, H.: Die Aurignacrasse und ihre Stellung im Stammbaum der Menschheit. Zeitschr. f. Ethnologie 1910.

Klaatsch und Hauser: Homo Aurignacensis Hauseri, ein paläolithischer Skelettfund aus dem unteren Aurignacien der Station Combe-Capelle bei Montferrand (Perigord). Prähist. Zeitschr. 1910, Heft 3/4.

von Hohlerfels stehen doch gegen jene zurück. Klaatsch erhebt nun die Frage, ob unter der jetzigen Bevölkerung Europas Zustände nachzuweisen sind, die sich mit denen von Hohlerfels in nähere Verbindung bringen lassen. Da kommen zunächst die Lappländer für ihn in Betracht. Mehr und mehr habe er im Laufe der letzten Jahre Anhaltspunkte dafür gewonnen, daß zwischen den Lappländern und der Cro-Magnon-Rasse eine verwandt-

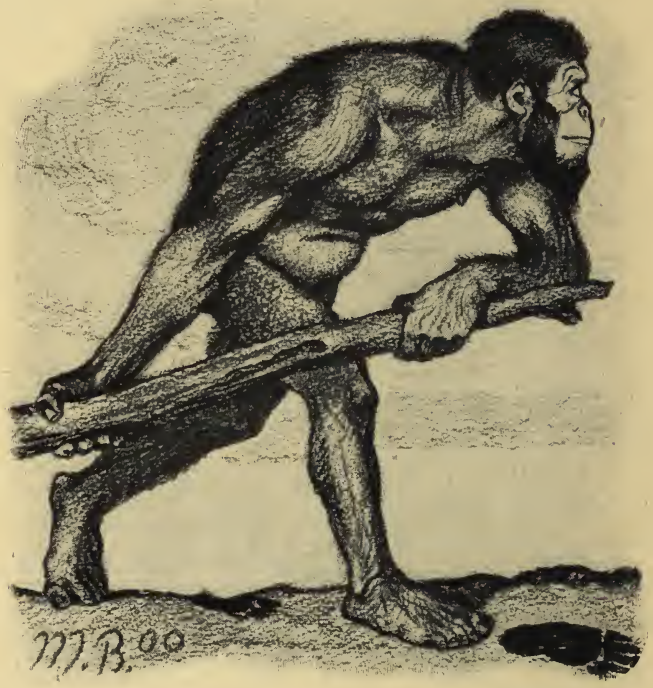


Abb. 31. Jagender Urmensch
Zeichnung von Max Bernuth für Gräser, Freude am Weidwerk (P. Parey, Berlin)

schaftliche Beziehung anzunehmen ist. Die Ähnlichkeit eines männlichen Lappenschädels, den der ältere Retzius in seine Sammlung gestiftet hat, mit dem Alten von Cro-Magnon sowohl in der Formation der Gehirnkapsel als auch in der Ausbildung des Gesichtsskeletts war ihm sehr auffällig, und bezüglich der Temporalregion mit Cro-Magnon und Hohlerfels verglichen, ergab sich auch hier eine bemerkenswerte Ähnlichkeit mit letzterem. Alle diese Neandertalmerkmale sind nach

Klaatsch sowohl Hohlerfels wie Lappländer wie Cro-Magnon aus gemeinsamer Vorfahrenquelle überkommen.

Einen weiteren Beitrag zur Kenntnis des altdiluvialen Menschen liefert der Unterkiefer von Ochos, den vor 25 Jahren Maska in der Schipkahöhle bei Stramberg in Mähren auffand. Daß es sich hier tatsächlich um die normale Unterkieferform des altdiluvialen Menschen handelt, beweist nach Professor Rzehak (Brünn) ein anderer Fund, der in der kleinen, fossilreichen „Schwedentischgrotte" bei Ochos gemacht wurde. Dort fand man mit Resten des Höhlenbären, des wollhaarigen Nashorn, der Höhlenhyäne und des Höhlenlöwen einen menschlichen Unterkiefer, an dem der untere Teil des Korpus wie die aufsteigenden Äste fehlen. An diesem Kiefer fallen die gewaltigen Dimensionen auf, besonders die Entwicklung der lingualen Kieferplatte, wie dies bisher noch an keinem menschlichen Kiefer beobachtet worden war. Ein Kinn war nicht vorhanden, die Zähne auffallend groß und stark abgekaut. Der Unterkiefer von Ochos gehört einem Erwachsenen der Schipkarasse an, die identisch mit der Neandertalrasse zu sein scheint.

Abb. 32. Tiefstes Doppelgrab der Kindergrotte von Mentone
(Nach R. Verneau)

Ein andrer bedeutsamer Schädelfund wurde im Mai 1902 beim Gut Woisek, Dorf Kaawere, in Livland gemacht. Ein Bauer fand das auf dem Rücken liegende, mit drei Reihen schwerer Steine bedeckte Skelett 1—2 Fuß tief unter dem Boden. Neben der linken Schulter lag ein paläolithisches Messer aus geschlagenem Feuerstein, neben der rechten eine Handvoll Kohlen. Von den Knochen wurde nichts erhalten als der stark beschädigte, von Dr. Bolz in Alt-Fennern geschickt wiederhergestellte Schädel. Dieser hat bei einer Länge von 194 und Breite von 130 mm den niederen Index von 67. Die Höhe ist 112 mm vom

Abb. 33. Aufnahme des Grabes aus der Grotte du Cavillon (IV. Höhle) sog. „l'homme de Mentone“ (nach R. Munro: Palaeolithic Man — Edinburgh 1912, Tafel XV). Das Skelett befindet sich im Naturwissenschaftlichen Museum in Paris. Es gehört der Cromagnonrasse an, wurde 1872 durch Rivière gehoben. Um den Kopf lagen 200 Mittelmeermuscheln (Nassa neritea) und 20 Schneidezähne vom Hirsch, alle durchbohrt. Um die Kniee lagen durchbohrte Muscheln (vom Kniegürtel). An der Stirn lag eine Feuersteinspitze und ein Dolch aus dem Radius eines Hirsches. Unter dem Hinterhaupte lagen Bruchstücke von Feuersteinmessern. Über dem Kopfe befand sich eine dicke Eisenockerschicht. Neben dem Rumpf wurden in der Erde Spuren von der Haut und den Haaren eines Tierfelles festgestellt, wohl Reste der Kleidung.

Gehörgang, der Umfang 519, die Entfernung von der Nasenwurzel bis zum Hinterhauptloch 379 mm. Die Augenwülste sind stark entwickelt, die Augenhöhlen länglich rechteckig (30—42), die Nasenwurzel liegt tief. Die Stirn ist steil, das Gesicht etwas höher als breit (117:105 mm). An dem kräftigen Unterkiefer tritt das Kinn kaum hervor. Der Schädel hat einem Manne von mittlerem Alter angehört. Der 1888 bei Galley Hill gefundene hatte Index 63,4 und der 1891 bei Brünn in Mähren den Index 65,6. Ein 1885 ausgegrabener Schädel hatte Index 72,3.

Skelettfunde in der Grotte von Mentone endlich haben den französischen Forscher Verneau zu der Annahme einer neuen, von der Rasse der französischen Renntierjäger (Race de Cro-Magnon) verschiedenen Rasse genötigt, und zwar sah er in dieser Rasse einen Übergangstypus zur Negerrasse, weil die ausgesprochene Prognathie als negroides

Merkmal gilt. Deutsche Forscher schlossen sich dieser Auffassung an und schlugen für diese neue Rasse den Namen Homo primigenius var. nigra vor. Nach ihrer Ansicht hat in diesen Skeletten die vor der beginnenden Eiszeit aus Mitteleuropa zurückweichende Rasse des Homo primigenius (die Neandertalrasse), die eine Zeitgenossin wärmeliebender Tiere, wie Elefant, Nashorn, Flußpferd, Löwe, Hyäne, war, auf ihrem Wege nach Afrika ihre bisher einzigen Spuren hinterlassen. Die Rasse von Cro-Magnon dagegen, die Erzeugerin der europäischen Kulturvölker, ist, nachdem sie die Eiszeit überdauert, dem nach Norden zurückweichenden Eise gefolgt, und so nach Skandinavien gekommen, wo die Abgeschlossenheit des Lands die Entwicklung ihrer charakteristischen Rassenmerkmale, weiße Haut und Blondhaar, begünstigte. Im „Globus" wies indessen Emil Schmidt nach einer Prüfung des gegenwärtig vorliegenden diluvialen Schädelmaterials darauf hin, daß dieses zu geringfügig sei, um mit Sicherheit den Schluß Verneaus auf die Rasseneigenart der Mentone-Funde zu gestatten.

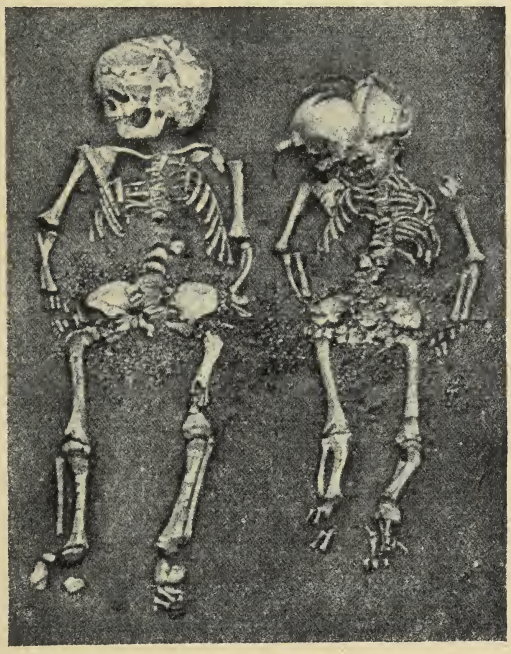


Abb. 34. Kindergrab aus der „Grotte des Enfants"
(Nach E. Rivière)

Der Ursprung der höheren geistigen Fähigkeiten des Menschen ist der aufrechten Haltung zu verdanken, die ihn zu mechanischer Geschicklichkeit bestimmte. So dienten die Mittel der Verteidigung und Selbsterhaltung, der Geräte, Waffen und Werkzeuge zu seiner Entwicklung, und diese hing davon ab, inwieweit er die Kräfte der Natur nutzbar zu machen wußte. Die Betätigung des Erfindungsgeistes ergab dann ein fortgesetztes Wachstum der menschlichen Gehirnmasse, sie gewann in der Form des Schädels, in der ganzen Physiognomie greifbare Gestalt.

Aus dem 3. Jahrtausend v. Chr. finden sich ausgedehnte Festungsbauten der Steinzeit bei Lengyl in Ungarn, auf dem Michelsberg bei Untergrombach unweit Bruchsal in Baden, bei Urmitz unweit Koblenz, bei Magen in der Eifel. Alle diese zum Teil ungeheuren Erdbefestigungen

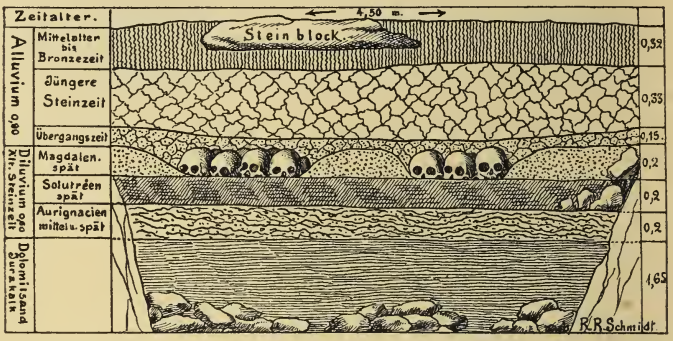


Abb. 35. Schichtenprofil im Eingange der großen Ofnethöhle
(Nach R. R. Schmidt)

sind nach Hubert Schmidt[1] ganz gleich den zeitgenössigen Festungswerken in Südeuropa z. B. bei Cucuteni nahe Tirgu Frumes (Bez. Jassy) in Rumänien oder der Akropolis von Dimini in Thessalien konstruiert. Noch heute heißt das Plateau im Volksmund cetaznia, d. h. befestigte Stadtanlage.

[1] Hubert Schmidt: Ausgrabungen in Cucuteni (Rumänien). Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 43, S. 594 ff.

Drittes Kapitel

Die jüngere Steinzeit

Die Steinzeitkultur auf europäischem Boden war eine durchaus originale Kultur und nicht, wie die folgenden Alter, durch äußere Einflüsse hervorgerufen und bestimmt. Zwischen der älteren und der jüngeren Steinzeit klafft indessen eine Lücke, die bisher noch kaum überbrückt worden ist. Eine gewisse Kulturhöhe, besonders in künstlerischen Leistungen, ging später wieder verloren, so daß man annehmen muß, daß es eine andere, vermutlich kurzköpfige Rasse war, welche die langköpfige der älteren Steinzeit verdrängt und abgelöst hat. Dafür zeigt die jüngere Steinzeit große Fortschritte in technischer Hinsicht. Die bisher nur roh behauenen Steinwerkzeuge werden jetzt poliert, Haustiere werden gehalten. Es ist die Zeit der Kjökkenmöddinger, Pfahlbauten und Torfmoorfunde. Daneben finden sich bereits Holzhütten, Wohnmulden und Feuersteinwerkstätten. In Dänemark herrschte gleichzeitig das Zeitalter der Muschelhaufen und megalithischen Bauwerke. Und schon spielte das Metall in diese Zeit herein als Übergang aus der vorgeschichtlichen in die geschichtliche Zeit.

Es ist das Kennzeichen kulturfähiger und zu höherer Kulturentwicklung bestimmter Völker, daß sie sich die Werkzeuge für ihre ersten primitiven Lebensbedürfnisse und die Waffen zu ihrer Verteidigung selbst zu erfinden und herzustellen wissen, und, so stark sie auch in der Folge von andern, vorgeschritteneren Völkern beeinflußt werden mögen, ihren eignen, ursprünglichen Kultur- und Lebensstil, wenn auch zeitweilig überkleiden, so doch nie zerstören lassen, vielmehr gleich einer organischen Kraft das Fremdelement allmählich zu verdauen und sich einzuverleiben verstehen.

Von dieser Art war die Urbevölkerung Mitteleuropas, und wir sahen, daß diese ihre Ursprünglichkeit sich bis in die ersten Anfänge künstlerischen Schaffens schon in der älteren Steinzeit geltend machte. Wir haben uns in diesem Kapitel mit den Artefakten der jüngeren Steinzeit zu beschäftigen und werden daraus das weitere Wachstum dieser originalen Kultur erkennen, die längst eine Selbständigkeit in Form und Stil erlangt hatte, bevor sie mit dem Metall und mit den alten Kulturvölkern des Südens und Ostens in Berührung kam.

„Wenn wir uns im mittleren und nördlichen Europa umsehen," sagt Matthäus Much — „so finden wir genügende Zeugnisse für eine solche selbständige Tätigkeit in den Abfallhaufen mit den Splittern des verwendeten Rohmaterials, mit unvollendeten und mißglückten Stücken, untermischt mit Topfscherben und Knochenresten von den Mahlzeiten an zahlreichen Orten in Skandinavien und Deutschland, besonders deutlich ausgeprägt auf der klassischen Stätte von Butmir in Bosnien und auf dem Götschenberge bei Bischofsheim im Salzburgischen[1]."

Abb. 36.
Der Vormensch (Proanthropus erectus)
(Nach Dubois)

Zwischen der älteren und der jüngeren Steinzeit aber liegt eine bisher unüberbrückte Kluft. Die Zwischenglieder und Übergangsstufen sind verlorengegangen. Wir begegnen dem jüngeren, unvergleichlich höher entwickelten und vorgeschritteneren Steinzeitmenschen in seinen Artefakten, ohne zu erkennen, wie er aus dem älteren geworden, wie er den Fortschritt aus der ursprüng-

[1] Über einen bedeutenden neolithischen Schädelfund aus Stillfried am Mittellauf der March, nahe der niederösterreichisch-ungarischen Grenze, der schon von Matthäus Much viele Jahre lang bearbeitet worden, berichtet Hella Schürer von Waldheim (Wien) in den Mitt. d. Anthr. Ges. in Wien, Bd. 48, VI. Heft. Es handelt sich um zehn männliche vollentwickelte Schädel und zwei Kinderschädel, die dem Typ folgen, wie er vom Neolithikum bis in die Zeit der germanischen Reihengräber in Nord- und Mitteleuropa zu finden ist. Man hat es nach v. W. hier mit ganz anderen Schädeln zu tun als in der Bronzezeit. „Vor allem fällt die große Weichheit der Modellierung auf, Vorsprünge und Muskelleisten sind zart, die Schädel scheinen mit der größten Sparsamkeit an Knochenmaterial angelegt. Diese Merkmale sind so charakteristisch und maßgebend für den hallstattzeitlichen Menschen wie die Massigkeit und Größe für den der Bronzezeit."

lichen Roheit zu der folgenden Verfeinerung gewonnen. Vermutlich waren es wieder starke Klimaschwankungen, eine oder die andre der erwähnten Kälteperioden, welche, wie wir schon einmal gesehen, den Urmenschen in die Höhlen getrieben, um in dem Höhlenzeitalter eine Kulturfsteigerung über die älteste Steinzeit hinaus zu zeitigen. So mag ein Teil der Urbevölkerung später durch eine wärmere Interglazialperiode weit nach Norden verlockt und durch die folgende neue Vereisung von der Rückkehr nach Süden abgeschnitten, unter ganz besonders harten und strengen Lebensverhältnissen zu gesteigerter Findigkeit aufgefordert worden sein, um der erschwerten Befriedigung der Bedürfnisse zu genügen und das Dasein zu behaupten. Wir haben als solche Enklaven der letzten Vereisungsperioden Nordjütland, die Landschaft Göteborg und die Insel Gotland kennen gelernt, die höchstwahrscheinlich während dieser Zeit bevölkert waren und ein Geschlecht erwachsen sahen, das der in Mitteleuropa unter günstigen Verhältnissen verharrten und von der Eiszeit verschonten Urbevölkerung durch verschärfte Zuchtwahl überlegen werden mußte.

Die jüngere Steinzeit oder neolithische Periode unterscheidet sich von der älteren im wesentlichen durch die Glättung und Polierung der Werkzeuge, die zuvor nur roh behauen worden waren. Flora und Fauna entsprachen unsrer heutigen Epoche, so daß das Klima dem unsern sehr ähnlich gewesen sein muß. In Gesellschaft des Menschen begegnen wir schon dem gezähmten Tier, während wir bei dem älteren Steinzeitmenschen noch nicht einmal den Hund antrafen. Der Mensch hat eine seßhafte Lebensweise angenommen und mit dem Ackerbau begonnen. Tonerde wird zu Gefäßen geformt und gebrannt, die Toten werden bereits in rohen Steinbauten bestattet, man setzt ihnen Denk- und Opfersteine. Alles Dinge, von denen der um des Lebens nackte Notdurft kämpfende ältere Steinzeitmensch noch keine Ahnung hatte. Aber auch ein Verlust ist nach Hörnes zu verzeichnen, nämlich der Kunstsinn der Männer, welche Höhlenbären und Renntiere gejagt haben. „Dieser neue, der zweite Akt in der Urgeschichte der Menschheit, überrascht zunächst durch eine völlig geänderte Dekoration. Die paläolithischen und die neolithischen Schichten finden sich in den Höhlen meist durch eine mächtige Lage von Geröll und Kalksinterungen getrennt, woraus hervorgeht, daß ein ungeheurer Zeitraum verstrichen sein muß, in dem sie unbewohnt geblieben, bis sie von der neusteinzeitlichen Urmenschheit wieder bezogen wurden. So ist in den Alluvionen der Saône nach Arcelin der blaue Mergel der Quartärzeit durch eine solche Schicht von 3 m Stärke von

den Überbleibseln der jüngeren Steinzeit geschieden; danach müßten etwa drei- bis viertausend Jahre vergangen sein, die das ältere von dem jüngeren Steinzeitalter trennen. Dieser Ansicht sind vor allem die französischen und englischen Forscher de Mortillet, Cartailhac, Evans; andre dagegen, wie Cazalis de Fondanze, Dupont, Lartet, Bertrand, Broca, Reinach, besonders der letztere, sind der Ansicht, daß der Urmensch der Höhlenzeit mit seiner Kultur völlig erloschen sei und danach eine Periode folgte, in der Europa ganz unbewohnt gewesen. Die diluvialen Höhlenbewohner seien nach Norden gezogen, wie auch wir vorhin bereits angenommen. Sie seien ersetzt durch neolithische Einwanderer, die mit zurückgebliebenen Troglodyten zu einer neuen Bevölkerung verschmolzen. Wo die ersten hergekommen, bleibt dabei freilich im Dunkeln. Quatrefages hat den Cro-Magnon-Typus — eben den Höhlenmenschen der Renntierzeit, der auf den Spuren des Renntiers während einer wärmeren Interglazialperiode nach Norden gezogen und später dort von einer neuen Vereisung eingeschlossen worden sein soll — in der Höhle Duruthy bei Sordes in den Pyrenäen in zwei getrennten Schichten gefunden, von denen die untere Reste von Höhlenbären und Höhlenlöwen, die obere neolithische Steinwerkzeuge enthielt. In Grabgrotten der Lozère fand man Skelette von gleichaltrigem Typus, deren Knochen von neolithischen Pfeilspitzen durchbohrt waren. Quatrefages schließt daraus, daß die Rasse von Cro-Magnon später zum Teil aus dem Norden wieder in ihre alten Wohnsitze zurückgekehrt sei, zum andern Teil zurückgeblieben und mit neuen Einwanderern um den Grund und Boden gekämpft habe. Ein andrer Forscher, Mortillet, legt größeres Gewicht auf die klimatischen Veränderungen, welche die Jäger der Höhlenzeit auf den Spuren ihres Lieblingswilds nach Norden zogen. Er sucht daraus die Funde in der Grotte von Placard zu erklären, wo eine 70 cm starke Geröllschicht die quartären und neolithischen Ablagerungen trennt, oder in Laugerie-Haute, wo der tote Boden zwischen beiden 1,30 m Mächtigkeit hat, oder in der Kuhgrotte bei Ariège, wo sich eine Stalagmitlage von 45 cm Dicke zwischen beiden Steinaltern gebildet hat. Mortillet vergleicht die Wirkung der neolithischen Einwanderung in Frankreich mit dem Effekt der spanischen Invasion in Amerika während des 15. Jahrhunderts, in dem Sitten und Gebräuche der älteren Bewohner dem Untergang verfallen seien, die Rasse sich aber teilweise erhalten habe und in der neolithischen Bevölkerung atavistisch wieder durchgeschlagen sei.

Das erste in Deutschland entdeckte zusammenhängende Steinzeitgräberfeld ist — nach Dr. Koehl (Worms) — das von Hinkelstein bei Monsheim nächst Worms. Dieses Gebiet ist eines der an steinzeitlichen Funden reichsten in Deutschland. Nach eingehenderem Studium seiner Keramik hat man zwei Perioden aufgestellt: die der sogenannten Schnurkeramik und die der Bandkeramik, denen dann noch zwei weitere Perioden angegliedert wurden: die sogenannte Pfahlbaukeramik und die Zonenkeramik. In andern Teilen Deutschlands finden sich noch einige lokale

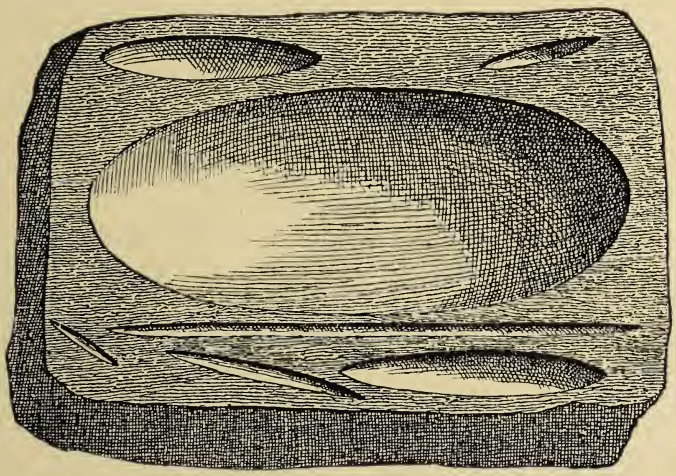


Abb. 37. Polierwerkzeug

keramische Gruppen, die sich aber zum Teil mit den oben erwähnten decken. Die ganze jüngere Steinzeit zerfällt also in vier durch jene keramische Gruppen charakterisierte Kulturperioden. Dr. Koehl hat in der Umgebung von Worms Wohnplätze dreier dieser steinzeitlichen Perioden gefunden, die dicht beieinander liegen. Die Periode der Bandkeramik teilt er wieder in drei Unterabteilungen: in die Hinkelstein-Periode (so genannt nach dem erstentdeckten Gräberfeld), in die Rössener Periode (nach dem Gräberfeld von Rössen bei Merseburg) und in die Spiralmäanderkeramik. Diese Perioden sind von einander streng zeitlich und kulturell zu scheiden. Jede dieser Perioden ist vertreten durch Gräberfelder, von welchen jedes ein ganz einheitliches Inventar aufweist.

Nach Professor Feyerabend (Görlitz), der sich die vorgeschichtliche Erforschung der Lausitz zur besonderen Aufgabe gemacht hat, scheint

die Oberlausitz berufen, mit die wichtigsten Fragen der Vorgeschichte Deutschlands zu lösen. Die Oberlausitz ist im Norden durch das Sumpfgebiet des Spreewalds und nach Süden durch die undurchdringlichen Urwälder der Sudeten gänzlich abgeschlossen gewesen. Das Hochland von Bautzen war in der Steinzeit besiedelt. Die Gräber der Steinzeit sind anscheinend sämtlich Brandgräber. Jedenfalls findet sich von Erdbestattung ohne Brand keine Spur in der Oberlausitz. Die Gefäße dieser Zeit gehören der Schnurkeramik an. Dieser Typus reicht nach Sachsen bis zur Elbe, wo er anfängt, sich mit der Bandkeramik zu vermischen Der Löbauer Berg hat sich als eine Ansiedlung der Bronzezeit erwiesen. Man gewinnt fast den Eindruck, als ob es sich hier zur Bronzezeit um keine größere Besiedlung, sondern um eine durchziehende Kultur handelte. Eine Hallstattzeit gibt es in der Oberlausitz nicht. Der ältere Lausitzer Typus kennzeichnet sich durch Buckelgefäße, doppelt konische Gefäße, Gefäße und Töpfe mit einfachem Hals und ganz einfache Gefäße besonders in der Gegend von Bautzen. Der Typus ist wesentlich auf die nördliche Gegend beschränkt. Bereits der älteste Lausitzer Typus zeigt in seinen jüngsten Formen das Eisen. Für die Görlitzer Gegend ist das Charakteristische der jüngere Lausitzer Typus mit spitz zusammenlaufenden Fläschchen, ohne Standfläche. Diese gehen über das Gebirge nicht hinaus. Sie finden sich nur bis zum Queis, nicht in Böhmen und Schlesien, im Norden schließen sie ab in der Linie Elbe—Saale. Bemalte Tongefäße wurden an der Neiße fast in jedem Gräberfelde des jüngeren Typus gefunden. Sicher sind diese bemalten Tongefäße Begleiter des Eisens gewesen und mit diesem auf zwei Wegen von der Balkanhalbinsel und der Adria nach Norden gekommen. Der eine Weg ging durch Krain, Kärnten und Böhmen, der andre durch Bayern, von wo aus er sich in die Oberpfalz verliert. Provinzialrömische Funde gibt es in der Oberlausitz nur vereinzelt, eine Fundstelle in der sächsischen, drei in der preußischen Oberlausitz. Schließlich ist noch an einer fünften Stelle, am Queis, eine römische Bronzestatue aus Hadrianscher Zeit gefunden worden.

In den Ostseeländern, wohin der Zug der Cro-Magnon-Rasse des Höhlenmenschen zuerst gegangen sein dürfte, findet sich eine gewisse Vorstufe der neolithischen Kultur. Die bereits erwähnten Kjökkenmöddinger oder Küchenabfallshaufen an der dänischen und schwedischen Küste zeigen die Produkte einer Bevölkerung, die noch weit entfernt war von Erzeugnissen der jüngeren Steinzeit in Skandinavien. Im ganzen Norden

Tafel 3 **Das kleine Schädelnest der Ofnethöhle**

(Nach R. R. Schmidt, Die diluviale Vorzeit Deutschlands)

Zu Seite 42

Die Ofnethöhle in Württemberg, 1876 von Prof. O. Fraas erforscht. Sie enthält Feuerstein- und Knochenwerkzeuge, Tierüberreste aus verschiedenen altsteinzeitlichen Epochen, Scherben und Tongefäße. R. R. Schmidt legte 1908 durch Sprengung die Schichtenfolge frei. In der letzten altsteinzeitlichen Schicht fanden sich zwei flache Gruben von 76 und 45 cm Durchmesser, in welchen je 27 und 6 Menschenschädel mit einzelnen Halswirbeln lagen, mit Beigaben von Halsbändern aus Hirschgrandeln, Schnecken und Feuersteingeräten. Der Form nach gehören sie in das „Tardenoisien“ [1], den Schluß des Mesolithikums. Diese Schädelniederlage ist wohl als Opferstätte anzusehen. Die Mehrzahl der Schädel ist rundköpfig wie die von Grenelle [2], La Trachure und Furfaz, daneben aber auch Langköpfe; und einige zeigen Rassenmischung: schmalen Vorderkopf mit rundem Hinterhaupt, wie die spätere Pfahlbaubevölkerung. Vgl. „Urgeschichte Württembergs“ von Hofrat A. Schliz (Heilbronn).

[1] Fundstellen feiner Kleinindustrie von Pfeilspitzen, Harpuneneinsätzen und Schneidewerkzeugen, nach dem Fundort Fère-en-Tardenois an der Marne.

[2] Fundstelle einer Rundkopfrasse zwischen Langschädeln, erstes Auftreten zweier Rassen und Rassenmischung. Grenelle, Dorf bei Paris an der Seine.

Europas aber fehlen alle Spuren der älteren Steinzeit[1]. Daraus schließt Karl Penka, daß in den Kjökkenmöddinger die fehlende Zwischenstufe zwischen den beiden Steinaltern zu erkennen sei. Penka glaubt, im Gegensatz zu Quatrefages, daß die sogenannte Cannstatt-Rasse, die der Neandertalschädel vertritt, und die eine hervorragend langköpfige

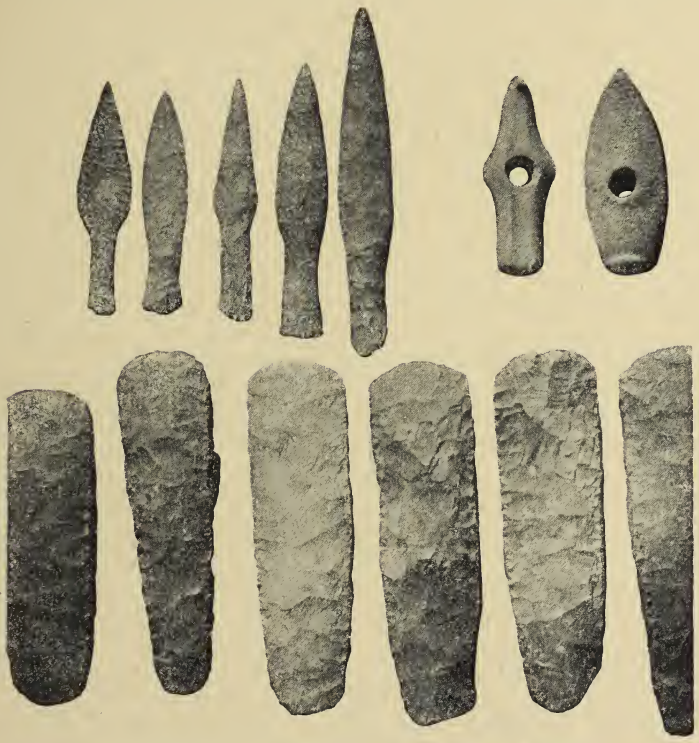


Abb. 38. Steinbeile, Lanzenspitzen und Hämmer mit Durchlochung

gewesen sein muß, auf den Spuren des Renntiers nach Skandinavien gelangt sei, und an ihrer Stelle die Iberische des Cro-Magnon-Typus aus den Pyrenäen sich in Mitteleuropa festgesetzt habe. Die Cannstatt-Rasse hätte sich dann in Skandinavien zu dem blonden, hellhäutigen und

[1] Über ein masurisches Steinzeitgrab, das bei Befestigungsarbeiten in dem Johannisburger Forst unweit der Station Puppen im März 1915 gefunden wurde, nachdem bereits in den Jahren 1902 und 1903 dort ein ausgedehntes Gräberfeld aufgedeckt worden (Hollack, Z. f. Ethn., XL, 1908), berichtet A. Bezzenberger in der Zeitschrift „Mannus", Bd. X, 1918.

blauäugigen Typus entwickelt, aus dem später die Arier und Germanen hervorgegangen, und deren älteste Kulturablagerungen seien die Kjökkenmöddinger. Auf der Höhe der neolithischen Kultur seien sie dann später in wiederholten Wanderzügen aus Skandinavien nach Süden und Südosten aufgebrochen, um den Grund zu den historischen Kulturen zu legen, die wir als arische kennen. Merkwürdigerweise aber fehlen in den Kjökkenmöddinger die Knochen des Renntiers, das diese Rasse nach Norden verlockt haben soll, vollständig, ebenso wie jede Spur einer Zeichenkunst, wie wir sie bei den Höhlenbewohnern Frankreichs kennen.

Weit gehaltreicher als die Kjökkenmöddinger sind in vieler Hinsicht die Torfmoore, die uns, wie Hörnes sagt, gewissermaßen einen prähistorischen Kalender liefern, der die Zeitmaße und Zeitabschnitte im allgemeinen erkennen läßt. Die von Japetus Steenstrup untersuchten Torfe liegen auf der dänischen Insel Seeland, nördlich von Kopenhagen, in einer Moränenlandschaft zwischen niederen Hügelrücken von glazialem Sand und Lehm, auf denen noch hie und da mächtige Felsblöcke an das Dasein ungeheurer Gletscher gemahnen. Zwischen den Hügeln finden sich die Moore, die durch Wasseradern untereinander und mit dem Öresund verbunden sind. Man unterscheidet Waldmoore (Skavmoser), Wiesenmoore (Kjärmoser) und Heidemoore (Lyngmoser), von denen aber nur die ersteren für die Urgeschichte von Wert sind. Aus diesen stammen die Waldbäume, welche man als den vorgeschichtlichen Boden Dänemarks bedeckend übereinandergeschichtet fand, nämlich Buche, Erle, Eiche, Fichte, und zu unterst Zitterpappel, so daß Dänemark, das heute fast ganz von der Buche bewaldet ist, in der Urzeit einmal ebenso von der Fichte überzogen gewesen sein muß, die dort jetzt völlig fehlt. Die Stämme sind trefflich erhalten, zum Teil angebrannt, was darauf deutet, daß sie durch Feuer gefällt worden. Im Stamm einer solchen Waldfichte fand Steenstrup eine Steinaxt stecken. Ballen Fichtennadeln wurden im Magen eines Auerochsen gefunden, den man auf der Insel Mön aus dem Moor zog. Auf Jütland und Finnland fand man Auerochsenknochen, in denen noch die Steinpfeilspitzen der neolithischen Jäger steckten. Auch Reste des Auerhahns aus der Fichtenwälderzeit Dänemarks findet man in den Mooren. Diese ganze Welt verschwand mit der Fichte, der eine Änderung in der Bodenbeschaffenheit die Lebensbedingungen entzogen zu haben scheint. Damals muß Dänemark ein feuchtes, humusarmes Land gewesen sein; heute hat es fetten fruchtbaren Boden, der den Anforderungen der Buche besser entspricht. Die verschiedenen Schichten in den

Torfmooren haben eine Dicke von 5—7 m, wonach Steenstrup den jeweiligen Wechsel des Waldes auf zehn bis zwölf Jahrtausende veranschlagt. Die Fichte war der Baum der jüngeren Steinzeit, wie die Eiche der des Bronze- und die Buche der des Eisenalters ist, in dem die heutige Menschheit noch steht. Die Dauer dieses Fichtenzeitalters in Dänemark veranschlagt Hörnes bis zur Mitte des 2. Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung (1500 v. Chr.). In Südnorwegen hat Axel Blytt die gleichen Schichtungen gefunden; ebenso Geikie in den schottischen Torfmooren, Fliche in der Champagne.

Die Kjökkenmöddinger, welche aus dem Beginn des Fichtenzeitalters stammen, sind in der Regel 1—3 m hoch, 100—300 m lang und 50 m breit. Man zählt ihrer an der dänischen Inselküste etwa 50. Sie bestehen aus Knochen der gesamten damaligen Fauna, Muschelschalen, Heringsgräten, Asche, Kohlen, Topfscherben, Feuersteinwerkzeugen. Kein Metall, und als Haustier findet sich nur der Hund. Es muß ein bereits sehr regsamer, wageluſtiger und tätiger Menschenschlag gewesen sein, der diese urzeitlichen Kehrichthaufen zurückließ, denn die Fische, welche er verzehrte, mußten vom hohen Meere in Einbäumen eingebracht werden. Man verstand die Töpferei, hatte Hammerbeile aus Hirschhorn, Nadeln aus Knochen, vierzackige Beinkämme. Die Steinwerkzeuge sind zuerst noch roh behauen, andere aber zeigen schon neue Formen mit breiten und scharfen Schneiden. Man berechnet das Alter der dänischen Kjökkenmöddinger auf 7000 Jahre, und veranschlagt die Pfahlbauten der Alpenländer auf gleiches Alter. Steenstrup hält die Kjökkenmöddinger für gleichzeitig mit den megalithischen Denkmälern Skandinaviens und Frankreichs, den sogenannten Dolmen, welche aus ungeheuren Steinplatten zusammengesetzte Kammern und Gänge darstellen. Andere Forscher dagegen, wie Quatrefages, Desor, Worsaae, setzen das Dolmenalter an das Ende der neolithischen Periode, da sich in ihnen außer zahlreichen Haustierknochen auch Metall vorfindet. Man begegnet Abfallshaufen außerdem auch in Irland, Sardinien, Portugal, Frankreich. Die letzteren enthalten öfters Steinplatten, auf denen die Muscheln geröstet wurden. Auch fand man dabei ein menschliches Skelett, während Menschenknochen in Däne-

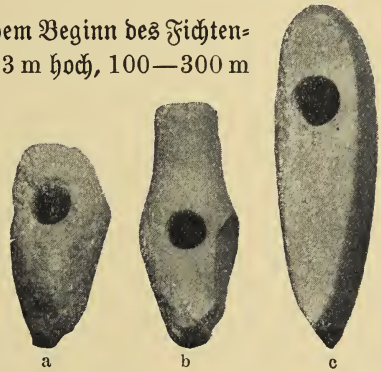


Abb. 39. Polierte Steinhämmer

mark gänzlich fehlen. Häufiger trifft man diese in Haufen bei Mugem in Portugal, an einem Nebenfluß des Tajo. Mitten unter den Abfallresten lagen hier Skelette von Männern und Frauen verschiedenen Alters. Sie wurden als Varietät der Cro-Magnon-Rasse erkannt und der Renntierzeit zugeschrieben. Quatrefages fand einen kurzköpfigen und einen langköpfigen Typus darunter, wie sie in den Gräbern der neolithischen Zeit wiederkehren. Er schloß daraus, daß das atlantische Küstengebiet Portugals zuerst von einer langköpfigen Rasse bevölkert war, die nur behauene Werkzeuge kannte, und erst später von einer kurzköpfigen durchsetzt worden ist, die die Kunst des Glättens und Polierens mitbrachte.

Die dicken, rundnackigen, geschliffenen Steinäxte mit abgerundeten Seiten, die überall als Weltform auftreten, scheinen — wie Professor Max Verworn auf dem Anthropologentag ausführte — in Portugal die vorwiegende Steinbeilform zu bilden, die besonders die in Portugal hauptsächlich vertretene Dolmenperiode der ausgehenden neolithischen Zeit mit ihrer an die Kultur unserer Bandkeramik anklingenden Kultur charakterisieren. Auch Bronze tritt bereits in den Dolmenfunden auf in Form von flachen Äxten und triangulären Dolchen. Die Bronzeperiode hat in Portugal sehr lange gedauert und geht schließlich direkt in die keltische Kultur der späteren Eisenzeit über, ohne daß eine der Hallstattperiode entsprechende Kultur der älteren Steinzeit hier zur Entwicklung gekommen wäre. Keltische Münzen, Bronzefiguren von Tieren, Götterbilder und Altäre mit zahlreichen Namen von einheimischen Gottheiten, die Professor Leite de Vasconcellos einer monographischen Bearbeitung unterworfen hat, erinnern an die keltische, typische römische Reste an die römische, westgotische Münzen und Skulpturen an die westgotische, arabische Keramik an die arabische Periode des Lands, die noch heute in den bunten Kachelfassaden der Häuser von Oporto und in dem durch seinen ornamentalen Skulpturenreichtum charakterisierten Manuelischen Mischstil aus später Gotik und arabischen Elementen ihre Nachklänge hat. Auch prähistorische Überbleibsel ragen wie in jedem Lande noch in die Gegenwart hinein, wie z. B. die altertümlichen Ochsenkarren mit ihren zwei primitiven Rädern und zahllose uralte Amulettformen, von denen namentlich die portugiesische Landbevölkerung in der Regel eine ganze Anzahl an sich trägt. Die christlichen Amulette des Kreuzes, des Ankers, der Jungfrau treten ganz zurück gegenüber den alten heidnischen des Zahns, des Horns, der Vogelkralle. Das Anhängsel des Schweins erinnert wie

bei uns an die keltische Bevölkerung, das Signum Salomonis (Pentagramm) an die arabische Periode.

Im Elsaß saß nach Edmund Blind zur Steinzeit eine fast ausschließlich langköpfige Bevölkerung, die überwiegend den Cro-Magnon-Typus aufwies. Kein brachykephaler Neolithiker ist dort bisher gefunden worden. Dies ist um so merkwürdiger, als mit dem Auftreten des Metalls sich ausgesprochen kurzköpfige Schädelformen finden, die sich weiter ausbreiteten, so daß die Bevölkerung im Mittelalter über 84, heute über 75 v. H. kurzköpfig ist. Danach muß die ursprünglich langköpfige Bevölkerung allmählich so von einer anderen überkommen worden sein, daß sie in die Minderheit zurückgedrängt worden ist.

Abb. 40. Vervollkommnete Hämmer

„Am Beginn des neolithischen Zeitalters war ganz Europa ein großer Wald", sagt Hörnes. — „Die wandernden Stämme schlugen sich mit unendlicher Mühe durch das unwegsame Dickicht. Raubtiere bedrohten den einzelnen an seinem Ruheplatz, feindselige Einwohner des Walds die lagernde Fremdlingshorde. Sumpf und Fels spotteten des suchenden Blicks, der eine Stätte zur Niederlassung gewahr zu werden wünschte. Tiefe Schluchten, Geröllhalden und reißende Gewässer hemmten den Verkehr auf trockenem Boden. Da zeigte der glatte, weithingehende Alpensee den Wanderern, die an seine Ufer kamen, ein anderes Gesicht als heute. Im Abstich gegen seine schaurige Umgebung lockte er zur Ansiedlung, zum Verbleib und Verkehr auf seiner schimmernden Fläche. Sicherheit bot er als Gastgeschenk, Wegsamkeit und Nahrung für den Fischer und Jäger; denn auch das Wild der umherstarrenden Wälder mußte zum Seespiegel herabkommen, um hier seinen Durst zu löschen, und erlag leicht dem Pfeilschusse des im Boot herangeschwommenen Pfahlbaubewohners. Da stürzten denn die schlanken Laub- und Nadelhölzer am Seeufer reihenweise zur Erde hin. Das geschliffene Steinbeil vollendete, was mit einer Feuersetzung an dem Stamme begonnen worden war. Man erbaute sich eine Plattform auf eingerammten Pfählen und darauf die Hütten, in welchen man fortan friedlich und glücklich wohnte. Ein hinlänglich breiter Wasserstreifen trennte das Pfahldorf vom Ufer und gab jenem eine unangreifbare Lage, wie sie in viel späterer Zeit die Festungen Mantua und Komorn besaßen."

So entstanden die Pfahlbauten, deren Reste in einem Alpensee oft in 40—100 Dörfern gefunden wurden, und die Anzahl der Pfähle übersteigt bei einzelnen Dörfern oft 100000. Wie in den Kjökkenmöddingern zeigt uns hier der menschliche Abfall eine unanfechtbare Chronik des menschlichen Kulturfortschritts.

Nach Hippokrates wohnten die Kolcher in Pfahlbauten, nach Herodot die Päonier (am See Prasias) in Thrakien. Die Städte Spina und Hatria an der alten Padusmündung waren auf Pfählen erbaut, ebenso die Dörfer der Veneter nach Strabo, ferner Ravenna, das ganz auf Holz über Wasser stand und nur auf Brücken und Gondeln den Verkehr erlaubte, wie heute Venedig, das im Grunde genommen auch nichts anderes ist, als nur „ein veredeltes, in den höchsten Sphären menschlicher Kunst und Prunkliebe erhobenes Pfahldorf" (Hörnes).

Man rechnet das Alter der Pfahlbauten auf 5—7000 Jahre. In der östlichen Schweiz und in Oberösterreich verschwinden sie mit dem Erscheinen des Metalls; in der Westschweiz erhielten sie sich hingegen durch das ganze Bronze- und Eisenzeitalter. Viktor Groß und Ferdinand Keller unterscheiden drei Perioden der Pfahlbauten innerhalb des Steinzeitalters; in der ältesten sind die Steinäxte klein und schlecht poliert aus Serpentin, Diorit, Saussurit; in der zweiten haben die Hammerbeile kunstvoll gebohrtes Stielloch bei außerordentlicher Größe, und die undurchbohrten bestehen aus Nephrit, Jadeit und Chloromelanit, deren Herkunft an den Fundorten noch zweifelhaft ist, und die in der ersten und dritten Periode fehlen. Auf den Tongefäßen erscheint die erste Ornamentik in gestreiften Dreiecken, dem sogenannten Wolfszahnornament, und Punktstreifen. In der dritten Periode erscheinen reichlich durchbohrte Steinhämmer und Werkzeuge aus Holz und Hirschhorn, Tongefäße mit Zieraten in großer Mannigfaltigkeit. Aber Nephrit und Jadeit fehlen, dafür finden sich zum erstenmal Gegenstände aus Kupfer. Schon früh kannte der Pfahlbauer als Haustiere Hund, Schwein, Ziege, Schaf, Rind und vielleicht das Pferd; dagegen fehlen in seinen Abfällen die Knochen vom Löwen, Mammut, Rhinozeros, Renntier, Vielfraß, Eisfuchs.

Das Pferd war dem Höhlenzeitmenschen bekannt; der Pfahlbauer kannte es nicht, und auch in den Landansiedlungen der jüngeren Steinzeit fehlt es vollkommen. Das verbreitetste Tier der ganzen neolithischen Zeit war der Hirsch; ferner der Urstier (Bos primigenius), Bison (Bison europaeus) — Auerochse. Die Hunderasse der Pfahlbauzeit glich unseren

Dachshunden. Der Hase fehlte, wie in den Kjökkenmöddinger, ebenso Maus, Ratte, Katze, Esel, Huhn. Rütimeyers Verzeichnis der Schweizer Pfahlbaufauna zählt 32 Säugetiere, 20 Vogel- und 10 Reptil- oder Fischarten. Von Feldfrüchten finden sich Weizen, Emmer, Einkorn, Gerste; von Baumfrüchten Apfel, wilde und veredelte Birne, Kirsche, Pflaume. Von Waldfrüchten Hasel, Buche, Himbeere, Brombeere, Erdbeere, Schlehe; von anderen Pflanzen Flachs, Seebinse, Teichrose, Fichte, Zwergkiefer, Wassernuß, Ahlkirsche, Heckenkirsche, ferner seltener Flieder, Roggen, Hafer, Hirse, Bohne, Erbse, Linse. Die Samen der Getreide- und Baumfrüchte sind wahrscheinlich aus Asien oder dem Mittelmeergebiet eingeführt worden.

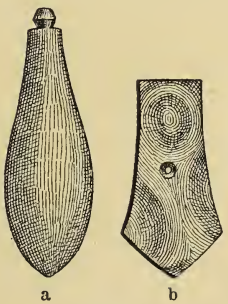


Abb. 41.
Feinpolierte Werkzeuge

Man hält die Pfahlbauten für die älteste Stufe indogermanischer Kultur auf europäischem Boden, und Schrader hielt für diese Auffassung besonders die Funde im Moosseedorfer See, Bodensee (Wangen), Pfäffiker See (Robenhausen), sowie die von Niederwyl und Wauwyl für beweiskräftig. Aus Moosseedorf wurden mehr als 3000, aus Wangen gegen 6000, aus Wauwyl 500 Artefakte von Stein, Horn oder Knochen gewonnen. Aus Robenhausen stammt schon ein kupfernes Beil und ein Schmelztiegel. Ähnlich verhält es sich mit den Pfahlbauten Oberösterreichs: im Gmundener-, Otter- und Mondsee; und Krain: Laibacher Moor. Vereinzelt findet man dort schon ein Stück Metall, wie Pfriemen, Nadeln, Angelhaken, Pfeilspitzen, Dolche, die aber nur eingeführt worden sein können. In Wauwyl fand man ferner etwa 50 Steinäxte aus Serpentin, gegen 90 Feuersteinpfeilspitzen, 200 Flintspäne, Lanzenspitzen, Schaber, Messer, Schlag- und einige 80 Schleudersteine, Pfeilbogen aus Eibenholz in Robenhausen. Statt des Feuersteins der älteren Zeit erscheinen vorwiegend Serpentin, Diorit, Gabbo, Saussurit; polierte Werkzeuge, die man früher für Serpentinstein erklärte, hat man inzwischen vielfach als Nephrit und Jadeit[1] erkannt, dessen Heimat China, Tibet, Turkestan und Sibirien ist, dort anstehend, hier in losen Blöcken bis 1000 Pfund Gewicht. Man hielt danach alle Nephritwerkzeuge für importiert; inzwischen aber hat

[1] Nach Gustav Kossinna sind die Nephrit- und Jadeitbeile nicht asiatische, sondern europäische Arbeit („Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft", Würzburg 1914).

man anstehenden Nephrit auch in Europa entdeckt, nämlich bei Jordansmühle im Zobtengebirge und in Steiermark. Übrigens beschränkt sich der Fundbezirk für Nephritbeile auf die Schweizer und oberbayrischen Seen, und es ist danach zu vermuten, daß dieses Mineral auch noch in dem Alpengebiet nachgewiesen wird. Der Jadeit hingegen stammt aus Hinterindien (Birma), und von ihm liegen verarbeitete Stücke in Europa vor (Beile): aus Ungarn, Mähren, Mittel- und Süddeutschland, Tirol, Schweiz, Frankreich, Italien. Die Pfahlbauten sind zumeist, wie an den verkohlten Stämmen wahrzunehmen, durch Feuer zugrunde gegangen. Mit dem Auftreten des Metalls waren sie am Ende ihrer Daseinsnotwendigkeit angekommen.

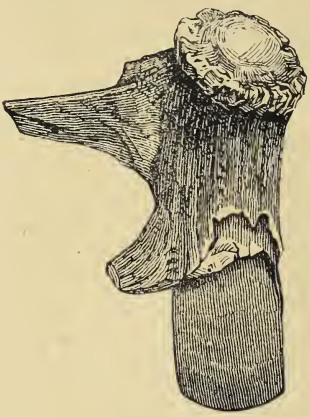


Abb. 42.
Hammer mit Horngriff

Wir haben Venedig als ein ursprüngliches Pfahldorf erkannt; und Hörnes nennt es „gleichsam die erhabene Verkörperung der Idee, welche den ersten Pfahlbauern das Beil zur Fällung der Baumstützen am Seeufer in die Hand drückte". Wiederholt ist man bei Bauarbeiten in Venedig auf urgeschichtliche Überreste gestoßen. So fand man 4 m unter dem Fondaco dei Turchi eine Schicht aus der römischen Kaiserzeit; darunter eine 0,15 m starke Tonschichte, 20 qm breit, aus Vegetabilien, Muschel- und Fischresten, dazwischen bearbeitete Hirschgeweihe, Pfeilspitzen aus Diorit und Kiesel, eine Tonschüssel mit emporstehenden Handhaben, Armringe aus Bronze. Ferner fand man unter dem Palast Tiepoli bei Sant' Apollinare 4 m tief bearbeitete Hirschgeweihe in großer Zahl, ein mandelförmiges Beil aus schwarzem Diorit, einen Bronzecelt. „Es unterliegt danach keinem Zweifel," meint Hörnes, „daß lange vor dem flüchtenden Festlandsvolk, das auf diesen Inseln Sicherheit fand, lange vor den römischen Dörfern, die sie dort angetroffen haben mögen, eine neolithische Bevölkerung von Fischern und Jägern am Canale grande ihre Wohnsitze hatte."

Aber neben diesen Wasserbewohnern gab es auch in der neolithischen Zeit noch Höhlenbewohner, und für deren Existenz sind besonders das Höhlengebiet im devonischen Kalk um Brünn in Mähren, einzelne Felspartien in Böhmen und die Grotten um Krakau in Galizien beweiskräftig. Man glaubt in den dortigen Funden einen allmählichen Über-

Abb. 43—46.
Neolithische Steinwerkzeuge aus Dänemark

Abb. 47—50.
Neolithische Steinwerkzeuge aus Niederösterreich, Serbien und Galizien

gang aus der älteren zur jüngeren Steinzeit und damit das auf dem übrigen Festland fast gänzlich fehlende Mittelglied zwischen beiden gefunden zu haben. Es handelt sich dabei besonders um die paläolithischen Höhlen Zitny bei Kiritein und Byciskala bei Adamstal, sowie die neolithische Pekarna oder Diravica bei Mokrau und Vypustek bei Kiritein; endlich die Theresienhöhle im Hirschpark von Duino bei Monfalkone im Küstenlande Österreichs, die Maszycha-Höhle bei Dicow nächst Krakau. Die polnischen Höhlen zwischen Krakau und Czenstochau liefern namentlich zahlreiche Gegenstände aus Bein und Horn und geschnitzte Figuren. Ein Höhlengebiet im Herzen Mitteleuropas bietet die Fränkische Schweiz zwischen Bayreuth und Bamberg, deren Bewohner Zeitgenossen der Pfahlbauern waren und auf annähernd gleicher Kulturstufe mit diesen standen, aber den Ackerbau noch nicht kannten und einen roheren, primitiveren Charakter zeigten.

Außer den besprochenen Wohnstätten gab es in der neolithischen Zeit auch schon die Holzhütte auf trockenem Land, die meist auf Pfählen über dem Erdboden erhaben stand, und die in die Erde gegrabene Wohnmulde[1]. Über ihre Einrichtung schreibt F. Keller: „So viel ist gewiß, daß die Wände derselben aus senkrecht gestellten, mit Ruten durchflochtenen Stangen bestanden, und daß zur Abhaltung von Wind und Regen die Innen- und Außenseite dieses Flechtwerks mit einer 2—3 Zoll dicken Schicht von Letten beschlagen wurde. Auf dem Wohnboden innerhalb der Hütte wurde ebenfalls Letten ausgebreitet, welcher eine Art Estrich und einen guten Verschlag nach unten bildete. In der Mitte der Hütte fand sich ein aus rohen Sandsteinplatten verfertigter Herd. Das Dach, welches bei den runden Hütten eine konische Form hatte, bestand ohne Zweifel aus Baumrinde, Stroh und Binsen, wovon sich Überreste an mehreren Orten im Schlamm erhalten haben." Entsprechend, aber von viereckiger Anlage, dürften auch die Pfahlbauhütten eingerichtet gewesen sein. Für die Germanen bezeugt Tacitus sowohl lehmverkleidete Hütten, wie Grubenwohnungen. Diese wurden zuerst in Mecklenburg aufgedeckt von 1,60—1,70 m Tiefe und kreisrund; dann in Südbayern, wo sie bei 11—15 m Durchmesser 2—4 m tief sind. Man fand sie inzwischen in allen Gegenden Europas, namentlich in Niederösterreich. In Oberösterreich ist noch der Götschenberg an der Einmündung des

[1] Von den nicht weniger als 15 bis 20 Wohnplätzen, die das Märkische Museum in Berlin in Arbeit hat, ist der wichtigste ein Steinzeitwohnplatz bei Trebus (im Kreise Lebus, 5—6000 Jahre alt).

Mühlbach- in das Salzachtal eine bedeutende Fundgrube. „Hier wurde eine offenbar über den eignen Bedarf hinausgehende Erzeugung von polierten Steinwerkzeugen betrieben," sagt M. Much, „und da sich in den Pfahlbauten des Mond-, Utter- und Traunsees fast keinerlei ansässige Steinmanufaktur gezeigt hat, so erscheint es ziemlich glaubhaft, daß jene Pfahlbaudörfler ihre flachen und durchbohrten Steinbeile aus solchen umwallten Landansiedlungen, vielleicht geradezu von denjenigen auf dem Götschenberge bezogen haben." Reichhaltige Fundstätten sind außerdem das Gebiet der Uslawa, Nebenfluß der Beraun bei Pilsen in Böhmen und die Wohnplätze Bzy und Lopata bei Stiahlawitz. Frankreich hat auf den Plateaus von Champigny (Seine-Inferieure) und Chassey (Saône-et-Loire) noch die Grundstätten der Wohnhütten in kreisförmigen, beckenartigen Gruben, in deren Mitte man die Steine und die Aschenlage des Herds, sowie den Abfall der Mahlzeiten und der industriellen Tätigkeit erkennt. Ferner hat man in Frankreich ganze Werkstätten neolithischer Steinarbeiter nachgewiesen, wie vielleicht auch der vorerwähnte Götschenberg eine solche gewesen. So in Grand-Pressigny (Indre-et-Loire), welcher Fundort nahezu ganz Frankreich mit langen, schneidenden Feuersteinklingen versehen haben muß. Man kannte sogar schon das Prinzip der Arbeitsteilung. In Bas-Meudon bei Paris, Petit-Morin (Marne), Nointel (Oise), Muer-de-Barrez (Aveyron), Spiennes (Belgien), Cissbury (England) hat der neolithische Mensch auf Feuerstein bereits Bergbau getrieben (Hörnes). Weiterhin werden Höhenbesiedlungen gefunden, so Castellaccio am Rio Fondazza bei Imola. Solche sind meist von Wall und Graben umgeben, so der Hügel Peu-Richard bei Thenac (Charente-Inferieure), ferner in Niederösterreich zwischen dem Manhartsberge und der March. Auch in Ludiz (Böhmen) gibt es einen Berg „Wladarsch" genannt, der von drei ungeheuer großen Steinwällen und ebensoviel Gräben umschlossen wird[1]. Die reichlichste Fundstätte waren der Vitusberg und die Heidenstatt bei Limberg; endlich das von Wotinsky untersuchte Schanzwerk Lengyel im Tolnaer Komitat in Ungarn.

Wir haben zum Schluß noch einen Blick auf die Nordische Steinzeit zu werfen. In Schweden soll die neolithische Bevölkerung gleich den heutigen Lappen in Fellzelten gehaust haben, oder in einfachen Hütten aus Holz, Stein und Torf. Die schwedischen polierten Äxte erweisen

[1] Mitteilung von W. Heinze, Fachlehrer in Ludiz, Böhmen.

sich als ungewöhnlich groß, bis 45 cm lang. Diese Beile sind nicht durchbohrt, sondern stecken in einem Holzschaft. Der Bernstein der Ostseeküste lieferte Perlen und Schmuckgegenstände. Als Schutzwaffen gab es Schilde aus Holzgeflecht mit Leder überzogen. Eine Besonderheit Skandinaviens sind knöcherne Pfeilspitzen mit beiderseitigen Rinnen, in welche scharfe Flintsplitter eingesetzt wurden. Die größte nordische Fundgrube ist Schonen, das am dichtesten bewohnt gewesen. Man fand über 60000 Steinsachen in Schweden, davon über 40000 in Schonen, meist aus Feuerstein, während von 15000 Steinsachen aus Södermannland nur 100 Feuersteinstücke waren.

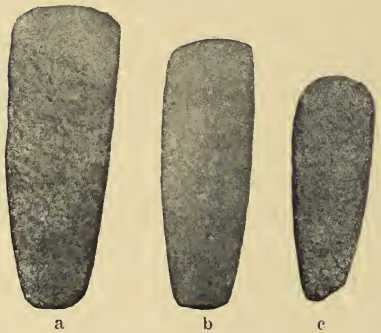


Abb. 51. Skandinavische Steinhämmer

Die Dänen teilen ihre Steinzeit in zwei Perioden: das Zeitalter der Muschelhaufen, von 3000 bis 1500 v. Chr., und das Zeitalter der megalithischen Bauwerke, von 1500 bis 1000 v. Chr., welch letztere durchweg als Grabdenkmäler anzusehen sind. Die älteste Gräberform war die kleine Kammer oder Dysse, Dolmen, aus Steinblöcken bestehend, wovon fünf vertikal aufgerichtet sind und einer horizontal darübergelegt ist. Die große Kammer, oder Jättestue, ist jüngeren Ursprungs, mit zahlreicheren Steinsetzungen. Die jüngste Form ist das Langgrab ohne Gang, die Kiste. Die megalithischen Denkmäler und Dolmen finden sich zug- und streckenweise über weite Gebiete Europas, Asiens und Afrikas verbreitet. So geht ein Zug an der ganzen europäischen Westküste entlang über die iberische Halbinsel nach Afrika hinüber bis tief in diesen Erdteil hinein, und weit an seiner Nordküste nach Osten hin; Algerien wie Indien, die Krim, der Kaukasus und Syrien weisen solche Denkmäler auf, die man als Hinterlassenschaft eines einzigen Volkes aufgefaßt hat, das diese weiten Gebiete nach und nach durchzogen haben soll. In Deutschland kommen sie rechts der Oder nicht vor; in geringer Zahl zwischen Oder und Elbe, die Mehrzahl jenseits dieser, in Hannover. In Holland sind die Hünenbetten nur in der Provinz Drenthe häufig, da es dort an Steinmaterial gebricht. Dagegen ungemein zahlreich und mannigfaltig in Großbritannien.

Eine Phase der jüngeren Steinzeit bildet die Kupferperiode als Vorstufe der eigentlichen Bronzezeit. Sie ist insbesondere von Much

untersucht worden, der davon ausgeht, daß unsere gesamte Kultur auf den im neolithischen Zeitalter bereits vorhandenen Grundlagen des Ackerbaus und der Viehzucht beruhe, wobei die Metalle nur als neue treibende Kräfte und Elemente hinzutraten. Er fand, daß in den österreichischen und schweizerischen Pfahlbauten als erstes Metall das Kupfer in größerer Menge erscheint, und zwar lange vor dem Aufhören des Gebrauchs der Steingeräte. Namentlich der Mondsee in Österreich lieferte viele Kupfergegenstände, nämlich Beile, Dolche, Spirale, Pfriemen und Fischangeln. In der Schweiz stammt Kupfer aus Pfahlbauten von Finelz (Fenil), St. Blaise im Neuenburger See, Sutz, Latrigen. Auch Viktor Groß hat diese Periode der ersten steinzeitlichen Pfahlbauten Epoque de cuivre genannt. Much verzeichnet ferner Kupferfunde aus Böhmen, Mähren, Nord- und Süddeutschland, Italien, England, Belgien, Dänemark, Portugal, Frankreich und Ungarn. Besonders aber kommen in dieser Hinsicht Zypern und Troja in Frage. Aus den Gräbern der Kupferbronzezeit wurden Flachbeile, Lanzenspitzen, Sicheln, Doppelbeile in großer Menge gewonnen, während Steinsachen dort fehlen. Much meint, daß die Bewohner Zyperns in der Folge des Reichtums ihrer Heimat an Kupfer früher in der Lage waren, sich der Steingeräte zu entäußern. Aus der Ähnlichkeit der einfachen geometrischen Ornamente auf den Tongefäßen mit denen der europäischen Funde, wobei beiderseits die vertieften Ornamente mit einer weißen, kreidigen Masse ausgefüllt wurden, schließt Much auf die Gleichzeitigkeit beider Kulturen. Dieselbe Ähnlichkeit besteht zwischen den Funden der neolithischen Pfahlbauten und denen des Hügels von Hissarlik (Troja). Hier haben wir es im Gegensatz zu der kyprischen Kupferbronzezeit, mit einer Steinkupferzeit zu tun. Neben dem Kupfer kommt hier, wie in Thera, Therasia und Stollhof bei Wiener-Neustadt auch Gold vor. Die Kupferbeile sind oft von erstaunlicher Größe. So besitzt das Wiener Hofmuseum ein Stück von 15,5 cm Länge und 10 cm Breite. Im ganzen hat man etwa 1000 Kupferstücke über ganz Europa zerstreut gefunden. Hörnes spricht von der Ohnmacht des Kupfers, die neue Kulturperiode einzuleiten, und meint, die Natur habe gleichsam einen Versuch damit gemacht, der mißlungen sei. Erst der geschmeidigen,

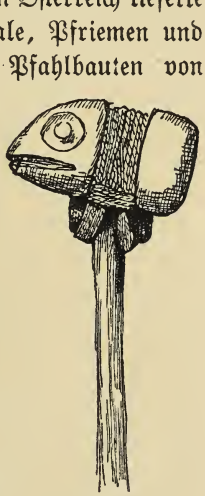


Abb. 52. Steinhammer mit Schaftrillen

glänzenden, dem Umguß und der Schmiedearbeit leicht sich fügenden Bronze sollte dies gelingen, die das in Massen bereit liegende, gleichsam nur der Versetzung mit dem wunderwirkenden Zinn harrende Kupfer ablöste und zu neuem Leben erweckte. Auf dem Mittelberge bei Bischofsheim in Salzburg wurde in etwa 1500 m Meereshöhe ein 1500 m langer Zug verfallener Kupfererzgruben gefunden. Ein ähnlicher Fundort ist die Kelchalpe bei Kitzbüchel in Tirol.

Wir sind hier am Schluß unserer Betrachtung des Steinzeitalters

Abb. 53. Homo Aurignacensis Hauseri
(Museum für Völkerkunde, Berlin)

angekommen, und damit der eigentlichen Urgeschichte der Menschheit, der vorgeschichtlichen Zeit. Wir werden nun in der Folge sehen, wie mit dem Metall ein neuer Geist unter die Menschen kam, indem der schneidende, blitzende Stoff sie eigentlich erst zu rechtem Leben erweckte und die Massen in Bewegung brachte. Das Metall lockte und verlockte, — es entfesselte gesteigerte Lebenslust und Tatendrang und leitete so die geschichtliche Zeit ein, in der die bisher in gesonderten Kulturkreisen aufgewachsenen und abgeschiedenen Stämme einander kriegerisch zu überziehen begannen, und die großen Reiche erstanden, in denen eine Kultur die andere, eine Herrschaft die andere, ein Stamm den anderen ablöste und verdrängte.

Viertes Kapitel

Die ältere Bronzezeit

Das Metall brachte der Urmenschheit eine ungeheure Verführung: es brachte zuerst Leben und Bewegung in die bisher stagnierende Masse. Der blitzende, gleißnerische Stoff lockte und verlockte, er löste Instinkte und Kräfte aus, die bisher schliefen. Gleichwohl machte sich ein gewisser Konservatismus des Steinzeitalters geltend, der die „Neuerung" des Metalls nicht aufkommen lassen wollte. Die altheiligen Gebräuche mußten nach wie vor mit Steinwerkzeugen ausgeführt werden. Ein tiefes Mißtrauen beherrschte die Urmenschheit anfänglich gegen das verführerische Metall, das aber von der jüngeren Generation bald überwunden wurde, die sich von der Lockung des neuen Stoffs mit fortreißen ließ. So wurde das Metallalter inauguriert, und zweifellos ist viel Blut geflossen, bis das Alte — der Stein — dem Neuen — Metall — gewichen ist. Anfänglich nur im Schmuck, ganz allmählich erst in Waffen und Werkzeugen, nachdem man das alte Mißtrauen überwunden und Vertrauen zu der neuen Materie gefaßt hatte.

Das biogenetische Grundgesetz, welches Häckel aufgestellt hat, daß die Ontogenese, das einzelne, individuelle Werden, nur eine Wiederholung der Phylogenese, der Stammesentwicklung, ist, gilt nicht nur in physiologischer, sondern auch in kultureller und geistiger Hinsicht. Die Stufen des Kindesalters spiegeln uns die Kulturentwicklung der Menschheit wider. Der Embryo kommt als Homo alalus, als sprachloser Urmensch zur Welt und beginnt seine erste Lebensbetätigung, nachdem er stehen und aufrecht gehen gelernt hat, als Mensch der Steinzeit. Das erste Spielmaterial des Kindes ist Erde, Sand und Stein. Es backt und baut damit unermüdlich, und betätigt so seinen ursprünglichen Form- und Gestaltungstrieb. Der Stein wird ihm zum Hammer und Wurfgeschoß, der Stock zu Lanze und Pfeil. Das sich selbst überlassene gesunde Kind, dessen Formtrieb man nicht durch künstliche Spielsachen lahmgelegt hat, bringt sich alles Material, das ihm zu Händen kommt, in eben der primitiven Weise zurecht, wie sein urzeitlicher Vorfahr getan. Es geht dann aus dem Steinzeitalter in die Metallzeit über, indem es seinen ersten „kleinen Säbel" erhält und mit Hammer und Meißel umzugehen

lernt. Wenn der Knabe zum erstenmal seine kleine Waffe schwingt, erwachen Triebe und Instinkte in ihm, die zuvor noch geschlummert, erwacht der Tatendrang und die Abenteuerlust. Er rottet sich mit Genossen zusammen und streift über das Feld, in die Weite, aus dem väterlichen Haus und Garten heraus. Die Brust dehnt sich, und das gesamte Lebensgefühl wird gesteigert. Er beginnt sich zu fühlen und seinen Kräften zu vertrauen. So geht er in die Ritterzeit und die der Flegeljahre über, die er erst wieder zu überwinden pflegt, wenn er zu vollbewußter Männlichkeit heranzureifen beginnt.

Beim ersten Erscheinen des Metalls erging es dem Urmenschen, wie es heute noch dem Kinde und dem naiven Menschen ergeht. Man beobachte nur, wie dessen Augen leuchten, und welche Freude beide verraten beim Anblick einer blanken Münze oder eines blitzenden und schneidenden Gegenstands, dann wird man die Lockung und Verführung begreifen, die das Metall auf die naive Steinzeitmenschheit ausgeübt, und welche ungeheure Leidenschaftlichkeit und Gier es in ihr entfacht haben muß. Diese Wirkung spiegelt sich besonders in den Ursagen der germanischen Stämme wider, und der Kampf um den Nibelungenhort, um den Götter wie Menschen miteinander ringen, ist typisch für die Seelenverfassung des Urgermanentums und enthält die ganze Tragik des germanischen Völkerschicksals, das sich an der Goldgier und Abenteuerlust der Stämme erfüllte, die um den klingenden Lohn der südlichen alten Kulturvölker ihre heimatlichen Sitze verließen und in deren Dienstbarkeit und an ihren Giften elend zugrunde gingen. Wie in der hellenischen und indischen Mythe das gestohlene Feuer — die den Göttern abgelauschte Kunst des Feueranzündens —, so gereicht in der germanischen Mythe das gestohlene Gold dem Menschen zum Verderben, und er muß dafür büßen und geht zugrunde als ein anderer „Prometheus“ und „Pramantha“, der von der Gottheit ans Kreuz geheftet wird.

Hast du an Stein und Felsen dann genug,
Gleich werden dich Metalle reizen,
Nach denen Kunst, Gewalt und Trug
Mit unverwandter Mühe geizen.

So Goethe. Kunst, Gewalt und Trug: das sind die drei Gewaltigen, welche mit dem Metall unter das Menschengeschlecht einzogen und sein weiteres Schicksal bestimmten. Dieses geriet damit in den Bann einer überwältigenden Macht, aus der es noch bis auf den heutigen Tag nicht wieder frei geworden ist; denn auch die heutige Menschheit steht

Tafel 4

Weiblicher zusammengekauerter Bison

Deckengemälde aus der Höhle von Altamira

(Nach E. Cartailhac und H. Breuil)

Zu Seite 62

noch in der Metallzeit, und zwar am Ende der Eisenzeit, und sie steht damit noch in den „Flegeljahren", die einsetzten, als der steinzeitliche Urmensch die Kunde und Kenntnis des Metalls erlangte, als aus dem Steinklopfer ein Schmied und Schwertschwinger wurde. „Als der Mensch zuerst die Holzkeule statt der bloßen Faust zum Schlage schwang" — sagt Hörnes — „hat er gleichsam neuen Stoff in die alte Form gegossen. Dasselbe geschah, als er am Ende des Stockes statt des geschnitzten Knorrens den zugeschlagenen und polierten Steinhammer wirken ließ, und wieder nichts anderes vollzog sich, als der Steinhammer oder Steinkeil durch die metallene Axt ersetzt wurde." Wir aber meinen, daß sich doch noch etwas anderes dabei vollzogen hat, und der „neue Wein für den alten Schlauch" auch noch einen andern Vorzug hatte, als nur den, wie derselbe Hörnes sagt, daß er „seine Rückwirkung auch auf die Form übte", indem er gestattete, dieselbe klarer, bestimmter, zweckmäßiger herauszuarbeiten. „Der Stein ist noch ein plumper Geselle" — sagt dieser Forscher in der Folge sehr treffend — „man hat ihm hin und wieder absonderliche Formen abgerungen, gleichsam den bäurischen Knecht in Lakaienlivree gehüllt. Erst das Metall ist der glänzende, gewandte Diener der Menschheit, der geschmeidige Stoff, welcher die alte Form bald so graziös zusammenzieht, bald so geschmeidig ausdehnt, daß die Typen der Vergangenheit als Urväterhausrat allmählich in die Rumpelkammer wandern müssen." Das Metall — sagen wir dagegen — war aber zugleich der Mephisto, der den urmenschlichen Faust über die Erde hintrieb, der ihn von Begierde zu Genuß taumeln und ihn im Genuß vor Begierde verschmachten ließ: es war der Dämon, der alles Höchste wie das Tiefste und Verworfenste in der Menschenbrust zur Auslösung brachte; und wenn Rousseau recht haben sollte, daß es einst einen paradiesischen Urzustand gegeben, von dem auch alle menschlichen Ursagen zu berichten wissen, so kann es nur das Steinzeitalter gewesen sein, und die Vertreibung aus dem Paradiese, vor dem der Erzengel mit dem flammenden „Schwert" steht, war der Übergang in die ruchlose, gott- und menschenschänderische Metallzeit, die das eigentliche Kulturleben mit allen seinen Früchten wie mit seinem ganzen Menschenelend gezeitigt hat.

Die verschiedenen Menschenrassen und Völker haben den Übergang vom Steinzeitalter zur Metallzeit nicht gleichmäßig gemacht, und viele haben ihn überhaupt nicht gefunden. Die gesamten Südseeinsulaner stehen noch heute in der Steinzeit, da ihre vulkanischen und Koralleninseln

ihnen keine Metalle darbieten. Anderseits sind die Indianer Amerikas und die Neger Afrikas auf selbständigem Wege zur Metallbenutzung gelangt, ebenso die asiatisch-europäische Völkergruppe. Dagegen fanden die Indianer nicht die Kunst, das Metall in Feuer zu bearbeiten; sie wußten es nur roh zu hämmern, verstanden aber doch bereits, Schmuckstücke und Ringe auf diese Weise herzustellen. Es handelt sich dabei nur um das Kupfer, das außerdem zu Äxten, Meißeln, Grabsticheln, Dolch-, Pfeil- und Lanzenspitzen verarbeitet wurde. Anders wiederum die Negerstämme Afrikas, die unmittelbar vom Stein zum Eisen übergingen, da sie das Kupfer kaum kannten. Nur die Bergdamaras verstehen daraus ohne Feuer, allein mittelst Steinen, Ketten, Ringe und Armbänder zu fertigen. Viele der übrigen Negerstämme gelangten selbständig zu der Kunst, das Eisen zu schmieden, und haben damit die Bronzezeit übersprungen. Aber dieser Übergang war nur unvollständig und hat nicht die Folgen gezeitigt, die den europäischen und asiatischen Völkern in einem höheren Kulturleben daraus erwuchsen. So verfertigen die Kongoneger treffliche, mit Kupfereinlagen kunstvoll verzierte eiserne Schlachtbeile, die von den Arabern sehr gesucht und in den Handel gebracht werden.

Abb. 54. Befestigung der Bronzeklinge am Griff

Schon bei diesen Stämmen — z. B. den Lomami, ist der Dorfschmied eine geheimnisvolle, mystisch verehrte Persönlichkeit und zeigt etwas vom Charakter der göttlichen und heroischen Schmiedemeister in den arischen Mythen, wie besonders Wieland in der germanischen. Der „Schmied" wurde daher überall mit Ehrfurcht und Abneigung angesehen; man suchte ihn zu fesseln, weil man ihn brauchte, aber man fürchtete ihn als einen Priester und Zauberer, der mit übernatürlichen Mächten in Verbindung stand, mit Geistern, die in der raucherfüllten Schmiede hausten. In ganz Nordafrika leben die Schmiede in Kasten, die allerdings mißachtet und von der übrigen Bevölkerung getrennt sind, was darauf schließen läßt, daß sie aus einer Urbevölkerung stammen, die später von andern Stämmen überzogen und verdrängt worden; und daß die Eindringlinge die Schmiedekunst noch nicht gekannt haben, — denn sonst würden sie gerade diese Klasse nicht übriggelassen haben.

Ähnliche Verhältnisse bestanden in Palästina zur Zeit des Einzugs der Israeliten aus der Arabischen Wüste. Diese hatten keine Schmiede und mußten ihre Werkzeuge danach bei den schmiedekundigen Kanaanitern

bearbeiten lassen. So waren noch zur Zeit Sauls dieser König und sein Sohn Isbeseth in einer Schlacht die einzigen Männer, welche Schwerter besaßen. Wie die alten Israeliten aber mit ihren Steinwaffen doch die metallbewaffneten Kanaaniter besiegten, so sollen auch die Vorfahren der Chinesen nach deren Überlieferung mit Steinwaffen das heutige Reich der Mitte den metallkundigen Alttibetanern abgerungen haben. Zwei Jahrtausende vor dieser Zeitrechnung wurden so die Chinesen schon mit dem Metall bekannt und lernten Gold, Silber, Kupfer zu Schmucksachen verarbeiten. Unter der Dynastie Tscheu (1123—247 v. Chr.) wurde die Bronzemischung erfunden, aus der dann alles, Waffen, Werkzeuge und Schmuck, hergestellt wurde, so daß dieser Zeitraum das rechte Bronzealter der Chinesen darstellt. Erst im 3. Jahrhundert v. Chr. kam das Eisen auf, und um Christi Geburt hatte es die Bronze verdrängt. Überall behauptete sich so die Bronze zäh gegenüber dem nützlicheren und zweckmäßigeren Eisen, als der gefälligere, lockendere und leichter zu bearbeitende Stoff. Diese lange Vorherrschaft der Bronze ist besonders charakteristisch für die europäisch-asiatische Völkergruppe und erstreckt sich von China bis zum Atlantischen Ozean, einschließlich Ägypten, Libyen und Mauretanien. Man sucht den Ausgangspunkt für das Metallzeitalter dieser ganzen Völkergruppe in dem erzreichen Gebiet zwischen Ural und Altai und glaubt in dem turanischen Bergstamm der Akkader, der lange vor der Blüte der chaldäischen Kultur aus Hochasien zu der dunkelfarbigen Urbevölkerung des Euphratlands herabgestiegen sein soll, den Stamm gefunden zu haben, der zuerst die Kunde der Metallbereitung erwarb und in diese Urkulturlandschaft der westasiatisch-europäischen Völkergruppe gebracht hat. Die Ägypter arbeiteten in ihren Kupferminen auf dem Sinai noch mit Steinwerkzeugen. In der Gegend zwischen Armenien und dem Kaukasus saßen in alter Zeit schmiedekundige Stämme, wie Tibarener (Tubal), deren Meister Tubalkain in der Bibel als der Begründer der Metallkunst erscheint. Zinngruben finden wir auf dem Parapamisus Irans.

In den Muschelhaufen der Umgegend von Tokio und Yokohama fanden sich nach Professor Dr. E. Baelz im Norden nur Steingeräte und Steinwaffen, im Süden dagegen auch Bronze und Eisen und eine Menge von Dingen, auch Tonvasen und Tonfiguren. Hauptfundstätten sind nächst den Muschelhaufen die Steingräber, deren sich viele, ein- und zweikammerig, selbst in Gruppen, und stets nach Süden oder Südosten geöffnet finden. Die sogenannten Kaisergräber sind eingeschlossen in einen Kreis von tönernen, menschlichen Figuren, die mit dem Oberkörper über

das Erdreich ragen, als Erinnerung an einen grausen Gebrauch, der zu Ehren des zu beerdigenden Großen eine Anzahl seiner Untergebenen in dieser Art den Hungertod erleiden ließ. Die Sitte ist nach der japanischen Überlieferung 507 n. Chr. abgeschafft und durch den beschriebenen symbolischen Gebrauch ersetzt worden.

Eine Untersuchung der größten von sieben Tumuli bei Assarbad an der Nordgrenze Persiens ergab nach Dr. Hubert Schmidt die Reste menschlicher Wohnplätze in solcher Ausdehnung und Beschaffenheit, daß eine große Zahl von Generationen hier 2500 bis 3000 Jahre lang gewohnt haben muß. Man entdeckte in den untersten Schichten Kulturreste aus der Steinzeit, in der folgenden die Zeugen der Kupfer- und Bronzezeit, dann in breiterer Entfaltung die Eisenzeit vertreten, während die obersten Schichten, erkennbar an Münzen aus der Sassanidenzeit, die Orte als noch 300 Jahre nach unserer Zeitrechnung bewohnt erweisen. Diese Merkwürdigkeit kann sich auf Grund des Befunds nur etwa wie folgt erklären. Die nahe turkmenische Wüste ist durch Sandstürme von furchtbarer Gewalt gekennzeichnet, die in großen Zeiträumen katastrophenartig auftreten, weite Flächen unter Sand begrabend. Die ersten Ansiedler in dieser Gegend mögen nun gefunden haben, daß sie, auf einer Bodenwelle ihre Hütten erbauend, besser gegen die Sandstürme geschützt waren. Es mochten Generationen vergangen sein, bis eine solche Katastrophe einmal ihre Hütten und die mageren um sie angelegten Kulturen im Sande begrub. Nicht entmutigt, bauten sich die Bewohner über dem Grabe ihrer Habe neu an, und es vergingen vielleicht wiederum Jahrhunderte ungestörten Besitzes, als eine neue Katastrophe die zweite Siedlung begrub. So ging es fort, und der Tumulus wuchs bis zu 70 Fuß über dem gewachsenen Boden.

Wir begegnen der Bronze überall anfänglich reichlicher als Schmuckgegenstand, denn als Waffe und Werkzeug. Die letzteren fallen meist auf durch ihre Kleinheit, im Gegensatz zu den späteren wuchtigen Eisenbeilen; als Schmuck findet sich fadendünner Draht und papierdünnes Blech. Auch die Schutzwaffen des Körpers waren zumeist nicht aus Metall, und es erregte das Staunen der Völker, als die Hellenen in der Panoplie mit Helm, Harnisch und Beinschienen unter den Barbaren auftraten. Während man ganze Massen prähistorischer Beile, Meißel, Halsringe, Celte, Palstäbe, Sicheln findet, ist das Bronzeschwert im grauen Altertum noch eine seltene Erscheinung. Ebenso sind Gefäße: konische Eimer und gerippte Cisten aus Bronzeblech häufiger als Schutzwaffen, Helme und Panzer. Bronzeringgeld war kleine Scheidemünze und hat sich lange

nach Einführung gemünzten Metalls im Gebrauch erhalten. Den indogermanischen Völkern fehlte noch der Gesamtname für die Metalle. Der Hellene gebrauchte dafür Chalkos, der Römer Aes, der Deutsche Erz, der Slawe Ruda. Im Alten Testament heißt der erste Schmiedemeister Tubalkain, im Rigveda Tvaschta, der den Donnerkeil für Indra schmiedet, bei den Hellenen Hephästos, bei den Römern Vulkan, bei den Germanen Wieland. Im Albanesischen, Neugriechischen und Spanischen geht der Name für Schmied auf den Begriff des Zigeuners zurück, der als Kaltschmied fungiert. In der nordischen Sage üben Zwerge und Berggeister das Schmiedehandwerk aus; in der der südlichen Völker Riesen, Zyklopen oder kleine Dämonen, wie Daktylen, Telchinen, Kabiren, Korybanten, die zumal auf den Inseln des Ägäischen Meers zu Hause waren. Das urindogermanische Wort für Kupfer, welches im Sanskrit ayas, im Zent ayanh, lateinisch aes, gotisch aiz lautet, zeigt, daß dieses Metall den Indogermanen vor ihrer Trennung schon bekannt war. Als man später die Bronze erfand, wurde das Zinnkupfer mit dem gleichen Namen belegt. Nur im Sumerisch-Akkadischen, der vorsemitischen Kultur in Mesopotamien, gibt es schon für Kupfer und Bronze verschiedene Bezeichnungen. Die Erfindung der Bronze wird dort dem Feuergott Gibil zugeschrieben, und dies ist zugleich der älteste Beleg für diese Metallmischung, den wir kennen. Von den Sumero-Akkadern übernahmen die Assyrer, und von diesen die Ägypter die Kunde. Im Sanskrit hieß das Kupfer ursprünglich ayas, später „das dunkle Metall, von der Gesichtsfarbe der Barbaren". Ein neuer Beleg dafür, daß die ältesten Inder hellhäutig gewesen sein müssen, wie die Germanen; heute sind sie dunkler als Kupfer. Das „Chalkos" gewannen die Hellenen auf der Insel Cypros, der Kupferinsel, ebenso wurde es den Römern von dort zugeführt, woher die Bezeichnung aes Cyprium und das deutsche „Kupfer" stammt. Das Wort Bronze, mittellateinisch bronzium, wird von bruno, gleich braun, oder brunitius, gleich bräunlich, abgeleitet; oder auch von

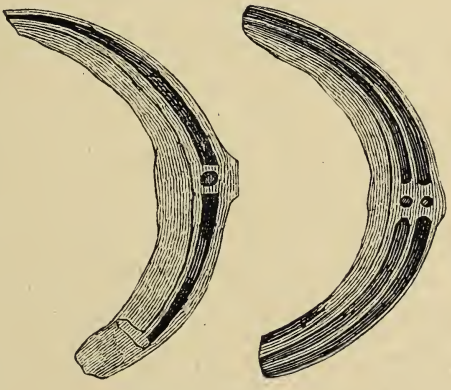


Abb. 55. Sicheln

mittellateinisch obryzum gleich Gold, das die Feuerprobe bestanden. Berthelot dagegen greift dafür auf mittelgriechisch, βροντέσιον, gleich Brundisium, gleich Brindisi, wo berühmte Bronzefabriken gewesen sind.

Auf antik-klassischem Boden hat Schliemann durch seine Entdeckungen in Hissarlik eine eisenlose Kulturperiode nachgewiesen, und eine erste Eisen- oder jüngere Bronzezeit geht aus Homer hervor. Dem heroischen Zeitalter waren Bronzewaffen statt eiserner eigentümlich. Bei dem riesenhaften Skelett des Theseus, das man auf der Insel Skyros ausgegraben haben will, lag ein Schwert und eine Lanzenspitze aus Bronze. Noch im 6. Jahrhundert v. Chr. war die Kunst des Eisenschmiedens in Griechenland selten. Ein vornehmer Spartiate, erzählt Herodot, kam nach Tegea in Arkadien, wo er zum erstenmal in einer Schmiede Eisen hämmern sah. Als er sich darüber verwunderte, sagte der Schmied, mit der Arbeit anhaltend: „Wahrlich, mein Freund aus Sparta, du würdest dich ganz anders gewundert haben, wenn du gesehen hättest, was ich gesehen, da du schon jetzt ein so großes Wunder machst aus der Schmiedearbeit." Und nun erzählte er dem Spartiaten, wie er in seinem Hofe beim Brunnengraben ein Riesenskelett gefunden, welches für das des Orestes gehalten worden und sieben Ellen maß. Dieser Schmied verwandte, nach Herodot, zwei Blasebälge, Amboß und Hammer und heißt Chalkeus — Erzarbeiter.

Als unübertroffene Metallschmiede wurde von den Hellenen das Volk der Chalyber, am Fuß des Kaukasus, am Pontusufer gerühmt. In den „Sieben gegen Theben" des Äschylus, heißt es beim Kampf der Brüder Eteokles und Polyneikes: „Ihre Lose schüttelt der chalybische Fremdling, der Ankömmling von den Skythen, das grimme Eisen." In die Pontusgegend weist auch die biblische Nachricht von dem durch die Tibarener (Tubal) und Moscher (Mesech) nach Palästina eingeführten Erz. Der Stahl heißt bei den Hellenen Adamas, das unbezwingliche Metall, und wird den Chalybern zugeschrieben.

Der Konservatismus steckt der Menschheit tief im Blute; das gewahren wir schon am Urmenschen, der an den altererbten Bräuchen und Werkzeugen mit einer Zähigkeit festhielt, wie nur der moderne Gläubige an seinen Kulturgegenständen. Der Übergang aus der Steinzeit in die Bronzezeit muß sich unter erbitterten Kämpfen vollzogen haben, wie jede Reformation und Reform. Da gab es eine Partei der Alten und Konservativen, die von den Steinwerkzeugen nicht lassen wollten, weil sie ihnen als geheiligte Kultobjekte galten, die in grauer Vorzeit ihren Vorfahren

von Göttern geschenkt, oder die Kunst, sie zu erzeugen, jenen von diesen übermittelt worden. Man sah in der aufkommenden Bronze eine unerhörte Neuerung, einen Verrat und Frevel an den Göttern; und wie stets geschehen, wird auch damals die Partei der Jungen, der Bronzemenschen, unterdrückt worden, und es wird viel Blut geflossen sein, bis es ihnen gelang, sich gegenüber der Versteinerung im Steinalter zu behaupten und durchzusetzen. Wie zäh sich steinzeitlicher Brauch noch bis in heutigen Kult hinein erhalten hat, das zeigt uns z. B. die Vorschrift in einzelnen jüdischen Gemeinden, daß die Beschneidung vom Rabbiner nur mit einem Steinmesser vorgenommen werden darf.

Nicht anders behauptete sich die Bronze, nachdem sie einmal eingewurzelt war, gegenüber dem Eisen; sie gewann die aerugo nobilis, den Altersrost, und genoß kultische Verehrung, so daß heilige Handlungen noch lange, nachdem das Bronzealter überwunden war, nur mit Bronzewerkzeugen ausgeführt werden durften. So mußte sich der römische Flamen Dialis mit einem Bronzemesser rasieren, und die Gründungsstelle einer Stadt durfte nur mit einem ehernen Pflug umzogen werden. Übrigens müssen die Italiker schneller zum Eisen übergegangen sein als die Hellenen, da bei ihnen der Schmied gleich anfangs faber ferrarius — Eisenarbeiter heißt, und sie die Ligurer an der italischen Nordwestküste für ein Volk hellenischen Ursprungs hielten, weil diese sich noch in historischer Zeit bronzener Lanzenspitzen bedienten. Auf der Insel Elba fanden schon die Phönizier große Eisenerzlager, und die Hellenen nannten diese Insel Aithale, die Russige. Als Cäsar nach Britannien kam, fand er abgewogene Stücke von Erz und Eisen als Münze vor. Zinn wurde im Innern, Eisen an der Küste des Landes gewonnen; aber die Bronzebereitung verstanden die Einwohner nicht. Sie exportierten Zinn, aber aere utuntur importato — sie verwandten nur eingeführte Bronze. Die jüngere Bronze- oder ältere Eisenzeit: beide gehen ineinander über und sind nur schwer zu trennen; sie werden auch als die Hallstattperiode bezeichnet — sind wahrscheinlich vom Südosten Europas ausgegangen. Diese Periode reicht bis über das Jahr 500 v. Chr. und erreichte ihre Blüte namentlich im Donaugebiet und den östlichen Alpenländern. Die letzten Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung werden in Mitteleuropa zum zweiten Eisen- oder neosiderischen Alter gerechnet, das auch die La-Tène-Periode genannt wird, die vom Westen ausgegangen und ihre Heimat in der Schweiz am Neuchâteler See hat. Die Gallier hatten zur Zeit Cäsars große Eisenbergwerke, und von dem

Helvetier Helico wird berichtet, daß er nach Rom kam, um das Schmiedehandwerk zu erlernen. Mit den großen Wanderzügen der Kelten nach Osten und Südosten, die sich bekanntlich über den Balkan hinauf bis nach Griechenland und Kleinasien erstreckten, brach die große Eisenkulturperiode für Mitteleuropa an, wonach die Bronze in der Verwendung für Waffen und Werkzeuge fast ganz zurücktritt und auch die germanischen Völker des Nordens mit dem Eisen vertraut wurden, das sie dann selbst wieder den finnischen und slawischen Stämmen in ihrem Osten vermittelten.

Zinn und Blei waren schon in den ältesten Zeiten bekannt, wurden aber fast kaum unterschieden. Jenes heißt bei den Römern plumbum album, dieses plumbum nigrum. Die ersten Zinngruben fanden die Phönizier auf Cornwall, wo es von den Eingebornen durch Bergbau gewonnen und in Würfeln umgeschmolzen in den Handel gebracht wurde. In der Ilias sind die Ornamente an den Schilden, Panzern und Streitwagen aus Zinn, oft auch die Beinschienen. Das Antimon wurde nach Virchow zuerst auf einem Gräberfelde in Transkaukasien (Redkin-Lager) in Form sonderbarer Knöpfe und Zierscheiben gefunden, die als Prunk getragen wurden. Dieser Fund wiederlegte die frühere Ansicht, daß man das Antimon im Altertum nicht gekannt habe. Man kannte eine Schwefelantimonverbindung zum Färben der Augenlider, die bei den Ägyptern Mestem heißt. Außerdem wurde nur noch ein einziges Gefäß aus reinem Antimon in der südbabylonischen Stadtruine Tello aus dem Jahr 3000 v. Chr. gefunden; ebendort auch eine Votivfigur aus reinem Kupfer.

Von den älteren Fabrikaten des skandinavischen Bronzereichs urteilt Thomsen, die Arbeit zeige eine solche Geschicklichkeit, daß man vermuten müsse, zur Zeit ihrer Anfertigung sei die Schrift bereits bekannt gewesen. Er hält danach die mächtigen, 6 Fuß langen, gebogenen, offenbar zu Tempelmusik benutzten Schallhörner (dänisch Lurer), die wundervollen Schwertklingen und Dolche, die großen, massiv oder hohl gegossenen Streitäxte, die Lanzenspitzen, die scheibenförmigen Buckeln mit eingravierten Spiralkränzen, die kleinen Messer mit dem bekannten Schiffsornament, die merkwürdigen, reich dekorierten Hängegefäße, und alles, was sonst noch diesen Gegenständen sich ebenbürtig in Form, Verzierung und Technik anreiht, sowie auch sämtliche Goldarbeiten für südländische Fabrikate, — welche die originale, hohe Bronzekultur des Nordens völlig leugnende Ansicht übrigens von Hörnes gründlich widerlegt worden ist. Aber die Bronze war gleichwohl keine Erfindung des Nordens. Hörnes ist mit

Virchow der Ansicht, daß sie als „fertiges Rezept" nach dem Norden gebracht, aber dann dort selbständig zu den kunstvollsten Gegenständen weiter verarbeitet worden sei.

Nach dem Forscher Chantre soll die Bronze von den Zigeunern aus Indien nach Europa gebracht worden sein, und auch Mortillet nennt die Bronzezeit Periode bohémienne, sowie die Hallstätterzeit Periode étrusque, und die La-Tène-Periode Periode galatienne. Virchow anderseits fand in einigen Ornamenten kaukasischer Altertümer (Koban) eine Vollendung, wie sie in den Metallerzeugnissen der Alten Welt höchst ungewöhnlich, und selbst am Tongeschirr selten, dagegen in Amerika schon seit früherer Zeit ganz besonders häufig ist. „In prächtigster Entfaltung" — sagt er — „sehen wir sie an den Gebäuden und Vasen der Ruinenstädte von Mexiko und Zentralamerika", und Virchow meint, trotz der ungeheuren Entfernung dieser Kulturstätten voneinander zwinge die Schärfe und Genauigkeit der Zeichnung, doch an einen gemeinsamen Ausgangspunkt zu denken, den er in Zentralasien sucht, von wo nach den verschiedensten Richtungen Kulturströmungen ausgegangen seien. „Ein solcher Strom ist" — nach Virchow — „der altaiische oder finno-ugrische, der sich bis tief nach Rußland hinein erstreckt, ein anderer ist der südkaspische, der die semitischen und arischen Völker Vorderasiens in Bewegung setzte, und in verschiedenen Richtungen das Mittelmeer und später Europa erreichte." Endlich kam der skandinavische Forscher Sophus Müller auf Grund der hervorragenden Bronzefunde in Mykenä und Olympia zu der Ansicht, daß namentlich die ersteren einer orientalischen, nicht griechischen Kultur angehörten und ganz andere Formen zeigten, als wir aus dem übrigen Europa kennen. Unsere Bronzen könnten daher nicht aus der mykenischen Kultur eingeführt sein. Diese Kultur verwandte außer Bronze noch Silber, Glas, Porzellan, Elfenbein, Alabaster, Bergkristall und Achat, gebrauchte Farben und künstliche Metallmischungen, erzeugte gravierte Steine, Ton-

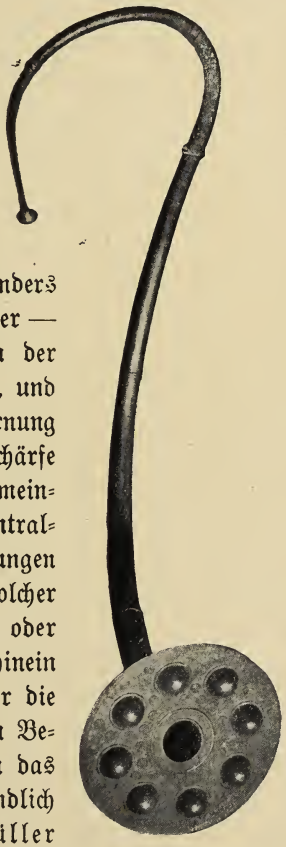


Abb. 56.
Dänisches Lur

gefäße von hochentwickelter Form und erhob sich schon zur künstlichen Darstellung von Menschen und Tieren. Gleichwohl aber besteht eine Übereinstimmung im Dekorationssystem der fortlaufenden Spiralwindungen, Verbindungen von Kreisen und verschlungenen Bändern mit dem ganzen Kulturkreis bis zum Kaukasus und dem Norden, und Sophus Müller nimmt an, daß dieses gemeinschaftliche Ornament durch die Phönizier überall verbreitet worden sei. Die ältesten Schichten von Olympia anderseits zeigen wenig Berührungspunkte mit dem allgemeinen europäischen Bronzezeitalter, und auch zwischen Mykenä und Olympia herrscht die größte Verschiedenheit. Hier finden wir die eigentlichen Anfänge der besonderen griechischen Kunst. An Stelle der Spiralornamentik erscheint das lineare Dekorationssystem, das auf dem Kreis und der geraden Linie beruht. Das Hauptmotiv dieser Ornamentik, der Mäander, läßt sich über Italien durch Mitteleuropa bis nach Skandinavien verfolgen, und in seiner Begleitung erscheinen auf diesem Wege besondere Begräbnisgebräuche, wie Leichenverbrennung und Urnensetzung, ohne Errichtung von Tumulis[1]. Hörnes neigt nach alledem der Ansicht zu, daß die Sumero-Akkader, Assyrer und Cheta die ersten Lehrmeister der Bronzemischung waren, und von dem uralten Kulturboden Mesopotamiens aus die Kunde zu den Rosse züchtenden Ariern übergegangen sei, welche von Norden her ins iranische Hochland eingedrungen waren und sich (seit 800 v. Chr.) bis zur mesopotamischen Ebene ausgebreitet hatten.

Abb. 57. Lanzenspitze

Wir haben hier nur erst die Morgendämmerung des Metallzeitalters betrachten können, die überall noch von den scheidenden Schatten der niedergehenden Steinzeit begleitet war. In dieser Zwischen- und Übergangsstufe zwischen beiden Altern traten Stein und Metall überall noch gleichzeitig in Gebrauch, so daß letzteres anfangs vorzüglich für Schmuckstücke Verwendung fand, und der Mensch sich nur zögernd dazu verstand, ihm auch seine täglichen Gebrauchswerkzeuge anzuvertrauen

[1] Konrad Hörmann („Die Hallstatt- und die beginnende La-Tène-Zeit in der Umgebung von Nürnberg", Abh. d. Nat.-hist.-Ges. in Nürnberg XXI, 1917) vermutet in den Hallstattstufen ein Begräbnisritual, das in der La-Tène-Zeit sich gänzlich durchgesetzt habe, und glaubt, daß es sich hier geradezu um einen Wechsel der Religion handle, der durch Boten des vordringenden Keltentums hervorgerufen worden.

und seine ganze Lebenshaltung darauf zu gründen. Der Urmensch stand dem neuen gleißnerischen Stoff anfänglich tief mißtrauisch gegenüber. Nur ganz allmählich nahm er ihn an. Dann aber, nachdem er erst einmal Vertrauen zum Metall gefaßt, eroberte sich dieses auch reißend schnell alle Gebrauchsgegenstände, und man kann, wie zuerst von einer Eroberung des Metalls durch den Menschen, danach von einer Eroberung des Menschen durch das Metall sprechen — von einer neuen Lebensauffassung, Weltanschauung und Weltgestaltung, die es in seinem Gefolge hatte. Wir haben die Erfindung der Feuererzeugung als die epochemachende Erfindung der Urmenschheit erkannt. Wie die erste, von Menschenhand entfachte, lodernde Flamme auf dem Hakenkreuz dem Urmenschen die ganze Überwelt erschloß mit all den zahllosen Geister- und Götterwesen, so das erste blitzende, züngelnde Schwert in seiner Faust die ganze Umwelt. Die Flamme hatte seinen Geist hinaufgezogen und den Sinn erhoben; das Schwert riß ihn mit sich fort von der heimischen Scholle in die Ferne, in die weite Welt. Es ist ein gewaltiger Unterschied, ob man mit dem Steinhammer schlägt und wirft oder mit der blanken Waffe stößt. Hammer und Beil lassen ihren Träger nach getanem Schlag wehrlos. Die Wucht der Waffe erlaubt ihm kaum, zum zweiten Ausholen zu kommen, ehe der Streich des Gegners ihn erreicht. Sieg oder Tod hängen vom ersten treffsicheren Wurf oder Schlag ab. Ganz anders bei der handlichen Metallwaffe, die sich spielend in der nervigen Faust bewegt und von Gegner zu Gegner hinlockt. So kam der Urmensch in die Gewalt des neuen Werkzeugs, daß es ihn aus seiner Umwelt, wie aus sich selbst heraustrieb, und, wie er die Umwelt, so ihn selbst vergewaltigte und umschuf aus einem im bloßen Kampf um des Lebens nackte Notdurft dumpf hinvegetierenden Jäger zu dem hellblickenden, stürmisch vorwärtsdrängenden Krieger. Das Schwert zerbrach uralte Lebensformen und Verbände, es wütete umher gleich einem ungeheuren Wald- und Präriebrand, alles auf seinem Wege niedersengend und vernichtend — so Raum zu schaffen für neue Menschenordnungen und Gefüge, die sich unter seinem Zeichen als Stämme, Gauverbände, Völkerschaften zusammenrotteten. In hoc signo vinces! so blitzte das erste Schwert den Urmenschen an — und auch das Schwert ist ein „Kreuz".

Fünftes Kapitel

Die jüngere Bronzezeit

Die Kultur Mesopotamiens, des „Garten Eden" der Bibel, die man bisher überall den Babyloniern und Assyrern zuschrieb, ist ursprünglich von den aus Nordasien herabgestiegenen Sumero-Akkadern geschaffen und von jenen, die ihnen später erobernd nachdrängten, nur übernommen worden. Die Sumero-Akkader sind auch als die Erfinder der Bronze anzusehen, die von dem Zweistromlande ihren Zug über Europa nahm. Aber nicht der Orient und der Süden, die diese wertvolle Metallmischung geboren, haben ihre höchste Kulturblüte gezeitigt, sondern Skandinavien und Ungarn. Dort erst ist die Bronze heimisch geworden, und die Rassen, welche diese Lande damals bevölkerten, haben aus ihr das Erstaunlichste und Großartigste zu gestalten verstanden, was sich erdenken läßt. Im Süden blieb sie immer nur ein niederes Gestrüpp; im Norden wuchs sie sich aus zu einem hochragenden, weitverzweigten Baum.

Wir haben die Bronze als eine außereuropäische Erfindung kennengelernt, deren sich andere Rassen längst bedienten, als die Urbewohner Europas noch tief im Steinalter steckten. Wir sahen, daß man in Europa einen selbständigen Versuch mit dem Kupfer gemacht hat, der aber fehlschlagen mußte, weil dieses Metall sich unvermischt zur Verarbeitung von Werkzeugen nicht brauchbar und zweckdienlich erweist und zu Schmuckgegenständen nicht einlädt. Es mußte notwendig sofort das Feld räumen, als die Bronze erschien, die, glänzend und gefälliger, sich sofort Herz und Sinn der Menschen eroberte. Wir erkannten die älteste Heimat der Bronze in Mesopotamien, wo die Vorläufer der Babylonier und Assyrer, die vermutlich aus der Gegend zwischen Ural und Altai ins Euphrattal herabgestiegenen Sumero-Akkader, die Erfindung gemacht oder wohin sie sie bereits aus ihrer nordischen Urheimat mitgebracht hatten.

Dieser turanische Stamm hat zweifellos den Grund dieser uralten Kultur des Euphrat- und Tigrislands gelegt, und man führt — wie z. B. Houston Stewart Chamberlain tut — die hohe Ausbildung der Sternkunde, das Maß- und Gewichtssystem, unser Alphabet und die Schrift, was alles wir bekanntlich den Babyloniern und Assyrern zu ver-

danken glauben, bereits auf die Sumero-Akkader zurück, von denen jene als neue, über die nördlichen Gebirge herabsteigende jüngere Barbarenstämme, die sich erobernd in Mesopotamien festsetzten, diese ganze Kulturerrungenschaft nur übernommen haben sollen. Mit um so größerer Wahrscheinlichkeit wird noch die Erfindung der Bronze diesem turanischen Stamm zugeschrieben werden dürfen, da wir von ihm wissen, daß er aus einem uralten, erzreichen Lande kam. Jedenfalls dürfte so viel gewiß sein, daß die übrigen Urbewohner des westasiatisch-europäischen Kontinents aus dem Urkulturlande zwischen Euphrat und Tigris die Bronze, und mit ihr alle Einflüsse und Antriebe zu einem fortgeschritteneren und höheren Kulturleben empfangen haben. Wir sahen, daß eine selbständige Urkultur auf europäischem Boden — z. B. im Tal und den Felsenhöhlen der Dordogne — erstanden war, die wieder verschwand, lange bevor die jüngere Zeit von Norden her — deren Reste wir in den Kjökkenmöddinger-Haufen der seeländischen Küste erkannten — mit neuen kulturellen Regungen hereinbrach. Als dritter Heimatsort und Ausgangspunkt der Urkultur tritt uns nunmehr Mesopotamien entgegen, und wir haben mithin im Auge zu behalten: für die ältere Steinzeit das Dordognetal in Frankreich, für die jüngere Steinzeit die seeländische und südschwedische Küste, für die Bronzezeit endlich Mesopotamien.

Hesiod schildert in den „Werken und Tagen" das eherne Zeitalter also:

> Wieder erschuf ein drittes Geschlecht viellautiger Menschen
> Zeus, der Vater, aus Erz (ungleich dem silbernen völlig)
> Eschen entsproßt, ein grauses, gewaltsames, welches des Ares
> Jammergeschäft oblag und Beleidigung. Nicht auch der Feldfrucht
> Aßen sie, nein, mit der Härte des Demants übten sie Starrsinn
> Ungeschlacht, und große Gewalt, und unnahbare Hände
> Wuchsen daher von der Schulter bei ungeheueren Gliedern.
> Diesen war von Erz das Gewehr, von Erz auch die Wohnung,
> Und sie bestellten mit Erz, und nicht war dunkeles Eisen.

Etwa um die Mitte des vorletzten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung dürfte Europa von Mesopotamien aus von der Bronzekultur erobert worden sein. Als Kulminationspunkte der Bronzezeit finden wir zunächst wieder die Pfahlbauten in der Westschweiz, die wir bereits als Urkulturstätten der Steinzeit erkannten, ferner Großbritannien, Skandinavien und die Ostseeküste; endlich die Terramaren am Po. Der Anfang und die älteste Periode der Bronzezeit ist fast überall in Europa

durch die gleichen Erscheinungen und primitiven Typen charakterisiert. Aber die Dauer und Blütezeit des Bronzealters war verschieden. In der Schweiz und in Ungarn tritt uns ein langdauerndes, glänzendes, reines Bronzealter entgegen; in Mitteldeutschland, Frankreich und Spanien nur ein kurzes, das geringe Spuren hinterlassen hat. In den Ostalpen fehlt es gänzlich. England, Irland, Schweden und Dänemark bilden die nördliche, Griechenland und Italien die südliche Peripherie des Kreises, der die europäische Bronzekultur umschreibt. Dazwischen freilich liegen weite Länderstrecken, die von dieser Kultur nicht oder kaum berührt wurden.

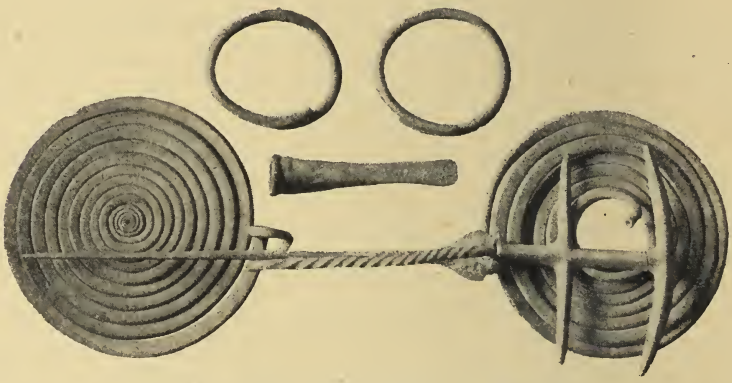


Abb. 58. Große Fibel, Meißel und Armringe

Aber auch die südeuropäische Bronzezeit war, wie Hörnes meint, „ein kurzlebiges, niederes Gestrüpp im Vergleich zu dem mächtigen, für ein Jahrtausend begründeten Stamme der skandinavischen Bronzeperiode... Ein Bel-âge de Bronce, wie die Schweizer und Skandinavier, haben die Italiker nicht erlebt." Sie eigneten sich erst im Verkehr mit den Phöniziern, Karthagern und Griechen einen höheren Kulturgrad an. So kommt der Unterschied zwischen Kolonistenländern und Eingebornenländern schon in Urzeiten zum Ausdruck. Die ganze Mittelmeerküste mit ihren Halbinseln und Inseln war Kolonistenland das von den über das nördliche Gebirge herabgestiegenen Barbarenstämmen besetzt, und von der aus Vorderasien unaufhaltsam vordringenden alten Kultur allmählich befruchtet wurde.

Das Odergebiet mit den benachbarten Teilen von Polen, Mähren, Böhmen, Sachsen bildete in der Hallstattperiode einen eigenen Kulturkreis, der unter dem Ausdruck des „schlesisch-lausitzischen Typus" be-

kannt ist[1]. Er vertritt die Keramik der Urnenfriedhöfe. Diese geographisch begrenzte Eigenart kennzeichnet sich ebenso in den Bronzearbeiten, nicht allein der Hallstattzeit, sondern auch der älteren Perioden des Bronzealters. Schwere rundstabige Arm- und Beinringe, manschettenförmige Armbänder und zylindrische Armspiralen, gewisse Arten von Schmuckschilden, Schwertstäben und Streitäxten, endlich Nadeln mit senkrecht durchbohrtem Kugelkopf (Säbelnadeln) erweisen sich als spezifisch ostdeutsche Typen. Aus solchen frühbronzezeitlichen Nadelformen haben sich in der zweiten Periode die ostdeutschen Ösennadeln entwickelt. Die Öse findet sich hier nicht mehr am Kopfe, sondern auf der Biegungsstelle des stets gekrümmten Halses. Stattliche Armbergen mit spiralförmig aufgerollten Enden werden stets paarweise gefunden, und die Abnutzungsspuren beweisen, daß sie am Oberarm getragen und mit einem Lederriemen oder Bande um den Nacken herum befestigt wurden. Zur selben Zeit schmückte man sich mit breiten, der Länge und Quere nach kräftig gerippten Armbändern und mit ganzen Garnituren von schraubenartig gewundenen Ringen, deren Kanten durch das Übereinandertragen oft völlig abgeschliffen sind. Die großen Doppelspiralfibeln sind mit die schönsten und ansehnlichsten Schmuckstücke, die es aus der Bronzezeit gibt. Sie bestehen aus einem draht- oder schildförmigen Mittelstück, dem Bügel, und zwei seitlich angebrachten federnden Spiralscheiben. Am Bügelhals hängt eine bewegliche Nadel, mittels deren die Fibel auf der Brust festgesteckt werden konnte. Sie diente so zugleich als Mantelschließe und als Brosche. Alle diese Fibulaformen gehen auf italische und griechische Vorbilder zurück. Allein weder im Süden noch im Norden, sondern einzig in Ostdeutschland sind, nach Dr. Seger (Breslau), jene riesenhaften Exemplare zu Hause, welche die ganze Brust bedecken und mit ihren kegelförmig gewölbten Spiralen beinahe einen panzerartigen Eindruck machen. Fibeln aus Posen

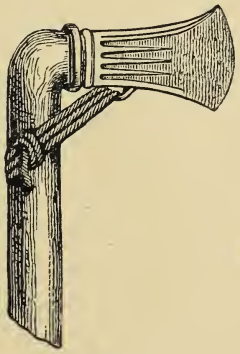


Abb. 59.
Befestigung einer Klinge am Griff

[1] Bei der Mündung des schlesischen Landgrabens in die Bartsch (Oder) liegt das bekannte Gräberfeld der Spätlatènezeit von Zeippern, Kr. Guhrau. In der Nähe des Ursprungs des Landgrabens ist ein neuer Fund aus derselben Zeitstufe gehoben worden, über den Martin Jahn (Breslau) als den reichsten und bedeutendsten Grabfund Schlesiens aus dem letzten Jahrhundert vor Christi Geburt berichtet (Manus, Bd. X, 1918).

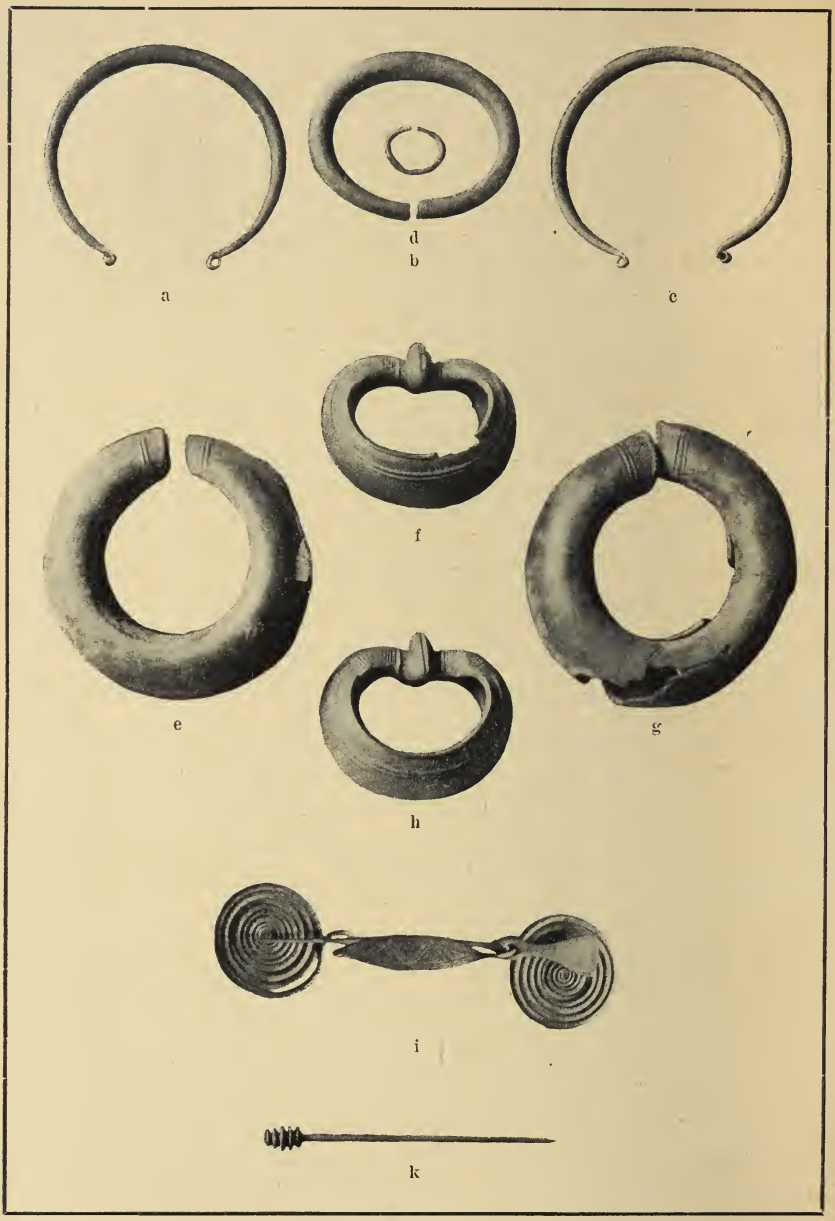


Abb. 60.

a, b, c massive Arm- und Halsringe; d kleiner Ring; e, f, g, h große Hohlringe (Arm- und Beinringe); i Fibel; k Nadel (alles aus Bronze)

Abb. 61.
a Kurzschwert von Bronze; b reichverzierter Halsschmuck; c Armspirale; d Kommando-Axt; e goldener Halsring

und Brandenburg tragen auf dem Bügel drei Vögelchen mit Klapperringen in den Schnäbeln; und diese Verzierung bekundet unwiderleglich die Hallstattzeit. Damals kamen von Italien und den Alpenländern her mit anderen Kulturmitteilungen auch jene heiligen Vögelchen nach dem Norden. Wir finden sie im Odergebiet auf Bronzekesseln und kleinen Votivwägelchen, auf Grabgefäßen und als selbständige plastische Gebilde so häufig, wie kaum irgendwo in Deutschland und im Norden[1].

Nach G. de Mortillet gliedert sich die Urgeschichte in die prähistorische (vorgeschichtliche), protohistorische (frühgeschichtliche) und historische (geschichtliche) Zeit. Die erste umfaßt die beiden Steinzeitalter; die zweite reicht vom Erscheinen des Metalls bis zur Römerherrschaft; die dritte begreift die Römerzeit und fränkisch-merowingische Periode in sich. Während die Urmenschheit der Steinalter noch als eine namenlose, ununterscheidbare Masse erscheint, treten mit der Metallzeit die ersten Völkernamen auf. Die reine Bronzezeit wird, wie bereits früher bemerkt, nach Mortillet Période bohémienne genannt; das vorrömische Eisenalter bezeichnet man als die etruskische und galatische Periode. Die reine Bronzezeit oder auch Zigeunerperiode zerlegt Mortillet wiederum in die Epoque Morgienne, nach dem Pfahldorf Morges am Nordufer des Genfer Sees, und Epoque Larnaudienne, nach dem Fundort Larnaud im Jura. Jene macht den Beginn der Bronzezeit aus, diese umfaßt den größeren Teil der späteren bronzezeitlichen Seedörfer. Die beiden Unterabteilungen des Bronzealters entsprechen der bereits erwähnten Einteilung des Eisenalters in die ältere Hallstattperiode und die jüngere La-Tène-Periode, die von Mortillet auch Période Marnienne genannt wird.

Der Werkzeugtypus der ersten Bronzezeit ist das flache, längliche Beil mit schwachen Randleisten, die bis zur Schneide verlaufen. Aus diesem Typus entwickelte sich das Absatzbeil, bei dem die Randleisten nur bis zur Mitte der Beilklinge reichen, wo sie durch einen Absatz miteinander verbunden sind, auf den sich die Schaftklammer stützt; auch finden sich bei diesen Beilen schon angegossene Öhre, die zur Befestigung der Klinge an das Knieholz durch Verschnürung dienten. Weitere Typen

[1] Unter den S. 58/59 erwähnten Wohnplätzen, die vom Märkischen Museum in Berlin bearbeitet werden, befindet sich auch das bronzezeitliche Dorf bei Buch (3000 Jahre alt). Dazu kommen Wohnplätze bei Neukölln, Wutzetz, Nowawes, Paulshof, Nackel, wo ein vorgeschichtliches Dorf unter einer vier Meter hohen Düne verschüttet liegt, Hersdorf, Pichelswerder u. a. Ferner Großgartach bei Heilbronn.

sind Dolche mit dreieckiger Klinge, am oberen Ende rund oder gradlinig, selten mit kleinem Griffdorn. Der Griff bestand aus Metall, meist verziert, oder Holz und Knochen und war durch Nieten mit der Klinge verbunden. Aus diesem Urdolch hat sich allmählich das Schwert entwickelt, in Schilfblattform, aber die Klinge bleibt bis zur jüngeren Bronzezeit noch merkwürdig kurz. Ein anderer Typus sind die zweischneidigen, sogenannten Rasiermesser. Als Schmuck finden wir Nadeln, die oben in Spiralenscheiben enden, oder solche mit horizontalem, gradförmigem Kopf, oder auch mit blattförmiger Verbreiterung, wie sie im Plexental bei Hippersdorf, Niederösterreich, gefunden worden. Die Armringe sind geschlossen oder mit dicht zusammengerückten Enden, während die Periode von Larnaud offene Armringe hat. Seltener finden sich bronzene und goldene Halsbänder, mit Goldblättchen inkrustierte Beil- und Dolchklingen, Doppelnadeln. Mortillet fand in Larnaud über tausend Gegenstände, auf welchen Fund er seine jüngere Bronzeperiode gründete, als die Blütezeit der Bronzekultur Mitteleuropas. Aus den geschilderten Beilen mit Randleisten entwickeln sich in der jüngeren Bronzezeit solche mit Schaftlappen oder Palstäbe, nämlich mit flügelartigen, nach innen gekrümmten Absätzen, die paarweise auf jeder Seite der Beilklinge das gespaltene Ende des Knieholzes umfassen. Ferner die Hohlbeile oder Celte, die in Frankreich fast überall mit den Palstäben zusammen gefunden werden, oft mit Öhren an der Breitseite, wonach die Beile am Schaft quergestellt worden sein müssen. Neben den Celten erscheinen Schmalmeißel, Hohlmeißel, Sägen, Pfriemen, Sicheln. Besondere Sorgfalt scheint auf das Messer verwandt worden zu sein. Eine Reihe dieser Gegenstände überrascht durch die gefällige Linienführung und genaue Ausführung der Einritzungen auf Klingen und Messerrücken. Die Schwerter zerfallen in solche mit vollem Bronzegriff und solche mit einem bloßen Griffteil, Dorn oder Zunge. In der älteren Bronzezeit wurden die Griffe meistens besonders gegossen und mit Nieten an der Klinge befestigt. In der jüngeren goß man Klinge und Griff in einer Form, behielt aber die Nietknöpfe als Zierat bei. Die Schwertscheiden waren aus Holz und nur die Beschläge aus Bronze. Die Pfeilspitzen finden wir entweder aus Bronzeblechplatten geschnitten oder gegossen. Schutzwaffen sind selten; man kennt aus Frank-

Abb. 62. Dolch

reich einige getriebene, eherne Harnische, mit Sternen und Ornamenten auf der Brust; auch Pferderüstungen, Stangen und Trensen. Reichlich sind die Schmuckgegenstände, wobei zwischen Frankreich und Skandinavien oft Übereinstimmung im Ornament herrscht. In der Töpferei herrscht feinere und sorgfältigere Ausführung als in der neolithischen Periode; Schalen und Schüsseln zeigen hohe Henkel mit Ansätzen. Die Gefäßböden sind oft sphärisch, was darauf schließen läßt, daß sie in eine Vertiefung, einen Untersatz, oder in weichen Boden gestellt wurden, das Ornament besteht aus Zickzack, hängenden Halbkreisen, Kreuzen und Strahlenkränzen. Die vertieften Linien wurden mit weißer, kreidiger Masse ausgefüllt.

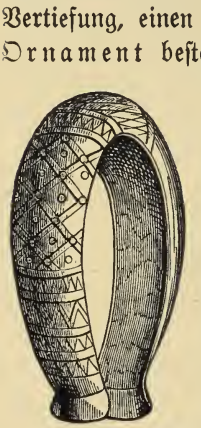


Abb. 63. Armring

Die bronzezeitlichen Pfahlbauten liegen vorzugsweise in der Westschweiz, während die Ostschweiz die Region der steinzeitlichen Seedörfer ist. Jene unterscheiden sich von diesen durch größere Entfernung vom Ufer (200—300 m) und gediegenere, widerstandsfähigere Holzanlage. Waren die steinzeitlichen Pfahlbauten urzeitliche „Dörfer", so können die der Bronzezeit für „Flecken" gelten. Werkzeuge aus Stein und Knochen, Horn werden immer seltener; dagegen tritt der Bernstein häufiger auf. Gold und Zinn dienen zu Schmuck und reicher Verzierung; auch Glas erscheint, und wo das Eisen zum erstenmal auftaucht, wird es zunächst als Schmuckmetall zur Verzierung der Bronzeschwerter verwendet. Auf die steinzeitlichen Brachykephalen oder Kurzschädel waren schon in der Übergangszeit zur Bronze Dolichokephale oder Langschädel mit sehr großem Gesichtswinkel gefolgt. Die Skelettreste der Bronzepfahlbauern zeigen nach Virchow eine vorgeschrittene, harmonische Körperbildung. „Nichts in den physischen Eigentümlichkeiten dieser Rasse" — sagt er — „entspricht der Voraussetzung einer Inferiorität der körperlichen Anlage. Im Gegenteil, man muß anerkennen, daß dies Fleisch von unserem Fleisch und Blut war. Die prächtigen Schädel von Auvernier können mit Ehren unter den Schädeln der Kulturvölker gezeigt werden. Durch ihre Kapazität, ihre Form und die Einzelheiten ihrer Bildung stellen sie sich den besten Schädeln arischer Rasse an die Seite. Wie könnte man auch erwarten, daß unter den schwierigen Verhältnissen ihrer Zeit diese Stämme nicht nur den Kampf um das Dasein glücklich bestanden, sondern durch Aufnahme immer zahlreicherer Elemente der Zivilisation eines der schönsten Beispiele kulturgeschichtlichen Fortschritts geliefert haben, wenn sie nicht

in sich selbst, in der Art ihrer Anlagen, die Befähigung zu geistigem Fortschritt in nicht gewöhnlicher Stärke besessen hätten. Sie waren nicht, wie die meisten Wilden der heutigen Zeit, zum Untergange bestimmt, sobald die Welle der Kultur sie erreichte. Die Lösung der Frage, ob dasselbe Volk alle diese Entwicklungen von der Steinzeit bis zu dem ausgeprägten Eisenalter durchgemacht hat, wird noch manche Arbeiten erfordern, aber die Tatsache, daß an derselben Stelle, oder wenigstens innerhalb eines und desselben Bezirks, so große Veränderungen sich vollzogen haben, wird den Pfahlbauten für immer einen hervorragenden Platz in der Schätzung der Menschen sichern."

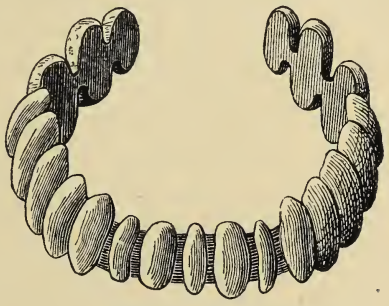


Abb. 64. Armring

Zumal der Genfer See war rings mit Pfahlbauten besetzt, und allein bei Morges am nördlichen Ufer finden sich vier Stationen: eine von unbestimmtem Alter, eine steinzeitliche (Station de l'Eglise), eine aus der Blüte der Bronze (La grande Station), etwa 400—500 Fuß vom Ufer mit einer Kulturschicht von 8—10 Fuß unter dem tiefsten Wasserstand, im Umfang von 100—150 Fuß Breite und 1200 Fuß Länge; endlich eine Station der älteren Bronzezeit (Station de Roseaux). Oft fand man da ganze Haufen gleichartiger Gegenstände zusammen. So in einer Kulturschicht bei Estavayer (Stäffis) gegen 300 ungebrauchte Schmucknadeln, bei Nidau mehrere hundert Angelhaken und Haarnadeln, bei Morges über 50 Haar- und Schmucknadeln. Das sieht aus, als ob an diesen Orten bereits die Herstellung der genannten Gegenstände fabrikmäßig betrieben worden. Der Bieler und Brienzer See lieferten bis 1883 gegen 20000 Bronzen. „Im Züricher See" — sagt Forrer — „wurde eine Reihe von Stationen bloßgelegt, unter denen sich solche befinden, die nicht nur die Stein- und erste Metallzeit durchgemacht, sondern noch bis in die Zeit der höchsten Blüte der Bronzekultur fortbestanden haben. Hierher gehören die Stationen vom großen Hafner und von Wollishofen bei Zürich." Aus der letzten stammen über 2000 Funde, darunter vollgriffige Schwerter, reich verzierte Messer, Schmucksachen, Fragmente von Bronzekesseln, ein Goldring, Zinn in Rädchen, Blei in Klumpen, Bernstein- und Glasperlen, Kupferbeile, Gußformen, Bronzehämmer, Ambosse, Meißel, Fibeln, Mondbilder und Idole. Ein charakteristischer Schwerttypus dieser

Zeit hat flache Griffzunge mit erhöhten Rändern, die mit beinernen oder hölzernen Schalen belegt wurden. Diese befestigte man durch umlaufende Bänder oder durchgehende Nieten an der Zunge. Später finden wir dieses Schwert wieder voll aus Bronze gegossen, wobei die ursprünglichen Bänder in Bronzerippen oder Knöpfen als Ornament beibehalten werden, zum Zeichen, wie alles Ornament gleichsam Rudiment anfänglicher und überflüssig gewordener Zwecknotwendigkeit ist. Undset hält diese Schwertform für ägyptophönizischer Herkunft.

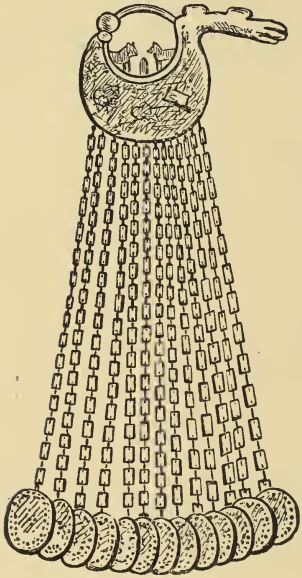


Abb. 65. Halsschmuck

Aus dem Fund von römischen Münzen, Tongefäßfragmenten und eisernen Werkzeugen in den Pfahlbauten des Züricher- und Bodensees hat man auf die Fortexistenz eines Teils dieser Bauten bis zur Römerzeit geschlossen. Bei den römischen Schriftstellern aber findet man nirgends eine Erwähnung der Schweizer Seedörfer, wie Ferdinand Keller nachwies. Allein Cäsar berichtet von den Helvetiern, daß sie alle ihre Städte, etwa 12 an der Zahl, sowie 400 Dörfer samt den übrigen Einzelgehöften bei ihrem Auszug nach Gallien angezündet hätten. „Wären unter diesen Ansiedlungen auch Pfahldörfer gewesen" — meint Hörnes — „so müßte sich der Zeitraum ihres Untergangs in den Funden ausprägen." Das ist aber nicht der Fall, die römischen Funde stehen ganz unvermittelt da. Bekanntlich zwang Cäsar die Helvetier, in ihre Heimat zurückzukehren und die zerstörten Wohnsitze wieder aufzubauen. Aber auch hierbei werden keine „Seedörfer" erwähnt. Die Siedlungen müssen danach schon auf dem Lande gelegen haben, und die Reste der alten Pfahlbauten dienten damals wohl nur noch als Fischerhütten oder äußerste Zufluchtsstätten in Not und Gefahr. Eine solche scheint insbesondere die Station La Tène am Ausfluß der Ziehl aus dem Neuenburger nach dem Bieler See gewesen zu sein. Unter den Resten dieser Wasserburg fand man fast ausschließlich Waffen und Rüstungsstücke, dagegen keinerlei Hausrat und Werkzeuge. Die Helvetier räumten diese Feste auf der Flucht vor den Römern. Unter Augustus wurde sie später wieder besetzt und blieb bis zur Zeit Trajans der Standort einer

Abteilung der 21. Legion, deren Hauptlager Vindonissa nahe der Habsburg im Aargau war.

Die Skandinavier schätzen das nordische Bronzealter auf 1000 Jahre, bis zur Mitte des letzten Jahrtausends vor Christi Geburt reichend. Dieses

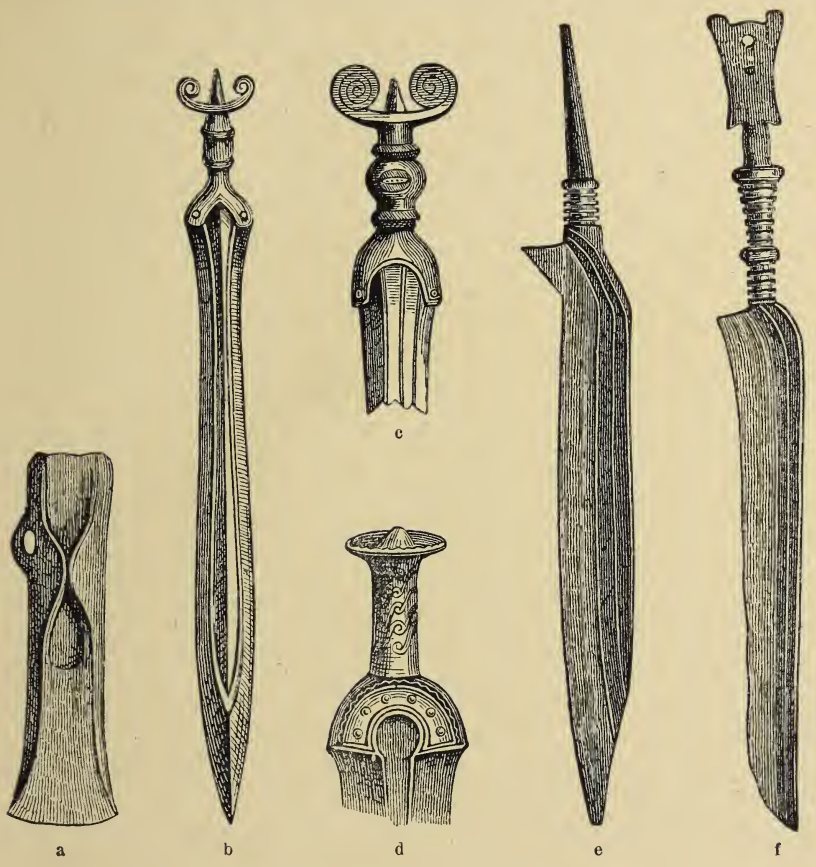


Abb. 66.
a Beil mit Ohr und Schaftlappen; b Degen aus der Schweiz; c und d Degengriffe aus Dänemark; e und f Messer von Nidau

Bronzealter hat ungemein länger gedauert als das in Mittel- und Süddeutschland. Die Arbeiten des älteren nordischen Bronzealters zeigen als Ornamente feine, durch Tangenten verbundene Spiralscheiben und Zickzacklinien. Montelius hält die Gegenstände aus dieser Zeit ausnahmslos für einheimisches Fabrikat. In den Gräbern finden sich Skelettreste,

wonach die Leichen, wie in der jüngeren Steinzeit, nicht verbrannt worden sind. Für die jüngere Bronzezeit des Nordens hingegen ist die Leichenverbrennung charakteristisch; und neben diesem Anklang an hellenischen Brauch findet man auch im Dekorationssystem hellenische Motive, wie das Wellenband, Halbkreise, Hakenkreise, Delphinfiguren und Schiffskiele. Zu Beginn der Bronzezeit herrscht der Bronzeguß vor, zu Ende hingegen die Anwendung des Hammers. Mortillet unterscheidet danach auch für die mitteleuropäische Bronzezeit eine Epoque du Fondeur und eine Epoque du Marteleur. Charakteristische Typen der beiden Bronzealter des Nordens hat man bisher nur in Nordeuropa gefunden, und gewisse Formen sind einzelnen Gebieten innerhalb dieses Bereichs ganz eigentümlich. So unterscheidet man schwedische und dänische Fabrikate, und innerhalb dieser wieder noch engere Formgrenzen, wie den Fibeltypus der Insel Bornholm und des südlichen Schonen. Man findet auch halbfertige oder im Guß mißglückte Arbeiten, so ein schön verziertes Hängegefäß der jüngeren Bronzezeit von Fünen, das von seinem tönernen Gußkern noch nicht befreit war. Reines Kupfer ist unter den nordischen Altertümern selten, noch seltener reines Zinn. Die schwedischen Kupferbergwerke bestehen erst seit dem Jahre 1000 n. Chr., und Zinn findet sich überhaupt nicht in Skandinavien. Die Bronzemischung ist zweifellos — wie bereits dargetan — von Süden her eingedrungen, und zwar in einer Legierung von 90% Kupfer und 10% Zinn. Die Urbevölkerung Schwedens besaß eine besondere Fertigkeit darin, dünne Bronzehüllen über einen Tonkern zu gießen, zur Herstellung von Gefäßen und Prunkwaffen, wie in Södermannland gefundene Äxte mit halbmondförmiger Schneide, Stielröhre und Knöpfe bekunden. Zu löten verstand man nicht, man behalf sich mit Nietung der Bruchstellen oder rohem Bronzeüberguß. Dagegen wußte man die Bronze zu gravieren und durch Einlagen aus anderem Metall zu verzieren, oder auch durch Einsetzung von Bernstein und einer dunkelbraunen Harzmasse an Gefäßen, Schwertgriffen und Zierknöpfen. Auch Goldblechüberzug kommt vor. Eine merkwürdige Überlieferung der altnordischen Bronze-

Abb. 67.
Schiff. Felsenzeichnung von Bohuslän.
„Hälleristningar"

zeit sind die Stein- und Felsenzeichnungen in Östgotland, Östschonen, und im nördlichen Teil der Landschaft Bohuslän an der schwedischen Grenze gegen Norwegen. Die Formen der dargestellten Schwerter und Beile gehören der Bronzezeit an, dagegen fehlt die Runenschrift, die in der Eisenzeit aufgekommen ist. Man hält diese Felsenzeichnungen für eine Art historischer Gemälde, die das Andenken an wichtige Ereignisse bewahren sollten. Diese Bilderschriften, „Hälleristningar" genannt, zeigen Waffen und bewaffnete Männer, bemannte und leere Schiffe, Seeschlachten und Zweigespanne mit Lenkern auf zweirädrigen Wagen, kämpfende Tiere, Aufzüge von Menschen und Opferhandlungen, zuweilen in pathetischer Haltung oder wilder Bewegung. Daß solche Zeichnungen sich nur an Felsenwänden finden, nicht aber auch zur Verzierung von Gegenständen und Werkzeugen verwendet wurden, bezeugt — nach Hörnes —, „daß der dumpfere Sinn jener Männer über die Vorstellung, daß zur Verzierung nur gefällige Linien, tote Ornamente, gehörten, noch nicht hinausgekommen war. Sie waren nicht lebhaft genug, um den kecken Schritt zur Verwendung der lebendigen menschlichen und tierischen Gestalt als Flächendekoration zurückzulegen." Auch in Mitteleuropa finden sich auf Tongefäßen der Pfahlbauten (z. B. von Chatillon) höchst selten Reihen menschlicher Figuren in das Ornament eingewoben. Auf westpreußischen Tongefäßen der ersten Metallzeit sieht man einen Reiter, einen Wagen mit Zugtieren und Räderpaaren übereinander, statt nebeneinander, ebenso wie auf den schwedischen Felsenzeichnungen. Meist aber sind die Darstellungen auf Gegenständen nur Andeutungen von Figuren, die sich ausnehmen, als ob der Künstler sich nur halb an seine Aufgabe getraut und im bloßen Durchblickenlassen vielleicht ein landläufiges Verbot solcher Darstellungen nicht zu überschreiten wagte.

Das klassische Land der Bronzekultur ist Ägypten, wo schon 3000 Jahre vor unserer Zeitrechnung die Bronze verarbeitet wurde. Noch während des 13. Jahrhunderts v. Chr. waren dort Bronzewaffen im Gebrauch, wie auf den Wandgemälden im Grabe Ramses III. an den Farben der Metallgegenstände zu erkennen. Vermutlich wurde das Eisen erst im 16. oder 15. Jahrhundert v. Chr. eingeführt. Im Grab der Königin Aah-Hotep aus dieser Zeit fand man Waffen aus Bronze, Gold und Silber, aber kein Eisen. In Kleinasien dauerte die Bronzezeit bis zum 12. oder 11. Jahrhundert v. Chr. In den von Schliemann in Ilios ausgegrabenen Ruinen fand sich keine Spur von Eisen. Im Nordosten muß die Bronzezeit noch länger gedauert haben, da die Massa-

geten, ein iranischer Skythenstamm — nach Herodot — noch im 6. Jahrhundert das Eisen nicht kannten. In Griechenland kam das Eisen erst etwa um das Jahr 1000 v. Chr. auf. Die von Schliemann in Mykenä aufgedeckten Gräber enthielten außer Gold nur Bronzewaffen. In Olympia fand man dagegen schon in den ältesten Schichten Eisen, und auch Homer bezeugt die Verwendung desselben. Die Italiker besaßen das Eisen nach den Ausgrabungen in Bologna-Felsina und Corneto-Tarquinii im 9. oder 8. Jahrhundert.

In Gräbern der nordischen Bronzezeit hat man auch Kleiderzeuge gefunden, so in einer Steinkiste einen 1,50 m langen und 60 cm breiten Schal aus braunem, gelbgeändertem Wollstoff, der über die Leichenasche gebreitet war; in einem dänischen Baumsarg lag eine bekleidete männliche Leiche mit einem Bronzeschwert, ferner Wollmütze, Hornkamm, Bronzemesser in einer Holzschachtel. Die Kleidung bestand aus hoher Mütze, weitem Radmantel, Hüftrock, Gamaschen aus Wolle und ledernen Schuhen, Wollgürtel mit langbefransten Enden. Unter dem Kopf lag ein zusammengerollter Wollschal. Die ganze Leiche war in eine Stierhaut gewickelt. In einem Baumsarg aus Aarhuus in Jütland entdeckte man eine bekleidete weibliche Leiche, in eine ungegerbte Rindshaut gewickelt. Sie trug einen Mantel aus Wolle mit eingemischten Tierhaaren, auf dem Kopf ein zierlich geknüpftes Netz. Die langen Haare der Leiche waren mit einem Hornkamm aufgesteckt, der noch dabei lag. Unter dem Mantel trug die Leiche einen vollständigen Anzug aus einer kurzen Ärmeljacke und langem Rock, um die Hüfte von einem Band und Gürtel mit langen Quasten zusammengehalten. Der Brustschlitz trug eine Bronzefibel, die Leiche außerdem einen Bronzering, zwei Armbänder, einen gewundenen Halsring, zwei Zierplatten am Gürtel und einen Bronzedolch mit hölzernem Griff. In demselben Grabhügel lagen noch zwei ärmlich ausgestattete Männerleichen. Die weibliche Tracht der Bronzezeit hat sich bis heute in Skandinavien erhalten; der männlichen dagegen fehlten die Beinkleider. In jüngeren Gräbern kommt schon Linnenzeug vor. Auch Tempelschmuck besaß das nordische Bronzealter. Als solcher gilt ein Bronzeschild mit Vögeln aus einem schwedischen Torfmoor. Ferner Votivärte mit Tonkern, ein kleiner Bronzewagen von Ystad und Goldgefäße aus den Mooren Dänemarks und Schwedens. Metallene Helme und Panzer gab es noch nicht, dagegen fand man in Schweden über 500 bronzene Schwerter und Dolche, die in Holzscheiden getragen wurden mit Fellausfüllung. Ferner über 200 bronzene Lanzenspitzen. Die Pfeil-

spitzen waren auch in der Bronzezeit noch immer aus Feuerstein. Bogenschützen sieht man häufig auf den Felsenbildern. Kolossale verzierte Bronzehörner gebrauchte man zur Schlachtmusik und zum Versammeln der Mannen. Als Fetische muß eine Sammlung von Gegenständen gedient haben, die man in einer Steinkiste bei Kopenhagen neben Brandknochen und Bronzegegenständen in einem Ledertäschchen fand, nämlich eine Bernsteinperle, eine Mittelmeerschnecke, einen Tannenholzwürfel, einen Schlangenschwanz, eine Vogelklaue, einen Eichhornunterkiefer, Steinchen, eine kleine Zange, zwei Messer in Leder gewickelt und eine Feuersteinlanzenspitze in einen Darm eingenäht.

Bedeutende Unterschiede bestehen zwischen den Bronzezeittagen Skandinaviens und Großbritanniens. Einige Formen aus jenem, wie Streitäxte, Griffschwerter, Diademe, Fibeln, Kämme, Hängevasen, Spiralen, fehlen in diesem gänzlich; andere, wie Sicheln, Sägen, Messer, Hohlcelte und Palstäbe, zeigen grundverschiedene Ausbildung. Die Bronzekultur auf englisch-irischem Boden hat nach Evans eine eigentümliche, mehr von Frankreich aus beeinflußte Entwicklung genommen. Zu den bedeutendsten Erscheinungen des urzeitlichen Bronzereiches gehören aber die Funde in Ungarn. „Das Land im Süden der Karpathen" — sagt Hildebrand — „ist ein archäologisches Wunderland; so groß ist der Formenreichtum, mit welchem es uns überrascht, so schwerwiegend sind die Zeugnisse, welche es zur Entschleierung der prähistorischen Kulturentwicklung Europas beiträgt." Schon der Reichtum an Kupferfunden läßt auf eine seßhafte neolithische Bevölkerung schließen, mit der nur noch die Urbewohnerschaft der Schweiz wetteifern konnte. Ungarn hat bodenständiges Kupfer, das schon in der jüngeren Steinzeit verarbeitet wurde. Die Bronzefunde aus Ungarn zeigen einen ausgesprochenen Stilcharakter und sind neben denen anderer Länder unverkennbar. Ungarische Typen sind Schwerter mit verbreiterter Klinge und schalenförmigem Knauf, Fibeln mit federnder einseitiger Spirale, Hohlcelte mit nasenförmigem Randstück und erhabenen Dreiecken, Hämmer und Äxte mit röhrenförmigem Stielloch. In der Ornamentik erscheint überall die scheibenförmige Drahtspirale. Die Funde stammen überwiegend aus den nördlichen und östlichen Gebieten Ungarns am Fuße der Karpathen und der siebenbürgischen Grenze. Die Gegenstände sind seltener Gräbern als Depotfunden entnommen, die oft ganze Reihen von Exemplaren derselben Form enthalten, wie der Fund von Hajdu-Böszörmeny, der 20 Bronzeschwerter verschiedener Form und Bronzebecken mit Tragreifen enthielt.

Der Fund von Podhering im Bereger Komitat enthielt über ein Dutzend Bronzeschwerter, der von Zsujta (Albauj) Armringe, Lanzenspitzen und vollgriffige Schwerter. Weitere Funde stammen aus Kurd im Tolnaer Komitat, Rima-Szombat und Sajo-Gömör. Im ganzen zählt man über 150 Depotfunde. Der größte Erzfund wurde in Hammersdorf in Siebenbürgen gemacht, nämlich 400 kg, davon 300 Rohmetall, meist Kupfer, ferner gegen 20 Schwerter, über 100 Beile und Sicheln. Ein reichhaltiges Gräberfeld war das von Pilin im Komitat Nograd, das Aschenurnen und eine Menge Bronzen enthielt. „Die ungarischen Bronzen" — sagt Worsaae — „bilden keinen Ausgangspunkt für die europäischen Bronzetypen und kein Hauptglied in der von Südost nach Nordwest durch Mitteleuropa ziehenden Kette der Bronzezeitfunde, sondern einen Seitenast derselben, freilich einen der allerschönsten und blütenreichsten."

Abb. 68. Schwertformen und Lanzenspitzen aus Ungarn

Hörnes unterscheidet entwicklungsreiche und entwicklungsarme Bronzezeitprovinzen. Wir haben bisher die ersteren betrachtet und wenden uns nun noch den letzteren zu. Hörnes bezeichnet diese auch als „Hauptgebiete der späteren Hallstattkultur", nämlich die drei um den Hauptstock der Alpen liegenden Länder Oberitalien, Südösterreich und Frankreich. Zu den Bronzegebieten mit schwacher Entwicklung zählen vor allem die drei südeuropäischen Halbinseln, mit Ausnahme nur der Terramaren am Po, und dem Südosten Spaniens, der eine eigentümliche Kupfer-Bronzezeit erlebte. Unter Terramaren versteht man wallumschlossene Pfahlbaudörfer auf trockenem Boden, wie sie außer in der Poebene auch in Ungarn häufig sind. Die Funde hier und dort zeigen große Ähnlichkeit miteinander. Ein Mittelglied zwischen den Terramaren der Poebene und den Bronzepfahlbauten der Schweiz bildet der Pfahlbau bei Peschiera am Gardasee. Als die Italiker — wahrscheinlich arisch-keltische Stämme — die oberitalischen Pfahlbauten eroberten und die iberische Urbevölkerung des Landes unterwarfen oder verdrängten, war die apenninische Halbinsel mit dichten Fichten- und Eichenwäldern

bedeckt, und die Urbevölkerung stand auf gleicher, wenn nicht auf noch tieferer Kulturstufe wie die Mittel- und Nordeuropas. Ein Stamm der Italiker, die Umbrer, besaß in der Poebene 300 Städte bzw. Pfahldörfer. Diese wurden von den nachrückenden Etruskern zerstört, welche Mantua und Bologna gründeten (Felsina). Um 400 v. Chr. drängten dann Kelten über die Alpen gegen die Etrusker und trieben diese über den Apennin hinaus. Helbig nennt die Ligurer die „Turanier des nördlichen Italiens" und glaubt nicht in ihnen, sondern in den Italikern, den Vorläufern der Etrusker, die eigentlichen Gründer der italischen Pfahlbauten, zu erkennen. Er betrachtet das Pfahldorf als die Zelle, aus der allmählich in organischer Entwicklung das italische Gemeinde- und Staatswesen hervorwuchs. Die „Terramara-Leute" erscheinen als nahe Verwandte der Germanen, unterscheiden sich aber doch auch wieder sehr von diesen; vor allem standen sie auf einer höheren geistigen Entwicklungsstufe und zeigen die den Germanen nicht eigentümliche Neigung, sich in festabgeschlossenen Gemeindeverbänden zusammenzutun, welche Tendenz in der späteren italischen Stadt und ihrem Höhepunkt Rom ihren vollendetsten Ausdruck gefunden hat. Rom selbst dürfte in der Königszeit kaum von einem Pfahldorf sehr verschieden gewesen sein. „Um die aus Lehm, Stroh oder Holz aufgeführten Wohnstätten lag Unrat von Menschen und Vieh und zerbrochenes Haus- und Ackergerät herum. Auf den Straßen wandelten die Quiriten einher, gekleidet in grobe wollene oder linnene Stoffe, die zuweilen mit geometrischen Mustern verziert waren, im Sommer von Staubwolken umhüllt, während des Winters im Kote watend." Auch das latinische Handwerk stand nach Hörnes im wesentlichen noch auf derselben Stufe wie das der Terramara-Leute. Die alten Latiner verstanden noch nicht, Gefäße aus dünnem Bronzeblech mit dem Hammer zu treiben, wie die Urbevölkerung Mitteleuropas bereits in der ersten Eisenzeit. Das römische Ritual gestattete bei der Trankopferspende nur tönerne Schalen und Kannen. Die Terramaren kannten nur eine beschränkte Entwicklung der ersten Metallkultur und wurden

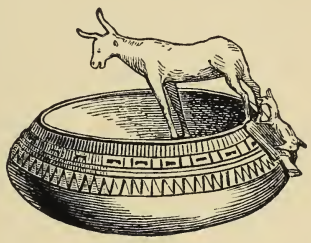


Abb. 69. Vase

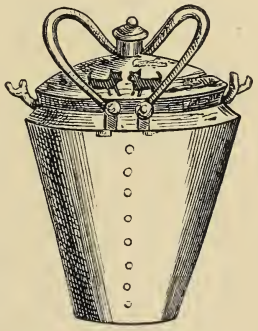


Abb. 70. Eimer

noch vor Einführung des Eisens verlassen. Als die Italiker, von den Etruskern gedrängt, den Apennin überschritten, waren sie bereits in einem vorgeschrittenen Kulturstadium und hatten aufgehört, Steinwerkzeuge anzufertigen. Sie verstanden das Bronzeschmieden und den Guß und kannten bereits das Eisen. Die Gräberfunde von Villanova und dem Grundstück Benacci bei Bologna veranschaulichen dieses Kulturstadium, und sie leiten uns zur Hallstattperiode, der ersten Bronze-Eisenzeit, hinüber, die besonders durch die Nekropolen von Chiusi (Clusium) und La Tolfa bei Civita vecchia, sowie den älteren Teil des Grabfeldes von Corneto (Tarquinii) und in Latium durch die Gräber von Alba Longa vertreten wird.

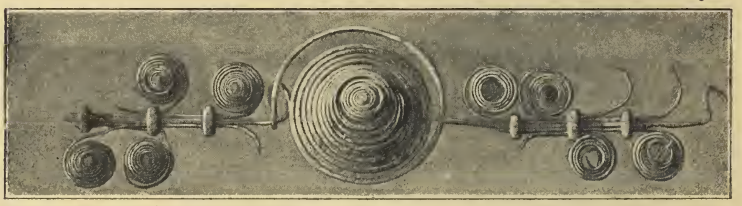


Abb. 71. Fibel aus Ungarn

Sechstes Kapitel

Die Hallstattperiode

Ägypten war das eigentliche Land der Bronzekultur des Südens. Aber wie diese in Mesopotamien ihren Ursprung genommen, so erwuchs in diesem Lande unter den Assyrern und Babyloniern auch die erste und charakteristischste Eisenkultur. Unter der „Hallstattperiode" versteht man die Übergangszeit von der Bronze zum Eisen. Überall finden sich jetzt beide in Verwendung, und zwar dieses, als das noch seltenere Metall, meist als Schmuck und Verzierung an Bronzegegenständen. Die erste Eisenkultur erstand auf dem Boden von Hallstatt in Oberösterreich, der damals von den Illyriern bevölkert war, die sich in einem mächtigen Reich über die ganzen Ostalpen dehnten, und von denen später die Griechen über den Balkan ausgegangen und die Italiker über den Apennin gedrungen sein sollen. Diese beiden Stämme trugen das Eisen erst nach dem Süden Europas und überwältigten die Eingeborenen der Halbinseln des Mittelmeers mit der dauerbareren und scharfschneidenden Eisenwaffe. Die Kulturen von „Hellas" und „Rom" sind Schöpfungen des Eisens.

Die Bronze ergab sich uns als eine Erfindung aus dem Südosten unseres westasiatisch-europäischen Kontinents — Mesopotamien —, aber ihre Blüte erlebte die Bronzekultur in Mittel- und Nordeuropa. Ungarn und Skandinavien erkannten wir als die Landgebiete, deren Urbevölkerung diese Metallmischung am ausgiebigsten und erfolgreichsten zu verarbeiten verstand, während das ganze Mittelmeergebiet weit dahinter zurückblieb. Mit der beginnenden Eisenzeit kehrt sich dies Verhältnis um. Der Schwerpunkt der Urkultur Europas verschiebt sich nach dem Süden, und das, was wir die Antike, die griechisch-römische Kultur nennen, dürfen wir als eine Schöpfung des Eisens betrachten, die vermöge dieses brauchbareren, handlicheren und nützlicheren Metalls in die Erscheinung gerufen wurde. Indem das Metall überhaupt den Urmenschen lockte und verlockte, selbstvertrauend sich zu erheben und kriegerisch-abenteuernd in die Weite zu streben, so verlieh ihm das Eisen erst die höchste selbstbewußte Kraft und Entschlossenheit, Schärfe und Schneide, und wir glauben nicht zuviel zu sagen, wenn wir behaupten, daß das, was man „antiken Charakter" nennt, den die stammverwandten Völker

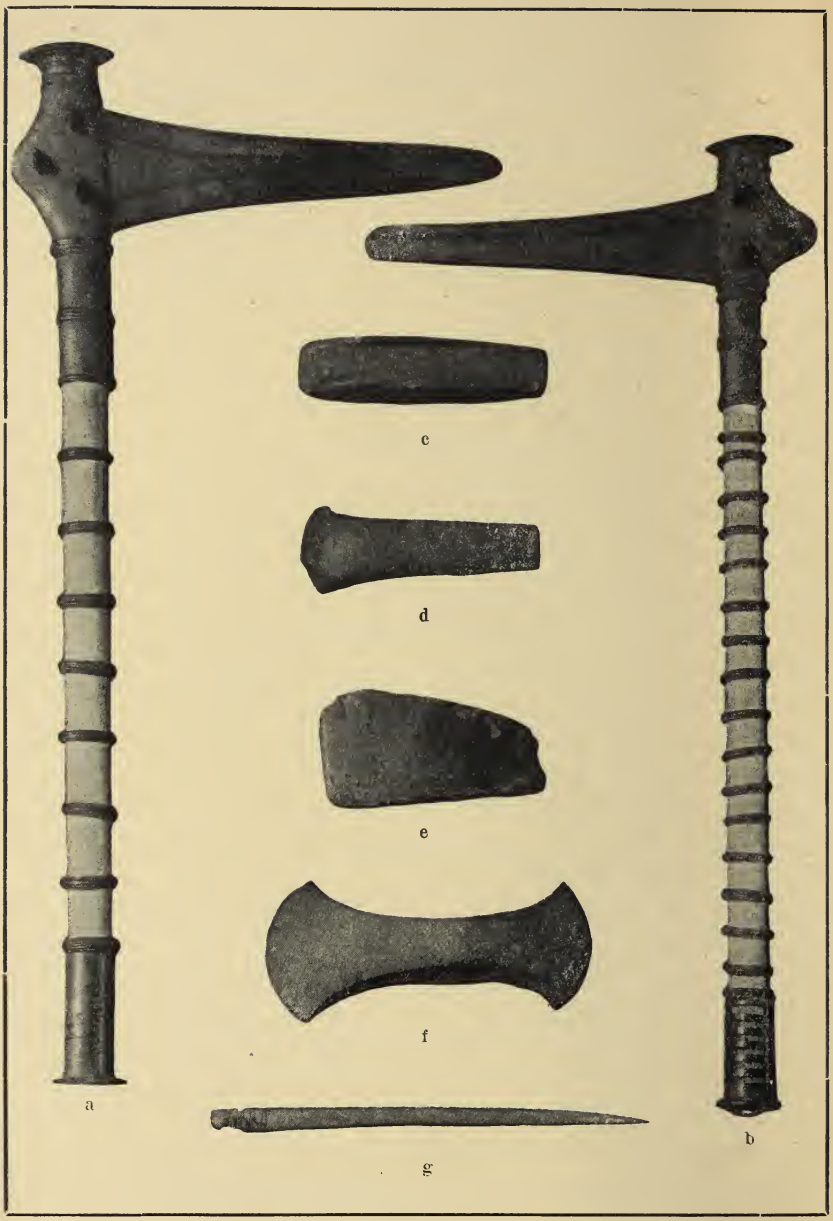


Abb. 72.
a und b Kommando-Äxte; c und d Flachcelte; e Beil aus grünem Nephrit; f durchbohrte Axt aus Sandstein; g Nadel

Nordeuropas — Kelten und Germanen — nicht gleichermaßen erworben haben, ein Produkt der Eisenkultur ist.

Die Kenntnis der Bronze war aus dem Süden nach dem Norden gedrungen, aber der Norden befruchtete den Süden wieder rückwirkend mit der Bronzekultur. Das Eisen hingegen lernten die Urvölker des Nordens erst recht in Gestalt einer ausgeprägten Eisenkultur von den Südländern kennen. Von Beginn der Hallstattzeit, der ersten Bronze-Eisenzeit um 1000 bis 800 v. Chr., dauerte diese Periode bis zum Sturz des weströmischen Reiches, also etwa 1500 Jahre. Mit ihr setzt die Gruppierung der Urmenschheit, die wir bisher nur als eine kaum unterscheidbare Masse wahrnehmen, in Stämme, Völker, Rassen ein, die sich typisch voneinander abheben und durch ausgeprägte Rassenmerkmale differenziert sind. „Vor dieser Ära", sagt Hörnes, „haben wir von keinem der arischen Völker, weder von den Medern und Persern, noch von den Griechen und Italikern, historische Nachrichten. Diese ganze Familie, welche nunmehr mit ihren vorgeschrittensten Zweigen in die Geschichte eintritt, erscheint jung und kindlich gegenüber dem ehrwürdigen Alter semitischer und chamitischer Stämme und ihrer geschichtlich wohl bezeugten Entwicklung zu einflußreichen Kulturnationen."

Der älteste Nachweis ägyptischen Lebens geht bis auf 5000 v. Chr. zurück. Für diese ganze Zeit kennt man nur das Vorkommen brachykephaler Stämme im Alten Reich, gegenüber den dolichokephalen und mesokephalen des Neuen Reichs. Allein trotz mangelnden Nachweises hat auch Ägypten seine Stein- und Bronzezeit gehabt. Virchow findet sogar die Grenze zwischen historischer und prähistorischer Zeit in Ägypten so scharf gezogen wie kaum bei einem andern Volk der Erde. Die ägyptischen Priester ließen in der auf 25 Jahrtausende berechneten vorgeschichtlichen Zeit des Nillands drei Epochen aufeinander folgen, die der Götter, der Halbgötter und der Manen. Steinwerkzeuge, die nur roh behauen, niemals poliert sind, findet man nicht nur in Gräbern, sondern auch im Freien am Fuß der Uferberge des Nil, die aus tertiärem Gestein und Kreidekalk bestehen. Steinmesser wurden in Ägypten noch bis tief in die historische Zeit, besonders zu Kultzwecken, verwendet. Kupfer und Bronze waren die ersten und lange Zeit auch die einzigen Metalle, welche die Ägypter kannten. Die Bronze war nach Montelius schon im 4. Jahrhundert v. Chr. in Ägypten bekannt und verarbeitet, aber noch nicht das Eisen. Die Ägyptologen wollten dem Eisen gleiches Alter zuerkennen, weil man sich nicht vorstellen könne, wie die Steindenkmäler

des Alten Reichs ohne Kenntnis dieses Metalls ausgeführt sein könnten. Die Prähistoriker aber haben durch praktische Versuche dargetan, daß der harte ägyptische Stein auch mit Steinwerkzeugen bearbeitet werden kann; wie denn auch in Mexiko ohne Kenntnis des Eisens monumentale Bau- und Bildwerke ausgeführt worden sind. Perrot, der in seiner Geschichte der Kunst des Altertums besonders die Bronze-Eisenzeit Ägyptens unter-

Abb. 73. Getriebenes Goldgefäß

sucht hat, erklärt, daß die Bronze dort stets mehr als das Eisen verwendet wurde. Dieses fehlt in den Gräbern des Mittleren wie des Alten Reichs und erscheint erst in denen des Neuen Reichs. Auch die alten Inschriften reden nicht vom Eisen. Die Farben der Waffen und Werkzeuge auf den Grabgemälden sind blau und rot für Eisen und Kupfer oder Bronze; Blau erscheint nicht vor dem Jahre 1700 v. Chr., Rot erst sehr lange danach. Im Grabe des Königs Aah-Hotep bei Theben aus der 18. Dynastie um 1500 v. Chr. fand man — wie schon früher erwähnt — keine Spur Eisen. Anderseits hat man in Gräbern mit dem Namen des Königs Tutmose III. aus dem 14. Jahrhundert v. Chr. nur noch

Bronzewaffen und -werkzeuge gefunden. Noch im 11. Jahrhundert wurden Bronzewaffen gebraucht, wie aus den Wandbildern im Grab Ramses III. ersichtlich, wo blaue und rote Waffen geschwungen werden. Montelius nimmt an, daß das Eisen in Ägypten nicht vor 1500 v. Chr. zur Verwendung kam und sich nur sehr langsam unter diesem konservativsten aller Völker eingebürgert habe. Die argivischen Königsburgen in Mykenä und Tiryns haben nach den Schliemannschen Ausgrabungen in einem durch die Phönizier vermittelten vorgeschichtlichen Verkehr mit Ägypten gestanden, der um 1200 bis 1400 v. Chr. angesetzt wird; sie lieferten viele Waffen aus Bronze, aber kein Eisen, das sie fraglos aus Ägpten überkommen haben würden, wenn das dort schon vorhanden gewesen wäre. Die älteste Kulturnation der westasiatisch-afrikanisch-europäischen Gruppe, die Ägypter, müssen danach jahrtausendelang ein reines Bronzevolk gewesen sein. Die Bronzeperiode Mitteleuropas begann, wie wir wissen, um 1500 v. Chr., also um die Zeit, da in Ägypten eben die erste Eisenkultur anzubrechen begann. Wenige Jahrhunderte später trat auch Südeuropa in diese Kultur ein, die um die Wende des 1. Jahrtausends v. Chr. dann über die Alpen greift und die Völker des Nordens erobert. Nach einer andern, besonders von A. Wiedemann vertretenen Auffassung, sollen die Ägypter das Eisen seit den ältesten Zeiten gekannt, aber nur ausnahmsweise verwendet haben. Für diese Auffassung spricht allerdings der starr konservative Sinn dieses Volks, wenn auch keine andern Belege dafür vorhanden sind. Wir sahen schon beim Übergang des Steinalters in die Metallzeit, daß Kupfer und Bronze anfänglich als gefährliche Neuerungen betrachtet worden sein mußten, da man fortfuhr, bei den Kultgebräuchen sich der altheiligen Steinwerkzeuge zu bedienen, und daß man in gewissen Kulten sogar bis auf den heutigen Tag noch an diesem Brauch festgehalten hat. Ähnlich mag es beim Übergang des Bronzealters in die Eisenzeit ergangen sein, und wir haben wenigstens das Beispiel der latinischen Priester dafür, die bis tief in die römisch-historische Zeit hinein von ihren altersgrauen Bronzewerkzeugen nicht lassen wollten. Es hat darum große Wahrscheinlichkeit für sich, daß die unverständlich lange Bronzeperiode der Ägypter sich rein aus dem Konservatismus erklärt, der dieses starr an seinem Herkommen klebende Volk am Übergang zum Eisen verhinderte.

Wir haben die Sumero-Akkader, die Urbewohner Mesopotamiens, als Erfinder der Bronze kennen gelernt. Unter der assyrisch-babylonischen Kulturschicht hat man noch eine ältere entdeckt, deren Sprache in späteren

Keilschrifttexten als „akkadische" bezeichnet wird und zu welcher in den Palästen Ninives förmliche Glossarien gefunden wurden. Akkad heißt der südöstliche Teil Mesopotamiens, während der nordwestliche Sumir genannt wird. Erst im 9. Jahrhundert erscheint daneben Mat-Kaldu (Land der Chaldäer), welche junge Provinz später den Namen für das ganze Land lieferte. Die Hellenen hielten die Sumero-Akkader für Skythen, und der römische Geschichtschreiber Justinus schreibt, daß Vorderasien 1500 Jahre lang unter skythischer Herrschaft gestanden, welche erst durch Ninus von Assyrien um 1200 v. Chr. überwunden wurde. Um die Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. erstarkte der Stamm der Chaldäer im südlichen Mesopotamien derart, daß seine Hauptstadt Bâb-ilu (Tor Gottes-Babylon), der uralten Stadt Uru („Stadt") den Rang abgewann, die als die älteste in Mesopotamien bezeichnet wird. In der Nekropole dieser Stadt der Sumero-Akkader fand man in Tonsärgen neben Werkzeugen aus Bronze und geschliffenem Stein, Schmucksachen aus Gold auch schon Eisen und Blei, so daß die Sumero-Akkader, wie sie die ersten Bronzeverarbeiter waren, auch die ersten gewesen zu sein scheinen, die das Eisen gekannt haben. Das Alter der Stadt Uru wird um das 3. Jahrtausend v. Chr. gesetzt. Im Lande Assur (Assyrien), oberhalb der babylonischen Ebene am Tigrisufer, auf das die Kultur der Sumero-Akkader von den Babyloniern überging, findet sich neben Muschelsandstein, Silber, Kupfer und Blei auch Eisen anstehend, und die Trümmerstätte der Hauptstadt Ninua (Ninive) ist eine wahre Fundgrube von Bildwerken und Werkzeugen aus den angeführten Stoffen. Ein besonderes Charakteristikum dieser babylonisch-assyrischen Kultur, zumal gegenüber der ägyptischen, ist die frühzeitige Verwendung des Eisens neben der Bronze. Das Eisen wurde anfangs nur als Schmuckmetall zu Armbändern und Ringen verwendet, dieselbe Gepflogenheit, die wir auch bei den nordeuropäischen Völkern fanden. V. Place entdeckte ein ganzes Eisenmagazin

Abb. 74. Glockengrab

in einer Kammer des Palastes von Chorsabad, mit Enterhaken und Ankern, Ringen, Schiffsketten, Pickeln, Schaufeln, Hämmern, Pflugscharen. Das Eisen erwies sich als so vorzüglich, daß man es gleich nach dem persischen taxierte, und der Arbeiter, der es ausgegraben, es sofort wieder umschmieden konnte. „Symmetrisch an einer Wand des erwähnten 5 m langen und 2,60 m breiten Gemachs aufgeschichtet, bildeten diese Geräte und Werkzeuge eine wahre Eisenmauer von 1,40 m Höhe, mit deren Beseitigung man drei Tage zu tun hatte." Ihr Gesamtgewicht betrug 160 000 kg. Durch ihre Waffen aus diesem Metall wurden die Assyrer allen Nachbarvölkern furchtbar, die noch mit Stein oder Bronze bewehrt waren. So heißt es in ihren Königsinschriften oftmals vom Gegner: „Ich verachte seine Waffen", und Jesaias sagt von diesem hochgewachsenen, muskulösen, energischen und stahlharten Menschenschlag: „Und siehe, eilend und schnell kommen sie daher; und ist keiner unter ihnen müde oder schwach, keiner schlummert noch schläft; keinem gehet der Gürtel auf von seinen Lenden und keinem zerreißt ein Schuhriemen. Ihre Pfeile sind scharf und alle ihre Bogen gespannt. Ihre Rossehufe sind wie Felsen geachtet und ihre Wagenräder wie ein Sturmwind." Schon in den ältesten Tributlisten aus dem Jahre 881 v. Chr. wird dem Volke der Moscher Tribut von Eisen und von Vieh auferlegt (L. Beck). Den Fürsten des Lands Narini im heutigen Kudistan wird neben Silber und Gold als Tribut nur Eisen abverlangt; nicht anders erhebt Assurnazirbal im Lande Karschemisch nur Eisen und Silber, und der Stadt Damaskus wurde bei der Brandschatzung durch den König Phul um 800 v. Chr. neben 3000 Talenten Kupfer 5000 Talente Eisen auferlegt. Im 9. und 8. Jahrhundert v. Chr. waren die Assyrer in der Verbreitung und Verwendung des Eisens geschickter und vorgeschrittener als irgendein anderes Volk. Sie verstanden insbesondere Bronzehüllen um einen Eisenkern zu gießen und ihre eisernen Schutzwaffen, Helme und Panzer, mit Bronze zu verzieren. So wurde die Bronze in Assyrien frühzeitig zum Luxusmetall, und ihre Stelle nahm eher als anderswo das Eisen ein. Die fortschrittlichen Assyrer waren das erste und ausgesprochenste Eisenvolk, wie die konservativen Ägypter das typische Bronzevolk.

Wie in Mesopotamien war die Urbevölkerung in dem benachbarten Kulturlande, das die Brücke bildet zwischen den beiden großen vorderasiatischen Kulturreichen, in Syrien und Phönizien, weder semitischen noch indogermanischen Ursprungs. Die Chetiter werden der Urbevölkerung des westasiatisch-europäischen Kontinents zugerechnet, als deren Reste die

Pelasger in Griechenland, die Etrusker in Italien und die Iberer in Spanien angesehen werden, und Fritz Hommel belegt diese ganze vorsemitische und vorindogermanische Rasse mit dem Namen der „palasgisch-alarodischen". Sie steht isoliert unter den andern Rassen gleich der benachbarten ural-altaischen der Sumero-Akkader, mit der sie

Abb. 75. Steinsetzung mit Knochenurne

vielleicht doch stammverwandter ist, als man zugeben will. Die Kultur der Chetiter zeigt sich stark von Assyrien beeinflußt, aber auch sie haben ihre originale Urkultur erlebt, bevor sie dem geistigen und politischen Übergewicht der mächtigeren Nachbarnation erlagen. In den Höhlen an der Quelle des Hundsflusses Nahr-el-Kelb und auf dem Libanon wurden Feuersteinmesser gefunden. Steinwerkzeuge verschiedener Art fanden sich im Tal von Bethlehem, auch weist Palästina zahlreiche uralte Dolmengruppen auf, die man einer frühen Metallzeit zurechnet. Bei Irbid im Ost-Jordanland fand man Skelettreste und Kupferringe in

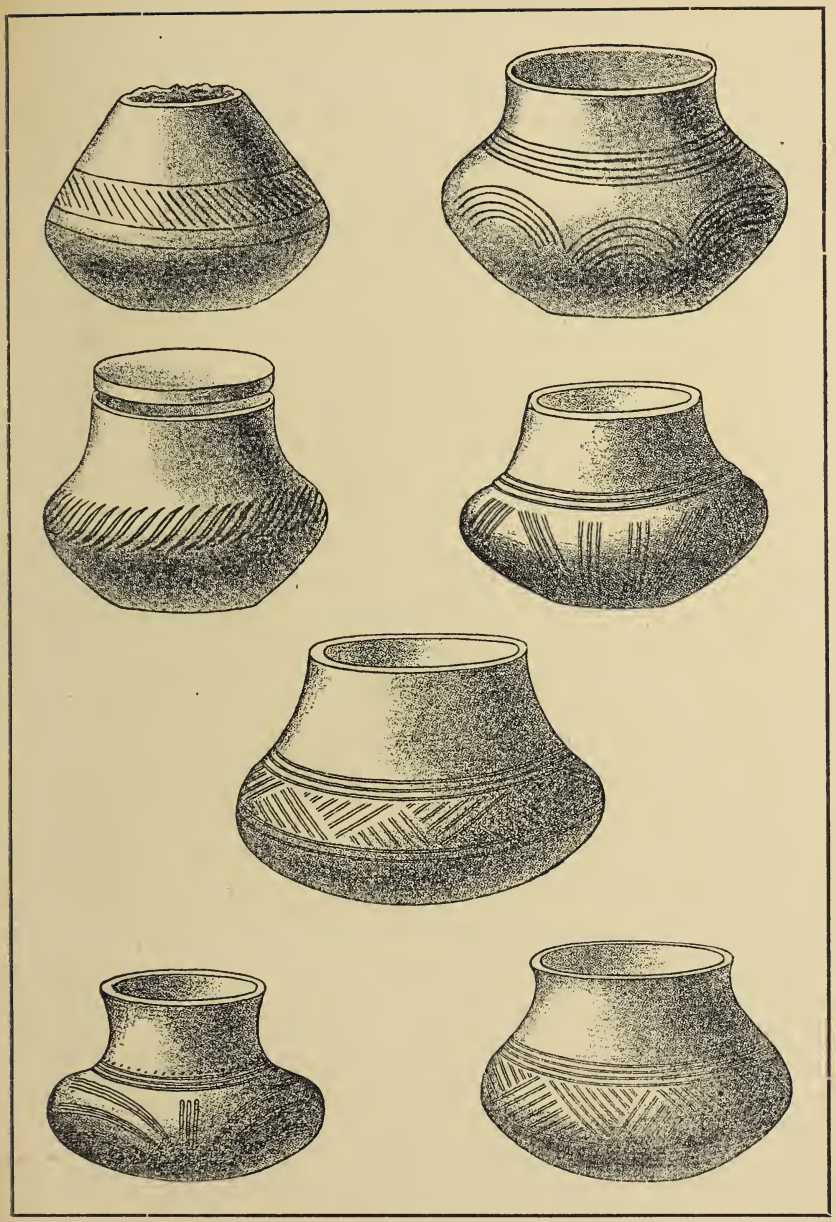


Abb. 76.
Tongefäße mit verschiedener Ornamentierung aus dem Grabfelde von Hohenbruck in Böhmen

Hunderten von Dolmen aus Hornsteinplatten, deren größte so hoch waren, daß ein Reiter zu Pferde hinein konnte. Die Bevölkerung dieser ganzen Küstenstriche zwischen Asien und Afrika war der geborene Vermittler der östlichen Kultur an die westlichen Völker, und als solchen kennen wir aus der Geschichte besonders den Namen der Phönizier, die durch die Besitznahme der Insel Cypern zuerst die dortigen Metallschätze, Kupfer, Eisen, Silber, hoben. Um die Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr., also den Beginn des europäischen Bronzealters, gelangten sie von hier nach dem Ägäischen Meer, wo sie eine neolithische Bevölkerung vorfanden. Um 1100 kamen sie nach Spanien und begannen dieses metallreiche Land auszubeuten; sie gründeten Gades (Kadix) und holten von da aus Zinn aus Britannien zur Bronzebereitung. Sie dürften es danach gewesen sein, die den Völkern des Nordens die Kenntnis der Bronze vermittelten, deren Verarbeitung zumal unter den Händen der Skandinavier eine so hohe Ausbildung erfahren hat. Die Phönizier waren das kunstfertigste und geschickteste Volk Vorderasiens; sie verstanden es, die Kulturerrungenschaften der Ägypter und Assyro-Babylonier zu vereinigen und ihnen eine weitere, höhere Ausbildung zu geben. Für ihre Kultur sind besonders die Ausgrabungen auf Cypern bedeutsam. Die Kupfer-Bronzezeit begann dort schon zwischen dem 5. und 4. Jahrtausend v. Chr. und endete um das Jahr 1000. In der folgenden Eisenperiode erscheint als besonderes Charakteristikum das Hakenkreuz, die indische Swastika, auf Vasen, Idolen, Werkzeugen, Kentauren und Pferden. Merkwürdigerweise zeigt sich dieses arische Symbol auch in den ältesten Kulturperioden der Insel, war aber in der ersten Metallzeit wieder verschwunden, um erst mit dem Eisen wieder aufzutreten. Da das Hakenkreuz bis jetzt in Ägypten, Chaldäa, Assyrien und Syrien nicht nachgewiesen worden, so schließt F. Dümmler auf indogermanischen Kultureinfluß in der ersten cyprischen Eisenzeit nach dem Beginn des letzten Jahrtausends v. Chr. Diesem soll ein archaisch-babylonischer (sumerisch-akkadischer) Einfluß vorausgegangen sein, und dem letzteren wieder ein urarischer.

Die Kultur der ersten Eisenzeit in Cypern ist also nicht mehr rein phönizisch, sondern gräko-phönizisch. Die griechischen Stämme der Arkadier, Achäer, Lakonier sollen nach Ohnefalsch-Richter auf Cypern die ersten Schwerter fabriziert und den Typus des Helms mit kugelförmigem Aufsatz ausgebildet haben. Die Ähnlichkeit einiger mykenischer Fundstücke aus den Schliemannschen Königsgräbern wird als Beweis für diese Behauptung aufgestellt. Der Schild mit zwei Bügeln — einen zum Durch-

stecken des Arms, den andern zum Ergreifen mit der Hand — ist eine Erfindung, welche die Griechen, ebenso wie Nabel und Zeichen der Schilde, Helmbüsche, Beinschienen, den Karern in Kleinasien zuschrieben, die das zweite seefahrende Volk des Mittelmeers waren und gewöhnlich als Bundesgenossen der Phönizier erscheinen. Ägypter, Chetiter, Assyrer, Phönizier hatten von Haus aus nur Schilde mit einer Handhabe, und das gleiche gilt für alle in Europa gefundenen prähistorischen Schilde. Seit dem 6. Jahrhundert erscheint der Schild mit doppelter Handhabe in ganz Griechenland, außer Lakonien. Das Zeitalter Homers, welches um die Zeit des ersten Zusammentreffens der Griechen mit den Phöniziern und Karern anzusetzen ist, fällt in die Bronze-Eisenzeit, also die Hallstattperiode. In den Homerischen Gesängen finden wir zwar die Grundzüge der hellenischen Denk- und Sinnesart kräftig entwickelt, aber die damaligen Hellenen waren noch nicht fähig, den künstlerischen Ideen in Ton, Metall oder Stein entsprechende Formen zu geben. In ihrer materiellen Kultur begegnen sich, wie Helbig nachgewiesen hat, Ausläufer eines barbarischen Zustands — Unreinlichkeit des Hauses und des Körpers, primitive Kost, Unkenntnis des Mauerbaus aus Stein — mit vielfachen Verfeinerungen, die dem Einfluß überlegener östlicher Kulturgebiete entstammen. Kleidung und Schmuck, Haar- und Barttracht, der Gebrauch kostbarer Stoffe und starkriechender Salben, sowie ein lebhafter Import orientalischer Luxuswaren bezeugen diese Abhängigkeit von dem höher entwickelten Völkerleben Vorderasiens. Das war der Zustand Grichenlands um 900 bis 800 v. Chr. Jahrhunderte trennen die trojanische Zeit von

Abb. 77. Vase mit Tierzeichnung

den goldreichen Burggräbern hinter dem Löwentor von Mykenä, und wieder Jahrhunderte die Zeit, in der diese Gräber gefüllt wurden, von einer Kulturperiode, wie sie die Homerischen Epen schildern (Hörnes).

Der Hügel von Hissarlik („Burgberg") auf der Stätte des alten Troja ist die älteste Fundstätte helleniſch-semitischer Kultur auf kleinasiatischem Boden. Sein größter Teil besteht aus Schutt menschlicher

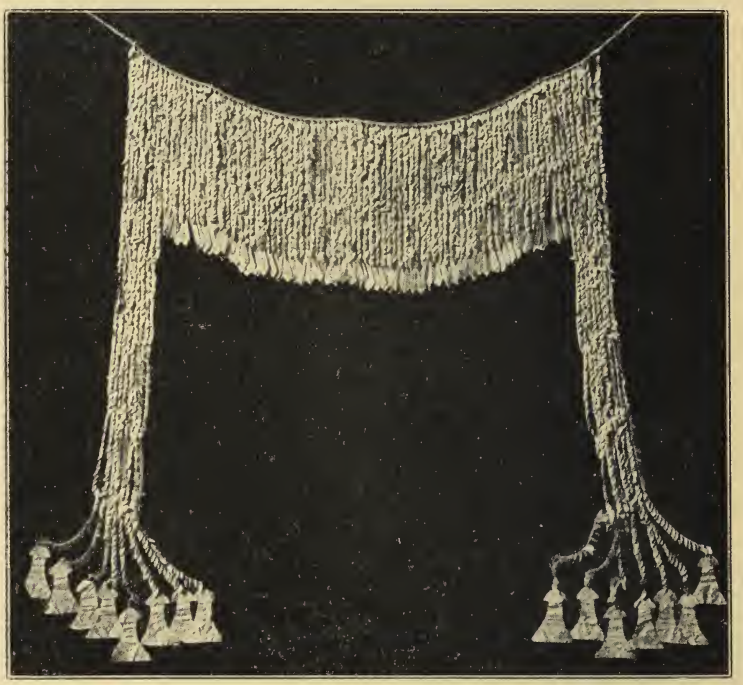


Abb. 78. Goldenes Diadem aus Hissarlik-Troja

Ansiedlungen, indem die Mauerreste der Häuser über die Ränder des Bergs hinabgefallen sind und die Fläche für die nachkommenden Ansiedler vergrößert haben. Der Hügel beherrscht die Ebene bis zur Einfahrt in den Hellespont, die bei Kumkaleh am Ausfluß des Skamander 5 km von Hissarlik entfernt ist. Der Wohnplatz der ersten Ansiedlung hatte nur etwa die halbe Breite der zweiten, mit Gebäuden aus kleinen, lehmverbundenen Steinen. Die Bewohner müssen im Übergang der neolithischen in die Metallzeit gestanden haben. In der zweiten Ansiedlung wurde der sogenannte „große Schatz" gefunden, bestehend aus Schmucksachen

von Gold, Silber, kupfernen Gefäßen und Waffen. Dieser Schatz vertritt die Zeit des Priamus, wie er denn auch „Schatz des Priamus" genannt wird, und der Charakter der Metallarbeiten ist früh-orientalisch. Diese zweite Ansiedlung ging durch Feuer zugrunde, und die folgende dritte zeigt einen veränderten Charakter, nicht aber eine andere Kultur. Zwischen die cyprische und diese troische Kultur schiebt sich noch die sogenannte „Zykladenkultur" der Inseln des Ägäischen Meers, die gegenüber jenen einen geringen Fortschritt darstellt.

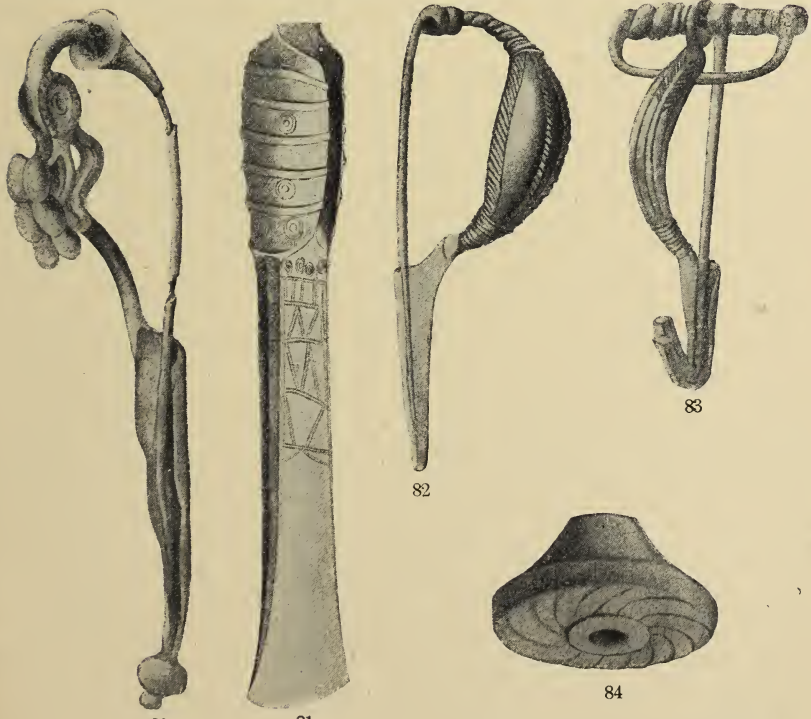
Herodot nennt das Volk der Karer als unter allen Völkern im größten Ansehen stehend, und die Gründung der Städte Tiryns und Mykenä wird ihnen zugeschrieben als Etappen ihres Vordringens von Kleinasien herüber nach dem Golf von Argolis und Korinth. Die zyklopischen Mauerreste von Tiryns werden auf sie zurückgeführt, sowie die des jüngeren Mykenä. Eisen fehlt in Tiryns, wie wir es auch in Hissarlik vermißt haben. Ungemein stattlicher und reicher erscheint schon Mykenä. Das Schatzhaus des Atreus in Mykenä ist das besterhaltene der alten Kuppelgräber. Außen am Tor waren Skulpturwerke, innen Bronzeschmuck. Außer diesen großen Grabgewölben gibt es noch zahlreiche sogenannte Volksgräber, die beträchtlich jünger sind. Sie enthielten Gegenstände aus dem Ende der mykenischen Kultur, nämlich Eisen, aber nur als Schmuck. „Das Erscheinen dieses Metalls erinnert", nach Hörnes, „an das Eindringen des Eisens als Schmuckmetall an die Pfahlbauten der jüngeren Schweizer Bronzezeit. Ähnlich wird es sich in Mykenä verhalten haben, und wir glauben zu ahnen, welches Volk damals schon aus dem Norden nach der Halbinsel vorgedrungen sein und Eisen und Fibeln[1] mitgebracht haben wird. Dieses Volk werden die Griechen gewesen sein. Auch die Anlage des berühmten Löwentors von Mykenä stammt wahrscheinlich aus einer jüngeren Periode. Mykenä bietet im ganzen weder Analogien mit der reinen Bronzeperiode von Mittel- und Nordeuropa, noch einen breiteren Zusammenhang mit der ersten Eisenzeit unsers Kontinents. Während sich Hissarlik-Troja ganz entschieden an die Seite einer langen Reihe europäischer Fundplätze stellt, bleiben die Schachtgräber Mykenäs durchaus fremdartig." Gold, Gold und wieder Gold in unersättlich verschwenderischem Gebrauch; Löwen, Greifen,

[1] Nach Gustav Kossinna („Die deutsche Vorgeschichte", 1914) ist die Fibel, die seit Beginn der Metallzeit eine so große gewandtechnische, kunstgeschichtliche und archäologische Rolle spielt, eine germanische Erfindung, und die ältesten italischen und illyrischen Fibeln sind der germanischen nachgebildet.

Tauben, nackte Frauen, halbnackte Männer, Seetiere, Palmen, Papyrusstauden, Wagenjagden im Wildpark und heraldisch gepaarte Tiere — sehen wir da in Hülle und Fülle, ein Formen- und Gestaltenreichtum und eine Vollendung, wie sie uns auf unserm urgeschichtlichen Rundgange bisher noch nicht entgegengetreten, selbst in Assyrien nicht. Diese mykenische Kultur hat die ägyptische und chaldäische zur Voraussetzung, aber auch sie gehört noch der reinen Bronzezeit an, da sich keine Spur von Eisen in den Gräbern findet. Erst die in ihren Ursprüngen auf einer ungleich tieferen Kulturstufe stehenden Griechen haben das Eisen aus dem Norden dorthin gebracht.

In der alten Nekropole vor dem Dipylon bei Athen haben sich die ersten Eisenschwerter gefunden, und man spricht danach von einer „Dipylon-Kultur" als der ältesten griechischen, oder genauer achäischen oder gemeingriechischen, die der späteren Wanderung und Verschiebung der Stämme auf hellenischem Boden vorausging. Der Dipylonstil ist nach Hörnes etwas Fertiges und höchst Vollendetes, und erweist sich im Ornament der Vasen als nordeuropäischen Ursprungs. In das Ornament sind figurale Darstellungen von Menschen und Tieren eingewoben, wie sie der ganze Orient nicht kannte, und erinnern lebhaft an die in der skandinavischen Bronzezeit erwähnten „Hälleristningar" oder Felsenzeichnungen. Diese sind zwar noch etwas plumper und schwerfälliger als die schwarzfigurigen Dipylon-Vasenszenen, aber Geist und Charakter der Darstellungen ist der gleiche. Wir erkennen da wiederum See- und Wagenfahrten, Seeschlachten, Aufzüge von bewaffneten Männern und Frauen, Szenen aus dem täglichen Leben. Die Herkunft der Hellenen aus dem Norden ist nur von Aristoteles anerkannt worden. Um Dodona in Epirus läßt er in der Urzeit die Stämme wohnen, welche damals „Graikoi", später erst Hellenes hießen. Auf einem Felsen bei Ekensberg in Östergötland ist ein über meterlanges Schwertbild eingehauen, das mit flachem Knauf, kurzem Griff, Greifnieten und breiter, spitzer, blattförmiger Klinge dieselbe Form darstellt, wie sie im atheniischen Gräberfelde Dipylon aus Eisen gefunden wurde. Das Erscheinen der Männer mit dem Schwerte, wie wir es auf den Vasenbildern erkennen, mit den typischen Beinschienen, Reigentänze von Jünglingen und Mädchen, Totenbestattungen, Wagenrennen und Dreifüße, Küstenüberfälle, das alles ist kennzeichnend für homerisch-griechische oder achäische Art; nicht aber Löwenjagden, Panther, Greife und Mischwesen, wie die asiatische Bildkunst sie zeigt. Diese fehlen auf den Dipylonbildern, wofür Pferde, Rinder, Hirsche, Rehe,

79



80 81 82 83 84

Altertümer vom Hallstätter Salzberg: Abb. 79 Gefäß aus Bronzeblech; Abb. 80—82 Nadeln und Kleiderhaften von Bronze aus den Gräbern von Hallstatt; Abb. 83 Streitmeißel oder Celte aus Bronze; Abb. 84 Spinnwirtel aus gebrannter Erde

Gänse, Enten erscheinen. Das dekorative Prinzip der Vasenmalerei im Dipylonstil wurzelt nicht in der Tongefäßverzierung, sondern in der Flecht- und Webetechnik, wie es in der Ilias heißt, daß Helena in das Purpurgewand Szenen aus dem Kampfe der Achäer vor Troja einstickt (Hörnes). Dümmler nimmt an, daß die Griechen vor ihrem Erscheinen in Hellas bei den Thrakern das Eisenschmieden erlernt hätten, und hält das Vorkommen eiserner Waffen für das sicherste Erkennungszeichen griechischer Gräber. „Die besseren Waffen", sagt er, „werden den abgehärteten Horden, welche aus Epirus einbrachen, im offenen Felde zum raschen Siege über die verweichlichten Vertreter der mykenischen Kultur verholfen haben." Um das Jahr 1000 v. Chr. brach dieser erste arische Stamm von Norden her in Hellas ein, um, dort seßhaft geworden, nach Jahrtausenden in die geschichtliche Zeit einzutreten, die der Rahmen unsrer Darstellung ausschließt.

So sehen wir die Griechen früher als andere Völker die Vorstufen der Urkultur überwinden und in die Eisenzeit eintreten, während andere, unvergleichlich vorgeschrittenere, wie Ägypter und Karo-Mykenäer, noch tief im Bronzealter steckten. Die eigentlichen Träger und Verbreiter dieser ersten Eisenkultur aber waren die Illyrier. Die bedeutendsten Überreste der Hallstattkultur — der ersten Eisenkultur — finden wir in den Wohnsitzen der illyrischen Veneter. Die Wanderungen dieser Illyrier haben der Hallstattkultur eine ungeheure Verbreitung gegeben, ebenso wie später um 500 v. Chr. die Ausbreitung der keltischen Stämme die zweite Eisenkultur oder La-Tène-Kultur überall hintrug. Wie die Griechen als Eisenvolk in Hellas einbrachen und die mykenische Bronzekultur überwanden, so drängten die illyrischen Veneter von Nordosten her auf das Bronzevolk der Italiker, um sie allmählich zu überwinden, welche Italiker ihrerseits, wie wir gesehen haben, in der Urzeit die Urbevölkerung der apenninischen Halbinsel, die steinzeitlichen Ligurer, zurückgedrängt hatten. Die Illyrier Italiens stammen aus der Balkanhalbinsel, wo ihre Reste noch heute in Albanien leben. Die Griechen bezeichneten sie mit dem Namen der japygischen, die Römer als die apulischen Völker. Strabo vergleicht Venetien mit Ägypten. „Das ganze Land (Oberitalien)", sagt er, „ist reich an Flüssen und Seen, besonders das der Veneter, wozu vorzüglich die Beschaffenheit des Meers beiträgt. Denn fast nur in diesen Gegenden hat unser Meer mit dem Ozean das gemein, daß es ähnliche Ebbe und Flut hat, wodurch der größte Teil der Ebene unter Wasser gesetzt wird. Deswegen ist diese

Gegend wie Unterägypten von Gräben und Dämmen durchschnitten und teils trocken und zum Anbau geeignet, teils schiffbar. Von den Städten sind einige ganz, andere nur zum Teil von Wasser umgeben. Zu den Städten, welche über diesen Seen im inneren Lande liegen, kann man, was sehr wichtig ist, stromaufwärts kommen, besonders vom Padus, denn er ist der größte und wird oft von Regen und Schnee aufgeschwellt."

Abb. 85. Urne mit Tierbezeichnung

Eine solche landschaftliche Umwelt mußte die Entwicklung der Kultur ungemein erleichtern, und die Umstände, welche in der neuen Geschichte der Seestadt Venedig zu ihrer hohen Kultur und Machtstellung im Nordwinkel der Adria verhalfen, haben schon in der Urzeit dem Volk der Veneter zu ihrem Übergewicht verholfen. Man kann danach vielleicht schon von einem „urzeitlichen Venedig" sprechen, das die Nachbarlande und -völker ähnlich beeinflußt und beherrscht haben mag, wie späterhin die Königin des Meers; denn, wie wir gesehen haben, ist die Stätte, auf der Venedig steht, von Urzeiten her immer bewohnt und befestigt gewesen. Die Illyrier waren Hirtenstämme mit patriarchalischer Verfassung. Das Ackerland war Gemeinbesitz der Phare oder Sippschaft. Bei Griechen und Römern waren sie nicht sehr beliebt; sie werden als treulos, hinterlistig, räuberisch, ausschweifend, trunksüchtig, träge, aber auch als tapfer und freiheitliebend geschildert. Ihrer Rasse entstammten bekanntlich die späteren Römerkaiser Septimius Severus, Probus, Aurelianus, Maximianus, Diokletian und Konstantin. Ihrer körperlichen Beschaffenheit nach erscheinen die Illyrier klein, mager, brünett, wonach sie den Ligurern verwandt erscheinen und der sogenannten mittelländischen Rasse zuzurechnen sind, die mit den geschilderten Eigenschaften die ungewöhnliche der Langköpfigkeit (Dolichokephalie) vereint. Jedenfalls stachen sie von den ursprünglich ebenfalls langköpfigen, aber hoch-

gewachsenen und blonden Kelten in höchstem Grade ab. Eine interessante Frage wäre es, zu entscheiden, ob der untersetzte, gravitätische, dunkelhaarige Römertypus nicht überhaupt auf den illyrischen und ligurischen zurückzuführen ist. Die Römer nehmen innerhalb der indogermanischen Völkerfamilie eine etwas isolierte Stellung ein; Kelten, Germanen und Griechen erscheinen in der Urzeit einander unvergleichlich ähnlicher und stammverwandter sowohl hinsichtlich ihrer physischen wie der geistigen Komplexion. Es will uns danach scheinen, als ob die Römer eigentlich aus der vorarischen Bevölkerung Europas hervorgegangen seien, deren Trümmer wir über weite Gebiete zerstreut in den Pelasgern, Illyriern, Ligurern und Iberern erkannt haben, und erst später durch die keltischen Italiker in Sprache und Gesittung arisiert zu den „Römern" geworden seien, die wir aus der Geschichte kennen.

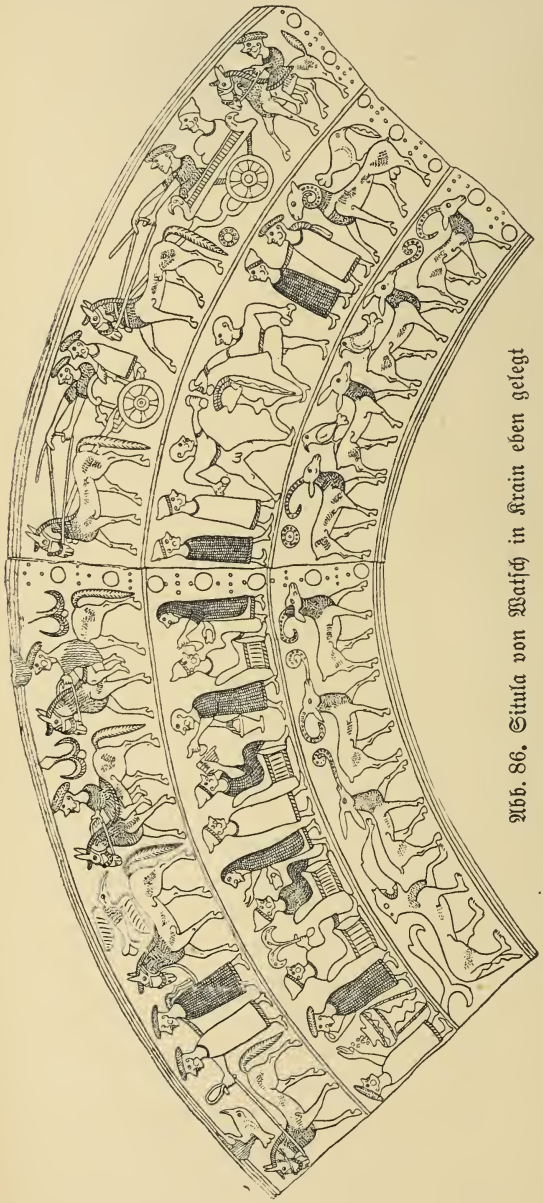


Abb. 86. Situla von Watsch in Krain eben gelegt

Nach Polybius sind die Veneter „ein durchaus altes Volk", in Sitten, Tracht und Sprache von ihren Erbfeinden, den Kelten, verschieden. Ihre Haupt-

Abb. 87. Schwertscheide mit reichem Figurenschmuck. Aufziehende Reiter mit Helmen, Plattenpanzern und Lanzen bewaffnet; einer mit La-Tène-Schwert. Vor ihnen Fußsoldaten ohne Kopfbedeckung. Zu beiden Seiten an einem Rade beschäftigte Männer. Aus dem Hallstätter Grabfeld

ſtadt Patavium (Padua) war noch zu Strabos Zeit berühmt durch die Waren, namentlich Gewänder, die ſie nach Rom lieferte. Ebenſo ſtanden Spina, Ravenna, Aquileja im Lande der Veneter in hoher Blüte. Aquileja war der Handelsplatz für die illyriſchen Völker an der Donau, der Ort, an dem ſie die nordillyriſche Kultur berührten. Die illyriſchen Donauſtämme holten hier die Produkte der See und den

Abb. 88. Der ſogenannte „goldene Hut"

Wein, den ſie in hölzernen Fäſſern auf Wagen luden, und Öl; dafür brachten ſie Sklaven, Vieh und Häute. Diodor bezeugt, daß zwiſchen Oberitalien und der Balkanhalbinſel ein reger, tief in das öſtliche Binnenland hineingreifender Handel beſtanden habe. Junge Handlungsreiſende, die er Ligyſten nennt, befanden ſich beim Molofferkönig Admet, als Themiſtokles dort vor den Nachſtellungen der Lakedämonier Schutz ſuchte, und er entkam, von den wegkundigen Kaufleuten geleitet, quer durch die Balkanhalbinſel an das Geſtade Kleinaſiens. Dieſe Handelswege reichten hinauf bis ins Donaugebiet und nach Oberöſterreich, wo wir den Hallſtätter See als die Heimat der Eiſenkultur erkannt haben, deren Träger als die erſten der europäiſchen

Völker Griechen und Illyrier waren, welche diese Kultur nach der Balkanhalbinsel und nach der apenninischen brachten, als sie vermutlich beide aus dem Donaugebiet nach dem Süden herabstiegen. Die Illyrier sind als die Urbewohner dieses ganzen Ländergebiets zwischen den Ostalpen und dem Balkan bis herunter an die Adria anzusehen und wurden von den griechischen Stämmen durchbrochen und vermutlich auch erst in Bewegung gesetzt, als diese, aus dem höheren Norden kommend, auf sie stießen. Die Illyrier sind wohl auch als die eigentlichen Schöpfer der Eisenkultur anzusehen, die die Griechen auf ihrem Zuge nach Süden von ihnen übernommen haben, um sie auf ihrem Wege nach Hellas weiter zu verbreiten.

Das Reich der Illyrier war wohl das älteste Kulturreich auf europäischem Boden, und es muß bereits eine hochentwickelte Kultur in Lebensweise, Tracht und Bewaffnung besessen haben, als es von nördlicheren Barbarenstämmen überflutet und zerstört wurde. Wir gewinnen ein Bild von dieser Kultur aus den Funden von Hallstatt. Vielleicht war es ein Werk jener Zerstörung, daß Griechen und Italiker nach dem Mittelmeer hinab-

Abb. 89. Gürtelschließe aus getriebenem Bronzeblech mit kämpfenden Reitern und Kriegern zu Fuß aus dem Gräberfeld von Watsch in Krain

stiegen, um die beiden für die antike Geschichte am bedeutsamsten gewordenen Halbinseln zu kolonisieren: vielleicht waren Hellas und Italia überhaupt nur illyrisches Kolonistenland[1], Sparta und Rom nur illyrische Tochterkolonien, von Volksstämmen gegründet, die in ihrer Donauheimat wiederum durch skythische Horden ebenso bedrängt worden, wie tausend Jahre später die Goten von den Hunnen in ebendemselben Donaubecken. Dieses war von Urzeiten her ein Sammel- und Knotenpunkt der Rassen und Völker, und es darf wohl als der europäische Gegenpol zu der Hochebene von Iran angesehen werden, deren Urbevölkerung die persisch-indischen Kulturen aussäte und das Mutterland für die arischen Kolonien am Indus und Ganges, wie am Euphrat und Tigris geworden ist. War Skandinavien die Urheimat der arischen Rasse — eine Auffassung, die allgemein angenommen zu werden scheint und zu der wir uns wiederholt bekannt haben —, so wurden Iran und Ungarn (um den letzteren Länderkomplex, den wir hier im Auge haben, mit modernen geographischen Begriffen zu bezeichnen) gewissermaßen die ersten Ganglien in dem Nervensystem, das diese Rasse über Eurasien ausspannte: die ersten Sammel- und Ausstrahlungspunkte der wandernden Stämme, die die Südküste der großen Meere suchten und im Osten die Südsee, im Westen das Mittelmeer entdeckten, auf welchem ungeheuren Länderkomplex ihre Kulturschöpfungen gleichwohl in ununterbrochenem Kontakt blieben und einander von Osten nach Westen herüber befruchteten. Von Indien über Mesopotamien, das Nilland, Hellas, Rom, Gallien, Germanien verlief dieser Kulturstrom wie ein elektrischer Funke, dem auf allen „Stationen", die er passieren mußte, gewissermaßen neues Leitungsmaterial zugeführt wurde aus den beiden großen Sammelbecken, als die wir Iran und das Donaubecken erkannt haben.

[1] Grundfalsch sagt Sigmund Feist, die Überlieferung der Griechen über die Herkunft des Eisens weise nach Kleinasien. Sie weist vielmehr, wie wir sahen, nach den Alpen, von wo die Griechen das Eisen aus der Hallstattkultur (Illyrien) bei ihrem Einzug in Hellas mitbrachten. Von den Chalybern lernten die Griechen nur die Härtung des Eisens zu Stahl, wie das griechische Wort χάλυψ, gen. χάλυβος „Stahl" zeigt, das mit dem Völkernamen χάλυβες gleichbedeutend ist, aber nicht das Eisen und seine Bearbeitung überhaupt zu Waffen erst kennen, die sie aus ihrer Urheimat, der Hallstattkultur mitbrachten. (Siehe Feist: „Kultur der Indogermanen", 1913, S. 200.)

Siebtes Kapitel

Die La-Tène-Periode

Die La-Tène-Kultur ist als die typische und Volleisenkultur anzusehen. Ihre Spuren finden sich am ausgebildetsten in der vorgeschichtlichen Festung La-Tène am Neuenburger See, die, ursprünglich wohl von den Helvetiern gegründet, später in die Hände der Römer überging. Von hier aus drang das Eisen über die Kelten (Gallier) zu den Germanen. Wie die Griechen und Italiker der Hallstattzeit nach Süden, so trugen jene es nach Norden und bewaffneten die Söhne Teuts mit den dauerbaren und scharfschneidenden Langschwertern, die sie im „Furor teutonicus" das römische Kurzschwert überwältigen und schließlich das gesamte Römerreich stürzen ließen. Dieses hatte dem Eisenschwert seine ungeheure Ausdehnung nach Osten und Westen und seine ganze Machtstellung zu verdanken. Es erlag schließlich derselben Waffe, mit der es die jugendfrischeren Germanenstämme überzogen. So war es überall die Waffe, mit der ein Volk das andere warf und unterwarf, und die Rassen und Reiche haben einander wohl nach ihrer urwüchsigen Kraft und Jugendfrische, aber auch nach der tüchtigeren Waffe abgelöst, die das eine vor dem anderen voraus hatte.

Wir haben die Schutthügel von Hissarlik bei Troja als eine Ablagerung aus der sogenannten Heroenzeit der Hellenen erkannt, welche Kultur aber, wie wir gesehen haben, ebensowenig hellenischen Ursprungs ist, wie die von Tiryns und Mykenä. Die homerischen Helden können somit noch nicht als Hellenen gelten; sie gehören der vorhellenischen Kulturperiode von Mykenä an, deren Erbe die von Norden in die Halbinsel einbrechenden eisenbewehrten, naturfrischen Griechenstämme antraten und in deren fürstlichen Gründern sie erst später ihre Vorfahren und göttlichen Ahnen erblicken lernten.

Etwa in das 5. Jahrhundert dürften die sogenannten Heroenhügel oder Fürstengräber gesetzt werden, die Fraas in Württemberg entdeckt hat: „gewaltige Grabmonumente, die ungeheure Schätze der Vorzeit bergen, geeignet, uns einen hohen Begriff zu geben von der damaligen Kultur jener Gegenden, von der Pracht ihrer Fürsten, von den weitverzweigten Handelsbeziehungen, ja von der Freiheit der Empfindung, wie sie sich in den Begräbnissitten ausspricht." Die hervorragendsten

dieser Hügel sind die von Belremise und Kleinaspergle, die beide der Übergangszeit von der Hallstattkultur zur La-Tène-Periode angehören, und von denen der letztere 58 m Durchmesser und 6 m Höhe hat. Kleinaspergle liegt 1 km von der Festung Hohenasperg und 2 km von Belremise bei der Stadt Ludwigsburg. Fraas sagt, daß diese Fürstengräber ganz denselben Eindruck auf ihn gemacht haben, wie die Heroenhügel an der Besikabai und bei Hissarlik, die er von den Dardanellen aus gesehen. In dem Hügel von Belremise fand man die Leiche eines Fürsten mit goldener Krone, Goldspange, Bronzedolch neben einem vierräderigen Streitwagen. Das Grab war von Holzdielen umrahmt und mit großen Feldsteinen zugedeckt. Ein zweites Grab in dem Hügel lag 1,2 m tiefer im Boden und enthielt die Reste von Waffen und Schmucksachen. Im Hügel von Kleinaspergle stieß Fraas in einem eingetriebenen Stollen von 18 m Länge auf ein Grab von 3 m Länge und 2 m Breite. Es war mit einem Zeltteppich zugedeckt, der auf Stangen ruhte. Das Gewebe war natürlich längst verschwunden, aber es hatte sich in dem Lehm abgedrückt, in dem man noch das Bild der Textur erkennen konnte. An der Ostseite des Grabes standen vier große Bronzegefäße, darunter eine aus Kupfer getriebene Wanne, in der noch ein silberner Schöpflöffel lag. Das zweite Gefäß war eine sogenannte gerippte Ciste; das dritte ein zweihenkeliges Bronzegefäß mit etruriskischen Ornamenten. Das vierte ein etruriskisches einhenkeliges Gefäß (nasiterna), mit phantastischen Tierköpfen verziert. Die Aschenreste der Leiche selbst waren mit einem goldverbrämten Tuche zugedeckt. In der Mitte des Grabs lagen die Kostbarkeiten: zwei Schalen von vollendeter attischer Form und lemnischer Erde. Die Malerei auf der einen stellte rot auf schwarz eine Priesterin dar, die mit einem brennenden Holzscheit den Opferbrand entzündet. Der Rand der Schale zeigt einen Efeukranz und, was bisher noch nie gefunden worden, die Unterseite mit goldener Draperie verziert. In der ebenso gehaltenen zweiten Schale war ein gelbgrüner Kranz aus Mohn und Binsen gemalt. Dazwischen lag ein Ring aus Ebenholz mit goldenem Knopfe, anscheinend für einen Frauenarm. Ein goldener Armschmuck an silberner Kette deutete gleichfalls auf eine Trägerin hin. Da außerdem alle Waffen fehlten, durfte man auf ein Frauengrab schließen. Endlich fand man noch zwei goldene Hörner von der Gestalt des Stierhorns mit Widderkopf am unteren Ende.

Diese Gräberfunde sind so bedeutsam, weil sie helleniskh-etruskische Einflüsse im vorgeschichtlichen Europa verraten. Die Etrusker waren

die Vertreter der morgenländischen Kultur im europäischen Westen und bildeten in der vorrömischen Zeit eine Art Gegenstück zu den Karthagern der römischen Zeit. Wir haben gesehen, daß sie im Ausgang der neolithischen Zeit aus der Alpenregion auf die Italiker drängten und später von nachdrängenden keltischen Stämmen selbst weiter nach Süden geschoben wurden. Der Handel und die Bronzeindustrie ihrer Zeit lag für Westeuropa durchaus in ihren Händen.

Feuerböcke und Bratspieße aus prähistorischer Zeit, welche der Geheime Medizinalrat Thenn (München) in einem von ihm erforschten, reich ausgestatteten Grab der Hallstattperiode bei Beilengries gefunden hat, gehören zu den größten prähistorischen Seltenheiten diesseits der Alpen, während sie in Italien auf dem Gebiete der altetruskischen Kultur kaum in einem der größeren Gräber fehlen. Das Gerät der Feuerböcke ist noch heutigentags in den Alpenländern im Gebrauch als Herdgerät und als sogenannter Kienleuchter, sowie als Unterlage für die Leuchtspäne. Die etruskischen Gräber wurden als Wohnstätten der Toten aufgefaßt, in welche man nicht bloß Schmuck und Waffen, sondern auch Geräte zum täglichen Gebrauch des Lebens, wie Küche mit Kücheneinrichtungen und Speisen, legte. Die Grabgebräuche der Etrusker sind auch in unsere Gegenden übertragen worden, wo die Gräber nur mehr der Idee nach Wohnstätten sind. Diese etruskische Kultur ist jünger als die Hallstattkultur und zeigt gegenüber dieser einen weiteren Fortschritt. Sie berührt sich wohl

Abb. 90. Eisernes Schwert mit Silberbeschlag und Darstellung

mit ihr, ist aber nicht aus der Hallstattkultur hervorgegangen, sondern nimmt eine selbständige, isolierte Stellung ein, wie denn auch die etruskische Rasse eine andere gewesen ist als die der Hallstattleute. Diese haben wir als Illyrier erkannt, die das ganze Donaugebiet bis nach Böhmen hinauf und in den Balkan hinein beherrschten. Nicht minder unterscheidet sich die etruskische Kultur von der der westkeltischen Stämme, die wir unter dem Namen der La-Tène-Kultur verstehen.

Wir haben also in vorrömischer Zeit in dem großen Landdreieck der Ost- und Westalpen mit dem südlichen Abschluß von Oberitalien drei Kulturzentralen: erstens die Hallstattkultur, über das ganze Donaugebiet und die angrenzenden Länder samt der Balkanhalbinsel und Norditalien verbreitet; zweitens die etruskische Kultur als selbständige Schöpfung eines vorarischen Alpenstamms, der sich südwärts über Ober- und Mittelitalien ausdehnte und in Etrurien, der heutigen Provinz Toskana, als dem ehemaligen Sitz seiner Macht, noch seine Spuren in der Bevölkerung zurückgelassen hat (vielleicht ist auch der Homo alpinus[1], ein kurzköpfiger, untersetzter und dunkelhaariger Menschenschlag der Alpenländer, als etruskischer Rückstand zu betrachten); und endlich die La-Tène-Kultur der Westalpen, nach der gleichnamigen Fundstätte am Neuenburger See benannt, zu der wir jetzt übergehen.

In La-Tène fand man die Reste einer Kulturgruppe, die als vollentwickelte Eisenzeit zu betrachten ist. Wir haben die Hallstattkultur als die erste Eisenzeit erkannt, in der die Bronze noch überwiegend im Gebrauch stand und namentlich Bronzewaffen neben den Eisenwaffen verwendet wurden. Hier in La-Tène dagegen finden wir Waffen und Werkzeuge durchweg aus Eisen, und nur die Schmuckgegenstände noch aus Bronze hergestellt. Aber auch diese sind oft aus Eisen, was wiederum beweist, daß das Eisen damals noch als Material in hohem Werte gestanden haben muß, wie wir denn gesehen haben, daß es bei seinem ersten Erscheinen als Seltenheit und Kostbarkeit nur zu Schmuckgegenständen verwendet worden war. Man hat die La-Tène-Kultur früher für eine Weiterentwicklung der Hallstattkultur angesehen, aber durch

[1] Karl Felix Wolff unterscheidet vier brachykephale Rassen in der postglazialen Zeit Westeurasiens: den Juratypus, den Sudetentypus, den mongolischen Typus und den armenoiden Typus. Dieser scheint nach Venetien und in die Ausläufer der Ostalpen hineinzureichen: „Die Hauptmenge der Alpenbewohner, nämlich ihr brachykephaler Grundstock, setzt sich aus dem Juratypus und dem Sudetentypus zusammen und ist ureuropäisch, nicht asiatisch."

die Untersuchungen des schwedischen Archäologen Hans Hildebrand hat sich ergeben, daß die La-Tène-Altertümer „als Reste eines ganz eigenartigen, von dem Hallstattkulturkreise typisch verschiedenen Kulturkreises" anzusehen sind (Ranke). Die Träger dieser Kultur in der Gegend von La-Tène waren helvetische Gallier. Der Name La-Tène bedeutet in der Sprache der Fischer des Neuenburgers Sees „Untiefe", und die Stelle liegt etwa 7 km von der Stadt Neuchâtel entfernt am Ende des Sees. Die Nachgrabungen wurden durch künstliche Senkung des Wassers, das früher die Stelle von La-Tène 70—80 cm hoch bedeckte, erleichtert und ergaben die Reste mehrerer Blockhauswohnungen, die einst auf einer Insel gestanden, welche mit dem Festlande durch drei Stege verbunden war. Wir haben also hier keinen eigentlichen Pfahlbau mehr vor uns. Die Balken der Blockhäuser bestanden aus Fichtenholz von 5,7 m Länge und lagen roh bearbeitet parallel nebeneinander. Das Fundament der Häuser ruhte auf vertikalen, in Abständen von 1 m in den Boden getriebenen Pfählen. Eine Fundschicht, wie bei den Pfahlbauten, aus Stein, Horn, Scherben, Bronze fehlt in La-Tène, dessen Eisenreste in einer Tiefe 40 cm bis 3 m von Kies und Schlamm bedeckt liegen. Die Funde von La-Tène tragen, wie bereits früher erwähnt, meist militärischen Charakter. Es war eine prähistorische Festung und wurde als solche auch noch durch die ganze Römerzeit von den Legionen benutzt. Das Eisen ist ungewöhnlich gut erhalten, so daß es heute noch wie vor zweitausend Jahren gebraucht werden könnte. Es war in der Tiefe unter Sand- und Kieslagen dem zerstörenden Einfluß der Atmosphäre entzogen. Die Waffen aus La-Tène sind ungemein sorgfältig gearbeitet, was auf eine lange Erfahrung in der Eisenarbeit schließen läßt. Man fand etwa 100 Schwerter, aber keine Dolche; jene sind in ihrer Form sehr gleichmäßig und 80—95 cm lang, oft noch in ihren Scheiden steckend. Die zweischneidige Klinge ist nur einige Millimeter stark, gerade und gleichmäßig breit zwischen 40 und 55 mm bis fast zur Spitze, gegen welche sie dann allmählich abfällt. Unter dem Griffansatz finden sich häufig Einprägungen, die als Fabrikzeichen gedeutet werden. Viele Schwerter scheinen überhaupt nicht gebraucht zu sein, andere sind schartig, krummgebogen oder zerbrochen. Ein Eisenstäbchen von der Umrißform einer Glocke setzt die Klinge vom Griff ab, und die Scheide schließt in derselben Form nach oben. Dies ist eine charakteristische Eigenschaft der La-Tène-Schwerter. Die Griffangel ist mit der Klinge aus einem Stück geschmiedet und 13—15 cm lang.

Etwa die Hälfte der gefundenen Schwerter steckte in einer Scheide aus zwei Blättern von gehämmertem Eisenblech, deren Ränder übereinandergebogen sind, und die in eine Spitze von eigentümlich eleganter Form auslaufen. Die Scheide wurde durch einen Haken am Gurt befestigt und ist oft mit Arabesken und Wellenlinien graviert. Eine davon zeigt drei phantastische Tiere, die an die Darstellungen auf gallischen Münzen erinnern. Zwölf gefundene Eisenstäbe scheinen noch unfertig geschmiedete Schwerter zu sein. Während die Schwerter sehr einförmig erscheinen, sind die Lanzenspitzen sehr verschieden und erinnern durch ihren rippenförmigen Einschnitt oft an die modernen Bajonette. Pfeilspitzen wurden sehr wenige gefunden. Als Schilde dienten gebogene Eisenplatten, 30 cm lang und 10 cm breit, die mit Nägeln auf einem Holzbrett befestigt waren. Reste von Pferdegeschirren deuten auf die Benutzung dieses Tieres. Man fand zehn Trensen und bronzene Zierstücke als Geschirrschmuck. Ferner ein vollkommen erhaltenes hölzernes Rad, von einem eisernen Reifen eingefaßt. Die Felge aus einem Rad war zerbrochen, aber geschickt ausgebessert. Der Umfang betrug 92 cm, der eiserne Reifen war 1 cm dick und 5 cm breit, die zehn rohen, eichenen Speichen 30 cm lang. Schmuckgegenstände sind in La-Tène merkwürdig selten, was sich wieder aus dem Festungscharakter und der damit gegebenen Abwesenheit des weiblichen Elements erklärt. Die Fibeln gleichen in der Form der heutigen Agraffe oder Heftnadel. Diese Form ist typisch für die La-Tène-Kultur und wird als die La-Tène-Fibel bezeichnet, die sich von allen anderen prähistorischen Fibeln unterscheidet. Man hat mehrere hundert Exemplare davon gefunden, die alle denselben Typus zeigen und sich nur durch die größere oder geringere Zahl der federnden Windungen und die verschiedene Art der Verzierung der gebogenen Teile voneinander unterscheiden. Ihre Größe schwankt

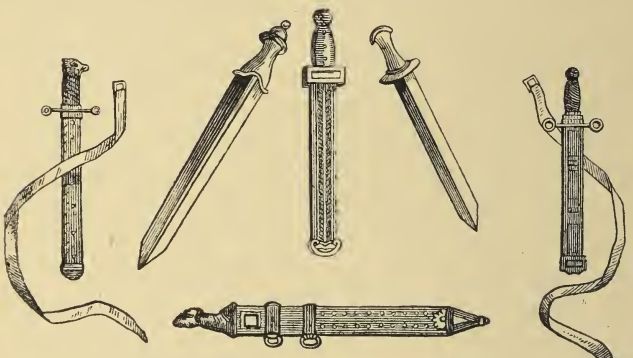


Abb. 91. Römische Eisenschwerter

zwischen 4 und 15 cm, einige messen auch bis 27 cm. Die Armreifen und Beinringe sind meist aus Eisen, die Halsringe zuweilen noch von Bronze. Ein prächtiger Goldreif findet sich darunter, von 14 cm Durchmesser und 729 dcg Gewicht. Einer der Eisenringe besitzt ein bewegliches Anhängsel als ältestes Muster der Schnalle mit Zunge. Die wenigen Haarnadeln sind noch aus Bronze; auch die Knöpfe mit Öhr; die Halsperlen teils aus farbigem Glas, teils aus emailliertem Ton. Nur fünfzehn Beile fanden sich, mit breiter Schneide, schwer und roh aus Eisen geschmiedet, mit nur zwei Schaftlappen, statt vier bei den Bronzebeilen, zu einer viereckigen Röhre zusammengebogen für den knieförmigen Stiel. Der Mangel an Schmiedewerkzeugen in La-Tène läßt darauf schließen, daß die Bewohner ihre Waffen von auswärts bezogen. Die gefundenen Tongeschirre bestehen aus graufarbigen Scherben von feiner, hartgebrannter Masse und sind nicht ornamentiert. Man sieht, die ganze Einrichtung der Militärkolonie La-Tène hatte in jeder Hinsicht einen strengen, echt kasernenmäßigen Charakter. Nur ein kleines Figürchen aus massiver Bronze wurde gefunden, von 41 g Gewicht, anscheinend einen Hund darstellend, von 5 cm Länge. Ferner Spielwürfel aus Knochen und Bronze; jene viereckig mit Feldern gleicher Größe und den Augen 3, 4, 5, 6; diese länglich mit Punkten 1, 2, zweimal 3, 4, 5. Von hoher Bedeutung sind die Münzen aus Bronze, Silber und Gold: entartete Nachbildungen makedonischer Stateren aus der Zeit Philipps; außer diesen gab es noch gallische konkave Münzen, sogenannte „Regenbogenschüsseln". Menschliche Schädel und Knochen fanden sich in großer Zahl in verschiedenen Tiefen der Kiesschicht des Seebodens. Die Verletzungen der Schädel zeugen von den heftigen Kämpfen, die hier stattgefunden, einige weisen tiefe, mit dem Schwerte geschlagene Spalten auf. Ein Dutzend Schädel war wohlerhalten, ebenso Skelettfragmente von etwa dreißig Individuen. Virchow hat acht Schädel mit Sicherheit dem männlichen Geschlecht zugewiesen, die meisten waren brachykephal, mittlerer Schädelindex 77,8. Die Schädel sind verhältnismäßig hoch. Sie sind von gräulichweißer Farbe und rauher Oberfläche, wonach sie lange im Kalkboden gelegen haben müssen. Die wenigen dolichokephalen Schädel indessen, die sich darunter finden, sind braun und glatt wie die aus Torfmooren und Pfahlbauten. Danach dürften diese die älteren, jene die jüngeren sein (Hörnes). Nach Virchow waren die Bewohner des ersten Steinalters brachykephal, die des jüngeren durch die ganze Bronzezeit dolichokephal,

und erst in der La-Tène-Periode soll sich wieder eine brachykephale Bevölkerung breitgemacht haben.

Die älteste Eisenzeit ist nach Undset im mittleren Europa durch zwei große Altertümergruppen repräsentiert. Die Gruppe Hallstatt liegt in Deutschland hauptsächlich im Donautale, wogegen die Funde im Rheintale sich der Gruppe La-Tène anschließen. Letztgenannte Gruppe scheint sich in einem Gürtel durch das mittlere Deutschland bis nach Böhmen zu ziehen, und abwärts durch das westliche Ungarn nach Norditalien, und dort ein Gebiet zu umspannen, auf welchem die andre Gruppe besonders stark auftritt. Durch das östliche und nördliche Frankreich zieht die La-Tène-Kultur alsdann in einem zweiten Gürtel bis an die Nordsee und hinüber nach den britischen Inseln. Es finden sich übrigens auch Gebiete, wo beide Gruppen auftreten, dem Anschein nach hauptsächlich in der Schweiz und im südlichen Frankreich. Doch pflegen die denselben angehörenden Gegenstände scharf getrennt zu sein. Gemischte Funde sind selten und kommen nur in den Gräberfeldern des südlichen Frankreich vor. Und Hans Hildebrand sagt über das Verhältnis der beiden Kulturen zueinander: „Das Dünne, flach Ausgetriebene, was die Gruppe Hallstatt charakterisiert, fehlt der Gruppe La-Tène gänzlich, die sich im Gegenteil durch Abrundung, Konzentrierung und kräftige Profilierung auszeichnet." Die Träger der La-Tène-Kultur waren, wie gesagt, gallisch-keltische Stämme; aber sie hat sich weiter über die Grenzen dieser Rasse ausgedehnt. Als die Römer nach Italien kamen, standen Kelten und Germanen in der La-Tène-Kultur, und die Germanen dürften eben die langen Eisenschwerter der Gallier besessen haben. Im Rheingebiet lebte eine andere Rasse als am Neuenburger See, beide aber waren Träger ein und derselben Kultur. Jener nördliche Zweig der La-Tène-Kultur am Mittelrhein und Main, im Saar- und Neckartal zeigt sich stark beeinflußt von der italischen Bronzekultur. Man findet da bronzene Kannen und Vasen, Goldschmuck und bemalte Tongefäße. Es ist derselbe etruskische Einfluß, den wir schon bei den württembergischen Fürstengräbern erkannt haben, und Montelius glaubt sogar, daß die charakteristische La-Tène-Fibel, die wir vorhin betrachtet haben, sich aus der Fibula der Gräber in Certosa entwickelt habe. Die La-Tène-Kultur ist gewöhnlich mit Leichenbestattung verbunden.

Dem keltischen Stamm der Vindelikier schreibt F. Weber die Gräber und Ansiedlungsfunde zu, die bei dem Dorfe Manching bei

Ingolstadt aufgedeckt worden sind. Die Reste dieser Wohnstätten lagen innerhalb eines alten Ringwalls und gehören der letzten Stufe der La-Tène-Zeit an, also dem 1. Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung, als Cäsar gegen Germanien zog. Außerhalb des Walls wurde ein großes Reihengräberfeld gefunden, das dem 2. Jahrhundert v. Chr. anzugehören scheint. Die Leichen wurden in Kleider oder Tuch gehüllt, in die Erde versenkt, den Männern Schwert, Schild, Lanze beigegeben. Das Schwert lag auf der rechten Seite, mit dem Griff nach oben, wie es im Leben getragen wurde. Der Schild wurde über die Leiche gelegt und die Lanze mit der Spitze nach oben in die rechte Hand gedrückt. Als Schmuck finden sich Fibeln und Armreifen aus Eisen und Bronze. Jene hielten auf der Schulter Mantel und Rock zusammen. Die Arme blieben nackt. Die Frauen trugen lange, auf die Füße herabwallende Gewänder, darüber einen Mantel, über dem Kopf den Schleier oder ein Tuch. Einen Gürtel von Bronze um die Hüfte, um den Hals den Perlenschmuck. Die Funde lassen ein Volk erkennen, das mit den Galliern auf gleicher Kulturstufe stand, und die Kultur kommt der der Merowingerzeit gleich, die in Germanien erst 500 Jahre danach in die Erscheinung trat.

Damit sind wir an der Grenze der historischen Zeit angelangt, wo die keltische La-Tène-Kultur in die römische Eisenkultur übergeht und „sich aus beiden ein spezifischer provinzial-römischer Formenstil entwickelt, unter dessen Einfluß sich im Norden der germanischen Länder jener originale Eisenstil entwickelte, welcher die Gräber der Völkerwanderungsgermanen bis zur Merowingerzeit charakterisiert und unter Karl dem Großen in die alte romanische Renaissance übergeht“ (Ranke). Wir wollen nun noch einen Blick auf die Bevölkerungsverhältnisse Mitteleuropas in vorgeschichtlicher Zeit werfen und die Rassen, welche als Träger der verschiedenen Kulturen anzusehen sind. Schon in der Steinzeit dürfte ganz Nordeuropa von Stämmen arischer Rasse bewohnt gewesen sein, und es erscheint, nach Ranke, „jetzt zweifellos, daß in der Bronzeperiode in unsern Nordlanden schon Germanen angesiedelt waren“. Da indessen der Übergang vom Stein- zum Bronzealter als ein ganz allmählicher anzusehen ist, so „hat es eine gewisse Wahrscheinlichkeit, daß wir schon die Leute der nordischen neolithischen Steinzeit als von germanischem Blute, oder wenigstens mit den Germanen verwandt anzuerkennen haben“. Die Kulturbeziehungen der letzteren reichten im Bronzealter nicht so sehr nach Süden

und Westen, als nach Osten, nach Sibirien und nach Zentralasien, von woher sie die charakteristische Celtform des Bronzebeiles empfangen zu haben scheinen. Auch Einflüsse der Hallstattkultur nach dem Norden lassen sich erweisen, allein diese konnte, obwohl sie gewiß schon früher das Eisen den Germanen brachte, diesem doch noch nicht die rechte Würdigung bei dieser Rasse verschaffen; erst unter dem Einfluß der keltischen La-Tène-Kultur, die von Süden und Westen nach dem Norden drang, brach für die Germanen die vollwertige Eisenkultur an, mit der sich dann die römische Provinzialkultur verschmolz. So sind die Kelten schon in vorgeschichtlicher Zeit die Kulturvermittler der Germanen geworden, wie sie es denn auch im ganzen Verlauf ihrer Geschichte geblieben sind.

Die Wanderzüge der arischen Stämme nach Asien und an die Gestade des Mittelmeers haben sich wahrscheinlich in der Stein-Kupferperiode vollzogen und haben, wie zu Eingang erwähnt, ihre Ursache in den Klimaschwankungen, welche die wiederholten Vereisungsperioden Nordeuropas mit sich brachten. „Die mit den Glazialzeiten der Erde regelmäßig auftretenden Klimaänderungen müssen" — nach Ranke — „mit einer gewissen Regelmäßigkeit Völkerwanderungen hervorrufen." „Von allen Seiten her" — sagt Fraas — „drängen die Tatsachen zu der Ansicht, daß die Mittelmeergegenden und ein großer Teil von Europa früher sowohl in der historischen als in der geologischen Zeit eine gleichmäßigere Temperatur gehabt haben, weil das Klima ein feuchteres war. Zu derselben Zeit, da in Zentraleuropa infolgedessen Erscheinungen sich beobachten ließen, die jetzt nur noch dem hohen Norden eigen sind, zu derselben Zeit, da die Gletscher der Alpen zur Donau sich erstreckten, da Donau und Rhein aus gemeinsamer Eisquelle sich speisten, zu derselben Zeit waren auch noch Wälder am Parnaß und Helikon, darin die Unsterblichen wohnten, und fette Weideplätze an den Ufern des Euphrat. Einer Grundursache ist es zuzuschreiben, daß im Laufe der Zeit das Gleichmaß der Atmosphäre auf unsrer Hemisphäre sich änderte. Mag sie nun heißen, wie sie wolle, infolge dieser Ursache schmolzen allmählich die Gletscher in Frankreich und Deutschland ab; es machte aber auch in Griechenland die Pinie der Strandföhre und der Knoppereiche Platz, und darum weht jetzt über die Trümmer Babylons der heiße Wüstenwind."

Nach dieser Theorie wären es allein die klimatischen Schwankungen gewesen, welche die Völker und Rassen in Bewegung gesetzt und die

Kulturen beliebig hier und dort hervorgerufen hätten; die mit dem Eintritt wärmerer Perioden südliche Stämme nach nördlichen Breiten gezogen, und mit dem erneuten Eintreten der Kälteperiode die Nordvölker wieder nach dem Süden getrieben hätten, um auf diese Weise ihre jeweilige Kultur zu verbreiten. So viel diese Theorie indessen für sich haben mag, so können wir ihr doch — unbeschadet ihrer relativen Berechtigung — nicht durchaus beistimmen, jedenfalls insofern nicht, als sei es nur allein solchen klimatischen Zufällen zu danken, daß gerade in Mesopotamien, am Nilstrand, am Tiberufer die großartigsten Kulturen aufblühten. Wenn z. B. Mesopotamien in vorgeschichtlicher Zeit auch ein gemäßigtes, fruchtbareres Klima gehabt haben mag als heute, so ist es doch zu dem „Garten Eden", als den wir es aus der Bibel kennen, erst durch die Rasse ausgebaut worden, die ein günstiges Geschick dorthin verschlagen hatte. Ob es nun die Sumero-Akkader oder die Assyro-Babylonier gewesen, die das künstliche Bewässerungssystem erdacht, durch das die mesopotamische Sandwüste in ein fruchtbares Gefilde verwandelt worden, — jedenfalls ist die Kultur Mesopotamiens ohne dieses geniale Kanalisationssystem unmöglich zu denken. Wohin immer eine Rasse von so hoher Intelligenz, wie die gewesen sein muß, welche die Kultur dieses Landes erzeugte, verschlagen worden wäre, sie hätte „überall eine hohe Kulturentwicklung gezeitigt; und anderseits würden die günstigsten klimatischen und geologischen Bedingungen einer indolenten und unfähigen Rasse nichts nützen, wie wir an der heutigen türkisch-arabischen Bevölkerung sehen, die die alten vorderasiatischen Kulturlande innehaben, welche einst in so hoher Blüte gestanden. Man versetze nur einen tüchtigen und tatkräftigen Menschenschlag an das Euphrat- und Tigrisufer, und man würde dieses Gebiet bald wieder zu alter Kulturhöhe sich erheben sehen[1]."

Nicht das Klima, nicht das Milieu hat mithin die Kulturen erzeugt, sondern der Menschenschlag, die jeweilige mehr oder weniger befähigte Rasse. Die Befähigung der verschiedenen Menschenrassen ist nicht gleich. Diese Tatsache können wir gerade an der Urgeschichte der Kultur recht gewahr werden. Die Bronze ist von den Völkern Vorderasiens, vermutlich den Sumero-Akkadern, erfunden worden, aber im hohen Norden, bei den Skandinaviern, und den Urbewohnern Ungarns hat sie ihre großartige Verarbeitung erfahren. Die Bronzekultur der Italiker

[1] „Rasse und Milieu." Zweite erweiterte Auflage. Deutsches Verlagshaus Vita, Berlin-Charlottenburg.

war neben der gleichaltrigen der Skandinavier nach Hörnes nur ein „niederes Gestrüpp" zu nennen. Erst die Illyrier und Etrusker hoben sich darüber hinaus, und vielleicht sind in den ersteren die Schöpfer der hohen Bronzekultur im vorgeschichtlichen Ungarn zu erkennen. Die keltischen Stämme von ganz Mittel- und Westeuropa haben wenig Anteil an dieser Kultur genommen, vielmehr, wie wir gesehen haben, erst später von den Etruskern ihre Bronzewerkzeuge überkommen, während die Germanen Skandinaviens und der ganzen Ostseeküste sich dieser Metallmischung, sobald sie ihnen bekannt geworden, sogleich bemächtigten und eine eigne, hochentwickelte Kultur daraus zu schmieden wußten[1]. Dieser merkwürdigen Erscheinung müssen doch wohl tiefere Rassenunterschiede zugrunde liegen, die auf eine höhere Geistesveranlagung und Befähigung bei den nordischen Germanen und eine geringere bei den Kelten schließen lassen, über deren Köpfe hinweg jene das kostbare Metall der Sumero-Akkader oder Phönizier gleichsam aus der Hand nahmen. Entsprechenden Erscheinungen begegnen wir dann später bei der Hallstatt- und La-Tène-Kultur. Dort sind es die Illyrier, welche als die ersten Träger einer Eisenkultur auf europäischem Boden erscheinen, vielleicht aber haben sie selbst das Eisen erst von den Chalybern am Pontusufer des Kaukasus übernommen, von denen die Griechen es in ihrer Tradition empfangen haben wollten; vielleicht auch mögen sie mit den Chalybern stammverwandt und einst über den Pontus die Donau heraufgekommen sein, wo sie fast im ganzen Gebiet des heutigen Österreich ein mächtiges, wohlorganisiertes Reich gründeten, das ein uniformiertes Heer besaß und den ganzen Handel zu Land zwischen Vorderasien und Europa in Händen hatte. Diese hochbegabten Illyrier sollen indogermanischer Abkunft gewesen sein, und ihre heutigen letzten Abkömmlinge im Balkan, die Albanesen, reden noch einen wurzelhaft indogermanischen Dialekt. Die Illyrier waren, wie wir gesehen, die Vorläufer und Begründer der römischen Eisenkultur; und vielleicht unter dem Einfluß beider, der Illyrier von Osten und der Kelto-Römer von Süden her, dürfte die Volleisenkultur von La-Tène am Neuenburger See erwachsen sein, die andre wieder für eine selbständige, rein helvetisch-gallische Schöpfung halten. Wie dem auch sei, jedenfalls sehen wir nur wieder einen einzigen der unzähligen keltischen Stämme, die sich vermutlich durch

[1] Kossinna, Gustav, Der germanische Goldreichtum in der Bronzezeit I. Der Goldfund von Messingwerk bei Eberswalde und die goldenen Kultgefäße der Germanen. 1913.

Kreuzung mit andersrassigen Elementen aus der großen keltischen Masse herausgehoben, eine neue Kulturhöhe erreichen, während die Masse sich zunächst indifferent dagegen verhielt. In diesem Falle sind es allerdings Kelten, die die neue Eisenkultur den nördlichen Germanen vermittelten. Wir bemerken aber wiederum — ganz wie einst bei der Bronze —, daß sich die Germanen nicht, wie andre keltische Stämme, zumal die des heutigen Mittel- und Oberdeutschland, mehr oder weniger indifferent dagegen zeigten, sondern sogleich vollbewußt in die Eisenkultur eintraten. Darum erhielt sich die La-Tène-Kultur auch ungleich zäher bei den Germanen und stand noch in voller Geltung, als die Kelten längst der römischen Eisenkultur erlegen waren. „Vielleicht im Anschluß an die nordetruskische Gruppe bildeten keltisch-gallische Völker die La-Tène-Kultur aus," meint Ranke, „die namentlich in den beiden letzten Jahrhunderten vor dem Eintreffen der Römer in Mitteleuropa unsern Gebieten ihren Typus aufdrückte, bis sie unter dem Einfluß der Römer sich, zunächst wohl am Rheine, zu jenem vorwiegend römischen Mischstile ausbildete, den wir als römische Provinzialkultur bezeichnen lernten. In den ferneren, dem römischen Einflusse nicht direkt unterliegenden Gebieten Mitteleuropas hält sich zunächst neben den zahlreichen Einwirkungen der römischen Provinzialkultur die La-Tène-Kultur noch mit einer gewissen Zähigkeit. In der Völkerwanderung der Germanen tritt uns dann der prächtige, altgriechischen, pontischen Einfluß verratende germanische Eisenstil entgegen, aus dem sich unter den ersten Karolingern in absichtlich erneutem Anschlusse an den klassisch-römischen der mittelalterliche Stil entwickelte."

Wir erkennen mithin, daß die Metallkultur auf europäischem Boden durchaus eine Schöpfung arischer Völker war. Überall sehen wir diese die Bedeutung und den Wert des Metalls sofort erkennen und es in hervorragender Weise verarbeiten, während die vorarische Urbevölkerung Europas sich schwer empfänglich dazu verhielt und zäh am Steinalter haftete. Die Illyrier im Osten, Skandinavier im Norden und Kelto-Helvetier im Westen sind die drei Erzeuger und Brennpunkte der vorhistorischen Kultur Europas geworden; sie waren die Vorläufer und Vorbereiter der historischen Kulturen, die sich auf ihnen als auf ihren Fundamenten erhoben haben, nacheinander in den Reichen der Römer, der Gallier, der Germanen. Die römische Kultur verschlang zuletzt das ganze Mittelmeergebiet; sie löste die östlichen historischen wie die westlichen vorhistorischen Kulturen in sich auf. Sie

überflutete endlich auch das sieghafte Germanien, das sie mit ihren Eisenwaffen nicht mehr zu überwältigen vermochte, dessen Abkömmlinge aber noch bis auf den heutigen Tag im Banne der römischen Eisenkultur stehen.

Von den Gebirgen Vorderasiens, und namentlich vom Kaukasus aus, verbreitete sich einst in der Urzeit durch die Gebirgsländer Südeuropas eine einheitliche, vorarische Urbevölkerung, die in den Ligurern und Basken wohl ihre letzten Reste in die Neuzeit gerettet hat. Von der arischen Einwanderung, sei es aus Skandinavien oder Nordrußland und Sibirien, drangen zuerst die Kelten gegen diese Urbevölkerung vor und trieben die Iberer, welche ehedem Frankreich und Mitteleuropa innegehabt zu haben scheinen, in die Pyrenäenhalbinsel zurück. Auf sie drängten später die Germanen aus Skandinavien heraus und schoben sich wie ein Keil in die keltische Masse Mitteleuropas, die wir in der Römerzeit geteilt finden in eine westliche Hälfte der Helvetier, Belgier und Gallier und eine östliche versprengter keltischer Stämme, wie der Bojer in Böhmen, der Noriker in Oberösterreich. Den Germanen folgten die Slawen aus Nordosten her, wahrscheinlich aus Sibirien, und durchsetzten die ursprünglich germanischen Länder im Lauf der Völkerwanderung bis zur Elbe im Norden und dem deutschen Mittelgebirge im Süden. Im ganzen dürften sich die arischen Ostwanderungen dergestalt vollzogen haben, daß die ersten Stämme über die Ostseeprovinzen und Nordrußland quer nach dem Ural und Sibirien hinüberzogen, während ein zweiter Zug in der Linie Königsberg nach der Krimhalbinsel ging und von dort ostwärts den asiatischen Boden gewann, um sich auf der Hochebene von Iran festzusetzen. In diesem letzten Zweig erkennen wir den indo-persischen, von dem sich schon früher Hellenen und Italiker abgezweigt haben mögen, um vom heutigen Donaubecken aus im Übergang durch das früher genannte illyrische Reich die Balkan- und Apenninenhalbinsel zu gewinnen; in dem ersteren nördlichen Zweig dürften Kelten und Slawen zu erblicken sein, arische Stämme, die später zum Teil unter starker Versetzung mit asiatischen Elementen wieder aus Sibirien nach Europa zurückstrahlten: zuerst die Kelten, in verhältnismäßiger Rassenreinheit, dann von Norden hereinbrechend die Germanen und zuletzt die Slawen in starker mongolischer Vermischung.

Neuerdings ist versucht worden, den Nordpol als Völkerheimat, und zumal als Heimat der Arier zu erweisen; so von Georg

Biedenkapp, der sich nach den Ergebnissen der prähistorischen, etymologischen und naturwissenschaftlichen, sowie insbesondere der Veda- und Avestaforschungen Tilaks dieser Aufgabe unterzogen hat. Tilak hat in dem Werke „Die arktische Heimat in den Vedas" („The arctic home in the Vedas") eine Menge Beweise für die nordpolare Herkunft der Indogermanen gesammelt, indem er bisher dunkle Stellen aus den heiligen Büchern der Inder und Perser dahin erklärte, daß sie nur unter polarem Himmel entstanden sein könnten. Ferner hat auch der Amerikaner Warren Beweise in einem Werke erbracht, daß die ältesten Überlieferungen aller Kulturvölker auf eine gemeinsame polare Urheimat hindeuteten. Biedenkapp hat das ganze Beweismaterial in seinem Werke kurz zusammengedrängt und populär darzustellen versucht, indem er einige neue Gesichtspunkte hinzufügte, wie die Erklärung der Phaëtonsage, der mythologischen Schlangen als Polarlichter, der Erfindung des Rads; und er schickt zur Belehrung derer, die mit den indogermanischen und prähistorischen Forschungen nicht vertraut sind, eine Darstellung alles dessen voraus, was, den Tilakschen Beweisführungen entgegenkommend, neuerdings auf prähistorischem Gebiet erforscht worden ist.

Freilich steht dieser Hypothese von der Nordpolheimat der Arier entgegen, daß die Germanen, als deren Wiege die Provinz Schonen und die Insel Gotland gelten, nachweislich von diesen Orten aus erst erobernd und kolonisierend in Skandinavien vorgedrungen sind. Ein Zug ging die schwedische Ostküste, ein andrer die norwegische Westküste hinauf und warf die eingesessene mongoloide finnlappische Bevölkerung zum Teil in das unwirtliche Binnengebirge zurück, zum Teil, wie an der Westküste besonders, auf die zahllosen Inseln und Scheren hinaus. Für Norwegen hat der bereits erwähnte skandinavische Forscher Georg Hansen diesen Nachweis geführt, und er will uns wenigstens für die Heimat der Germanen einleuchtend erscheinen.

Achtes Kapitel

Religiös-geistiges und wirtschaftlich-soziales Leben der Urmenschheit

„Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde", heißt es in der Bibel, aber die neuere Forschung hat erkannt, daß der Mensch überall die Götter nach seinem Bilde aus der Phantasie heraus geschaffen, daß sie nur Reflex seiner eignen Leidenschaften und Wünsche gewesen, seiner Furcht und Hoffnung. So tyrannisierten ihn die Gestalten der eignen Einbildungskraft, und Priester und Fürsten wußten diese für ihre Machtzwecke auszunutzen. Fetischismus und Tabu der Eingebornen des Südens sind in diesem Sinne zu deuten. Der Priester war der erste Techniker und Zeichendeuter, und alles wurde in seiner Hand zum Mittel, die wilde Leidenschaftlichkeit des Urmenschen zu zügeln. So wurde er zum Erzieher in religiöser wie in ästhetischer Hinsicht, und die Kulttänze in den Kirchen der Urzeit, den labyrinthischen Steinsetzungen, die sich über den ganzen westasiatisch-europäischen Kontinent verbreiten und unter dem Namen der „Trojaburgen" bekannt sind, wußten die primitive Kunst und Religion in der glücklichsten Weise zu vereinigen. Gotland und Delos waren die Urheimstätten dieser Kult-Kultur und verbanden Germanen- und Helenentum, die hier in urzeitlichen Beziehungen gestanden, als Urzeugen ihres gemeinsamen Rassentums.

Die erste geistige Kultur der Urmenschheit war eine religiöse, oder besser kultische Kultur; die ersten Handlungen, welche den Urmenschen über den Zustand reiner Tierheit, über die bloße Befriedigung sinnlicher Bedürfnisse hinaushoben, waren Kulthandlungen, und das erste Opfer seiner selbst, das er sich auferlegte und darbrachte, war das Götzenopfer. Die Nervenaufregung, in welche ihn die überwältigenden, für sein Fassungsvermögen unerreichbaren Naturerscheinungen versetzten, haben eine ungeheure kulturelle Bedeutung gewonnen; zwischen Furcht und Hoffnung hin und her gerissen, wurden aus seiner verängsteten Phantasie die Dämonen und Geister und endlich die erhabenen himmlischen Götter geboren, Abbilder seiner eignen, noch halb tierischen Natur, seiner niederen Begierden und Wünsche. Aber dieser Zwangszustand, in dem ihn seine Einbildungskraft hielt, war das erste Bollwerk gegen seine tierisch-sinnliche Natur, und diese selbstquälerische Tyrannei

löste ihn gewaltsam, unter schmerzlichen Geburtswehen, aus den tierischen Fesseln — ein so merkwürdiges und tragikomisches Schauspiel, daß man in der Tat sagen kann, der Urmensch habe sich durch seine Erfindungskraft als ein andrer Freiherr von Münchhausen aus dem Sumpfe der Tierheit am eignen Schopfe zur Höhe des Menschentums emporgehoben.

Wir haben das Werkzeug als das Mittel erkannt, an dem der Urmensch sich in sinnlich-geistiger Hinsicht aufwärts entwickelte, und wir erkennen den Kult als das Mittel, das eine entsprechende Entwicklung in seelisch-geistiger Hinsicht einleitete. Werkzeug und Kult der Urmenschheit waren die Keimzellen der Technik und Religion, kurz der ganzen Erfindungsfähigkeit und Empfindungsfähigkeit, die das Menschengeschlecht im Verlaufe seiner Kulturentwicklung gezeitigt hat. Jene hat den Menschen von außen — leiblich-sinnlich —, diese hat ihn von innen — seelisch und geistig — emporgebildet, und wie das primitivste Werkzeug, so hat der abgeschmackteste Fetischismus eine Mission erfüllt — und erfüllt diese bei den wilden Völkerschaften noch heute —, die aller Religion und Ethik erst den Boden bereitet hat und ohne welche der Mensch nie zu einer freien, abgeklärten Sittlichkeit herangereift wäre, ohne welche ihm die Sonne seines Sittentags, das selbständige Gewissen, nie geleuchtet hätte. Man beachte z. B. nur, welche Bedeutung das Tabu im Kult der Polynesier gewonnen hat. Jeder Gegenstand, den der Häuptling berührt, ist „Tabu" und darf bei Todesstrafe nicht angegriffen werden. Fraglos wird damit ein ungeheurer Mißbrauch getrieben werden können, aber schließlich ist dieses Tabu doch auch das einzige Mittel, die Wilden im Zaum zu halten und ihnen Ehrfurcht vor Dingen einzuflößen, vor denen sie anders nie solche gewonnen haben würden. In den Händen kluger und verständiger Häuptlinge wird dieses Tabu ein mächtiger Erziehungsfaktor sein können, wie freilich in denen frevelhafter und charakterloser ein ebenso großes Vergewaltigungsmittel.

Indessen mit jeder ideellen wie materiellen Ausgeburt des Menschenwesens ist in der Geschichte der unerhörteste Mißbrauch getrieben worden, ohne daß das Menschengeschlecht darüber zugrunde gegangen wäre; man darf sich also durch solche Mißbräuche nicht beirren und die kulturelle Bedeutung all solcher Erscheinungen nicht verschleiern lassen. Zauberei, Rausch und Ekstase haben gleichermaßen dazu beigetragen, den Urmenschen aus seiner tierischen Gebundenheit zu lösen und in seelisch-

geistige Zustände zu versetzen, die er anders nie kennengelernt haben würde. Aller religiöse Kult wurzelte ursprünglich in sogenannter Zauberei, d. h. er lag in den Händen von Menschen, die das Volk als Zauberer oder Wesen höherer Art verehrte, die mit Dämonen, Geistern und Göttern in geheimer Verbindung standen. In der Ekstase der Zauberpriester, in welche diese sich künstlich auf mannigfache Weise zu versetzen wissen, und die für allen Ur- und Naturkult kennzeichnend ist, und auch noch im Kult der alten Kulturvölker eine große Rolle spielte, fuhr der göttliche Dämon in den Menschen, wobei dieser nur Mittel und Werkzeug für Worte und Handlungen war, die jener realisieren wollte. Man denke nur an die Bedeutung der Pythia im hellenischen Kult und an die der Derwische im mohammedanischen. Eine entsprechende und unvergleichlich größere Macht übte der Zauberpriester allenthalben im Ur- und Naturzustand über die Gemüter der Menschen aus. Er ist es, wie noch bis auf den heutigen Tag in allen kultgläubigen Ländern, der eigentlich regiert, während der Häuptling nur mehr oder weniger repräsentative Persönlichkeit ist und sich jedenfalls mit dem Zauberpriester verstehen muß, wenn er sich auf seinem Throne sicher fühlen soll. In der Hand dieser Priester lag ursprünglich die gesamte Kunstfertigkeit und Wissenschaft, insbesondere die Heilkunde, wie wir noch an den Medizinmännern der Indianer erkennen können.

Diese Zauberpriester waren, wie wir gesehen haben, die Bereiter der Feuererzeugung und Hüter des heiligen Feuers, das im alten Indien unter religiösen Zeremonien als die Geburt des Gottes Agni gefeiert wurde. Sie waren die Erfinder oder doch die Siegelbewahrer aller Erfindung und Herstellung von Werkzeugen, wie wir denn sahen, daß z. B. der Schmied in ganz Afrika als ein geheimnisvolles, höheres Wesen — allerdings mehr gefürchtet denn verehrt wird. Priester und Techniker waren ursprünglich eine Person, wie Kult und Technik anfänglich in eins zusammenfielen. Jede Erfindung oder Eingebung galt als Geschenk von Wesen höherer Art und wurde kultisch geweiht. So große und anscheinend unvereinbare Gegensätze Religion und Technik heute sind — sie entstammen gleichwohl einer gemeinsamen Wurzel: der Kult-Kultur der Urmenschheit, die vollkommen einheitlich war und in ihrer sinnlichen Geschlossenheit weder den Dualismus von Seele und Leib, Gott und Welt noch von Geist und Natur kannte.

Wir haben die Erzeugung des Feuers als den ältesten kultischen

Akt des westasiatisch-europäischen Kulturkreises erkannt und gesehen, daß in der Notlage der Bewohner der nordischen Länder während der kalten Jahreszeit das Feuer eine ganz andre Bedeutung gewinnen und die Phantasie der Menschen in einer Weise beschäftigen mußte, die dem Südländer ganz fern lag. Ähnlich verhielt es sich mit dem Lauf der Sonne, des Monds, der Gestirne, den starken Schwankungen der klimatischen Verhältnisse, dem Wechsel der Jahreszeiten, was alles die Phantasie der indogermanischen Völkergruppe in ungeheurem Maße beschäftigt haben muß und den Grund legte zu der Geistesverfassung und Weltanschauung dieses Rassentypus, die sich in den Religions- und Kultsystemen der Inder, Perser, Griechen, Römer und Germanen abgedrückt haben. Gemeinsam ist fast allen Mythologien dieser Gruppe die Idee des Raubs der Sonnenbraut oder der Erdgöttin durch Riesen und Titanen, was darauf schließen läßt, daß sie durchweg nordischen Ursprungs, bzw. in ihren ältesten Formen in den nördlichen Breiten entstanden und von den verschiedenen Stämmen schon auf ihren Zügen nach dem Süden mitgebracht worden, wo sie nur weiter ausgebildet und den veränderten klimatischen und siderischen Verhältnissen entsprechend modifiziert worden sind. Der Kampf zwischen Winter und Sommer ist das Grundthema dieser Mythologien. Gerda = die Erde, Freya = das Frühlingsgrün, Iduna = die fruchttragende Natur werden von den Frostriesen geraubt und in Banden gehalten, bis der sommerliche Gewittergott Thor sie wieder befreit. Diesem germanischen Frauenraub entspricht der Raub der Proserpina in der griechischen Mythe, die als die Personifizierung der grünenden Erde die Hälfte des Jahrs in der Unterwelt und die andre auf der Oberwelt verlebt. „Winter und Sommer, die sich um den Besitz der Welt und der Sonne streiten," sagt Carus Sterne, „sind aber nur zeitweilig unterliegende, in der Herrschaft abwechselnde und daher zur gegebenen Zeit neu auflebende Mächte, der Kampf um die Oberherrschaft der Welt und um den Besitz der leuchtenden Jungfrau erneuert sich also beständig wieder." Bald ist es die Erde, bald die Sonne, die in der Winterszeit geraubt erscheint. In der urarischen Mythe wurde die letztere durchaus als „Jungfrau" gefaßt, und auch noch in der ältesten griechischen galt die Sonne als solche; erst später rückte Apoll als kämpfender Sonnengott in ihre Stelle ein. Die Zügel des Sonnenwagens sind noch auf antiken Bildwerken häufig weiblicher Leitung anvertraut. Als die ursprünglich griechische Sonnenjungfrau ist Pallas

Athene anzusehen, die dann später zur Göttin der Weisheit und Ordnung wurde. Vielfach erscheinen Winter und Sommer als zwei gemeinsam um die Sonne kämpfende Helden, die dann in einen sicheren Bau verschleppt oder von einem Drachen bewacht wird, wie Helena in der Trojasage oder die von Perseus befreite Andromeda. Beide bedeuten ursprünglich die geraubte Sonnengöttin, und so läßt sich diese noch in vielen Mythen

Abb. 92. Die Trojaburg bei Wisby auch Gotland

wiedererkennen, wie zumal in der von der Danae, wo der befruchtende und befreiende Goldregen unmittelbar auf die erwärmenden und erlösenden Sonnenstrahlen deutet, die die Erde neu beleben und die Sonne sich selbst zurückgeben. „Bei den alten Germanen, Slawen und Indern ist das weibliche Geschlecht ihrer ursprünglichen Sonnengottheit (Surya, Syr, Sulis, Sauil, Saule) noch deutlich nachzuweisen." Bei den nordischen Völkern finden wir die Anschauung allgemein verbreitet, daß ein göttlicher Schmied, also ein Feuergott, das Weltall geschaffen habe. Die Sonnengöttin galt als Tochter dieses Schmiedegotts, der bei den Germanen Mundilföri (Weltquirler), bei den Römern Vulkan oder

Mamurius, bei den Griechen Hephästos, bei den Indern Prajapati, Savitar oder Tvaschtar hieß. Tvaschtar verfolgt seine Tochter und zeugt mit ihr die Açvinen (Dioskuren). Pallas oder Hephästos vergewaltigt in der urgriechischen Mythe seine Tochter Pallas Athene, welche in den atheniſchen Geheimlehren als Gattin des Hephäſtos

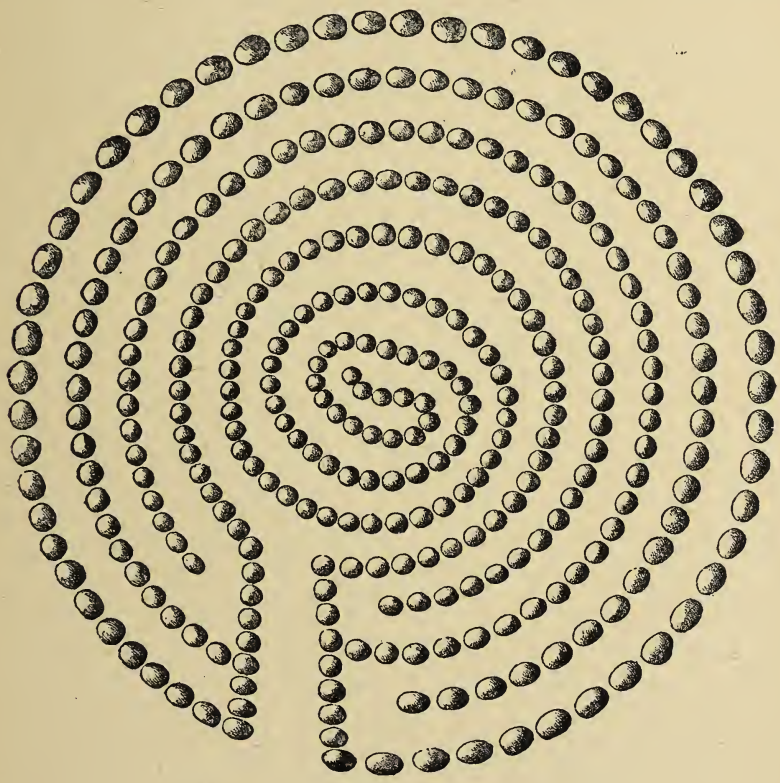


Abb. 93. Steinſetzung auf der Inſel Wier

und Mutter des Apollo erſcheint. „Es liegt hier ein Naturbild zugrunde“ — ſagt Carus Sterne — „welches annahm, daß der Vater der Sonnenjungfrau, der alte Glutgott, an der dörrenden Hitze des Hochſommers die Schuld trage, daß er in dieſen Tagen die Sonnenjungfrau vergewaltige, und ſowohl in Altgriechenland wie in Deutſchland hatte ſich der Mythus von dem Schuß in die Sonne, den dort Herakles, bei uns der Wilde Jäger abgibt, erhalten.

All dies ſoll nur ein ungefähres Bild von der Ur- und Naturmythe

des indogermanischen Kulturreichs geben, aus der sich erst allmählich die Götterscharen als jüngerer Mythos herausgebildet haben. Diese gehören schon der historischen, jene der prähistorischen Zeit an. Allein jener Mythos hat auch wahrnehmbare Spuren hinterlassen in den von Carus Sterne nachgewiesenen sogenannten „Trojaburgen", die sich über ganz Nordeuropa verbreitet finden und deren Spuren sich zum Süden hinunter verfolgen lassen, wo immer die Wanderzüge arischer Stämme gegangen sind. Es sind dies labyrinthische Steinsetzungen, welche kultische Bedeutung hatten, und in denen im Norden heilige Tänze nackter Jünglinge und Jungfrauen ausgeführt wurden. Man findet diese „Trojaburgen" noch vielfach wohlerhalten an der Küste Skandinaviens und auf den Inseln der Ostsee. Der Name ist nicht von der Stadt Troja hergenommen, aber mit dieser etymologisch identisch. Das Wort Troja, Troje oder Tronje ist altgermanisch und kommt auch als Städtename vor, wie bei Hagen von Tronje. Es bedeutet ursprünglich ringförmige Umwallung, Schutzwehr, und in übertragener Bedeutung kreisende Bewegung. Daher noch ein Tanz „Tronje" heißt und dies Wort außerdem in der Bedeutung von „Panzerhemd" vorkommt. Der gleichnamige Tanz in den Trojaburgen, „Tronje", ist nun wiederum, wie diese selbst, eine Versinnbildlichung der rückläufigen Planetenbahn. Im neupersischen Kult gibt es einen Derwischtanz, der als ein solcher ausgesprochener Planetentanz anzusehen ist, und wenn wir uns ein ungefähres, freilich nur ganz rohes Bild davon machen wollen, wie dieser Derwischtanz aussieht, dann brauchen wir uns nur die Echternacher „Springprozession" zu vergegenwärtigen. Drei Schritt vor — zwei zurück: das ist der versinnbildlichte Planetentanz mit der rückläufigen Kurve, der ein uralter heiliger Kulttanz gewesen und wahrscheinlich seinen Ursprung in dem alten Lande der Sternkunde, Mesopotamien, genommen hat. Wie man unser Maß- und Zahlsystem auf dieses Land zurückführt, und zwar nicht mehr auf seine historischen Bewohner, die Assyro-Babylonier, sondern auf die ersten Kultivatoren des Lands, die Sumero-Akkader, so dürfte auch die dem Lauf der Gestirne abgelauschte rhythmische Tanzbewegung diesem ersten Kulturvolk auf westasiatisch-europäischem Boden zuzuschreiben sein. Merkwürdigerweise heißen die vorerwähnten, über den ganzen Norden verbreiteten labyrinthischen Trojaburgen im Mund des Volks wie in alten Urkunden häufig „Babylone", was auf einen tieferen ideellen Zusammenhang derselben, bzw. der Tänze, die in ihnen aufgeführt wurden, mit dem persisch-arabischen Planetentanz der Derwische und — unserer ver-

wunderlichen Echternacher Springprozession schließen läßt. Die letztere ist fraglos ebenfalls der Rest eines uralten heiligen — und, wohlgemerkt heidnischen — Sternentanzes — eben des rückläufigen Planetentanzes, der sich bis in den heutigen katholischen Kult hinübergerettet hat, wie so mancher andere heidnische Brauch.

Man kann die Troja-Labyrinthe als die Kirchen der Urkultur auf europäischem Boden ansprechen, und in der Tat sind die späteren christlichen Kirchen häufig auf der Stelle dieser ersten Kultstätten errichtet worden. In Frankreich und Italien findet man das Labyrinth öfter auf dem Fußboden des Mittelschiffs der Kathedralen in Mosaik ausgeführt — zweifellos ein Nachklang uralter Kultideen, die die christliche Kirche mit übernommen hat. Für Deutschland ist nur ein einziges derartiges Mosaik-Labyrinth in der Kirche St. Severin in Köln nachgewiesen (Otte). Die größte Anlage dieser Art befand sich in der Kathedrale von Sens in Frankreich, die aber bereits 1768 zerstört worden ist. Dieses Labyrinth war kreisförmig mit Blei inkrustiert von 20 m Durchmesser, und man bedurfte eine volle Stunde, bevor man den Mittelhof erreichte. In diesem Mittelhof stand in der altheidnischen Zeit der Altar, der in der mittelalterlichen Kirche durch das Kreuz ersetzt wurde, und den Weg dahin hatten die Gläubigen oft auf den Knien zurückzulegen. Kleine Labyrinthe sind aus den Kathedralen von St. Omer, St. Quentin und St. Bayeux bekannt. „Das plötzliche Auftreten zahlreicher Kirchenlabyrinthe im 9. und 13. Jahrhundert fällt zusammen mit dem Eindringen der Normannen in Frankreich," sagt Carus Sterne. Es handelt sich also um eine Verschmelzung nordisch-heidnischer Kulturvorstellungen mit christlichen Ideen.

Abb. 94.
Die Kathedrale von Sens

Viele christliche Kirchen sind auch auf den Stätten sogenannter „Cromlechs", nämlich keltischer Steinringe, in Irland und Schottland errichtet worden, die zugleich als Ding- und Kultstätten dienten, und in beiden Ländern gibt es eine ganze Anzahl Kirchen, die noch bis in unser Jahrhundert hinein von solchen Ringen mächtiger Steine umgeben waren, in die man sie hineingebaut hatte. „Solche Druidenkirchen, wie man sie in England nennt," sagt Carus Sterne, „um-

gaben unter anderen die Kirchen von Derry, Kildare, Rosurbur, Benachin" (Otte). Von den ersten christlichen Kirchen auf der Insel Gotland wird erzählt, daß sie von den heidnischen Bewohnern niedergebrannt wurden, bis man sie auf die altheidnischen Kultstätten und gleichsam unter deren Schutz stellte. Das Wort „Kirche" selbst wird (nach Sepp) auf das keltische Wort kerk, kirk, kark zurückgeführt, was soviel wie Steinring, als den Versammlungsring der Gemeinde, bedeutet. Die alten französischen achteckigen Kirchen mit offenem Dach erinnern auch in ihrer Gestalt noch an die Druidenkreise, deren Steinpfeiler, nach H. Martin, einfach durch Mauerwerk später verbunden worden sind. „Es ist merkwürdig genug," sagt Mone, „daß die altdeutschen Opferstätten in derselben Richtung nach Osten gebaut waren wie die nachherigen christlichen Kirchen, daß die zwei spitzen Ecksteine auf der Westseite im Christentum Türme wurden und daß der Heidenaltar auf demselben Platze stand, wohin der christliche (nämlich in dem Kreuzchor der gotischen Kirchen) gestellt wurde." Aus dem 12. Jahrhundert ist eine Vorschrift überliefert, die Kirchenanlage habe sich nach dem Aufgange der Ostersonne (versus solis ortum aequinoctialem) zu richten, nach derselben Zeitlage also, die im Heidentum der Begrüßung der jungen, aus dem Winterlabyrinth befreiten Frühlingssonne durch labyrinthische Tänze gewidmet war (Belet). Denn auch die Idee des Raubs der Sonnenjungfrau durch die Winterriesen steht mit der Labyrinth-Idee im Zusammenhang. Die Jungfrau wird oft im Labyrinth gefangen sitzend gedacht, und der Held erlöst sie daraus, nachdem er den das Labyrinth bewachenden Drachen oder Lindwurm erlegt hat. Vielleicht ist der Ariadne-Mythus ein Nachklang dieser Ideenverbindung, und das Labyrinth des Minos auf Kreta eine solche uralte Kultstätte mit Menschenopfern gewesen, die von einer in dem Helden Theseus personifizierten humaneren Kultauffassung später überwunden worden ist. Kreta war die eigentliche Heimat des Labyrinthtanzes, von dem schon die Alten erzählten, daß er der Sonne galt und die Wanderungen derselben durch den Tierkreis darstellen sollte. Danach wäre Ariadne ursprünglich auch nichts anderes als die vom Frühlingshelden Theseus aus der Wintergefangenschaft befreite Sonne gewesen.

Eine andere Heimstätte des Labyrinthreigens in Griechenland war die altheilige Insel Delos, auf der nach einer von dem vorhomerischen Sänger Olenos überlieferten Sage ein nordisches blondes Volk den Apollodienst gestiftet haben soll (Mone). Noch Herodot erzählt von

Gesandtschaften, welche die Hyperboräer aus dem Lande der blonden Arimaspen am Ural, dem ältesten Volk der Erde, wie Kallimachus sagt, an ihren auf Delos sitzenden Gott gesandt hätten, und man zeigte die Gräber der blonden Jungfrauen und Jünglinge hinter dem Tempel. „In der Tat sieht der älteste, noch erhaltene Apollotempel auf Delos," sagt Carus Sterne, „aus mächtigen unbehauenen Felsblöcken ausgeführt, einem dänischen Hünengrab ähnlicher als einem griechischen Tempel." Auf der Insel Gotland erhielt sich die Sage, daß bei einer starken Vermehrung der Bevölkerung der dritte Teil nach Griechenland gezogen sei und die Nachkommen der dort angesiedelten Goten noch heute etwas von der skandinavischen Sprache hätten. „Auch die delische Sage betonte diese Ähnlichkeit der griechischen Sprache mit derjenigen der Hyperboräer, und als später Abaris nach Griechenland kam, konnte er sich sogar mit den Athenern verständigen." Auf Gotland finden sich noch heute vier Steinlabyrinthe, „die man Trojaburgen nennt und in welchen ein Labyrinthtanz stattfand, mit dem man im Frühjahr die Rückkehr des Donnergotts und die Befreiung der Sonnenjungfrau feierte. Auf Delos hatte Theseus der Sage gemäß den völlig entsprechenden labyrinthischen Geranos-Tanz eingeführt, der alljährlich im Frühling zum Andenken der Jungfrauenbefreiung auf Kreta und zur Begrüßung des vom Hyperboräerlande heimkehrenden Apollo getanzt wurde."

Wir erkennen mithin die ältesten Kultstätten der europäischen Urmenschheit auf Gotland, Delos und Kreta, zwischen welchen Orten sich noch bis in die geschichtliche Zeit hinein die uralten ethnischen Beziehungen im Gedächtnis der Bewohner erhalten haben. Diese Kultstätten waren die ältesten Sammelpunkte, von denen das kultische und politische Leben der Völker ausgegangen ist, das in vorgeschichtlicher Zeit die Bevölkerung Europas bewegte. Beides — Kult und Politik — Kirche und Staat — wenn man davon sprechen kann, waren in der Urzeit eins. Der Auszug der jungen Generation bei drohender Übervölkerung, das was man in alter Zeit den „Lenz" nannte, erfolgte aus kultischen Motiven. Ein „Gott" war dabei überall im Spiel, der die Führung übernahm, und die erste Tat bei der neuen Niederlassung war, daß man ihm einen Altar oder Tempel errichtete. So wurde Delos zum Nationalheiligtum der gesamten Griechenwelt, wo die gotländischen Auswanderer zuerst festen Fuß faßten, wenn die Sage recht berichtet. Der Priester war mächtiger als der Heerführer, aber oft war der Heerführer Priester zugleich. Erst

allmählich entwickelte sich der Rangstreit zwischen beiden, und er dürfte besonders durch die beginnenden Völkerzüge gefördert worden sein, die mit der Metallzeit einsetzten. Seßhafte Stämme neigen überall zur Theokratie, bewegliche zum Cäsarismus. Unter festgeordneten Lebensverhältnissen findet der Priester tausend Mittel und Wege, die Phantasie der Menschen durch Furcht und Hoffnung zu beherrschen und im Bann zu halten; im Kriege übernimmt der Häuptling die Führung der einen Kampfesleidenschaft, die den Menschen beherrscht. Die älteste Verfassung der Germanen war allodal; d. h. jeder Freie saß unabhängig auf seiner Hufe, aber das Land war Gemeindeland. Kein Freier hatte vor dem andern einen Vorzug, und er brauchte sich nur vor dem Thing, der Versammlung der Freien, zu verantworten. Die Fürsten waren ursprünglich nur die Ersten und Auserwählten dieser Versammlung, natürlich die Tapfersten und durch körperliche und geistige Vorzüge Hervorstechendsten. Auch die Begütertsten, denn der Starke und Überlegene vermochte sich in den größten Besitz an Waffen und Geschmeide zu setzen. Er war gefürchtet und gesucht; man bot ihm Geschenke, um seinen Schutz und seine Kraft zur Hilfe zu erlangen. Als die Germanen mit den Römern zusammenstießen, waren diese Fürsten noch so wenig mächtig, daß sie um des Gleichheitsprinzips der Freien willen nicht einmal in der Schlacht zu Pferde bleiben durften. Die Alemannen zwangen ihre Fürsten, bei dem Kämpfen mit Römern vom Pferde zu steigen und Seite an Seite mit den Freien zu kämpfen. Aber aus dieser, wenn auch bescheidenen Rangstellung einzelner infolge persönlicher durch den Besitz verliehener Vorzüge hervorragender Persönlichkeiten, entwickelte sich allmählich eine neue Verfassung und Lebensgestaltung. Die Stämme wuchsen, das Völkergedränge wurde zu groß, das Land zu eng, Auszüge mußten in die Wege geleitet, neue Sitze gesucht werden. Diesen Ursachen schreibt man den ungeheuren Zug der Cimbern und Teutonen aus der jütländischen Halbinsel durch den ganzen europäischen Kontinent bis über die Alpen zu, an deren Fuße sie an der eisernen Schlachtlinie des Marius zerschellten. Dieser Zug war aber nur der letzte Nachhall der unzähligen vorgeschichtlichen Wanderungen aus der Völkerwiege des skandinavischen Nordens.

In der geschichtlichen Zeit sehen wir die Germanen überall unter Häuptlingen, Heerführern und Königen auftreten, nicht mehr als Freie und Gleichberechtigte, und dieser Wechsel ist dem Übergang der Allod- in die Feodverfassung zuzuschreiben. Unter der beginnenden Völker-

bewegung und der Berührung mit den südlichen Kulturvölkern gewannen die Fürsten mehr und mehr an Macht und Besitz und brachten die Freien in ihre Abhängigkeit. Sie organisierten Kriegs- und Beutezüge und verteilten den Raub an ihre Mannen, die sich ihnen in der Gefolgschaft verpflichteten, nach Gunst und Neigung. Und sie legten ihre Hand auf das Land derer, die in Verlust geraten waren, um es ihren Günstlingen als „Lehen" wieder zu verleihen. Auf diese Weise bildete sich das Lehns- und Gefolgschaftswesen, von dem wir die Germanen in der Völkerwanderungszeit beherrscht sehen, und das schon Tacitus erwähnt. Die Fürsten waren über die ursprüngliche Allodverfassung hinausgewachsen und hatten sie, zum Teil unterstützt durch den Wechsel der inneren, sozialen Verhältnisse sowie äußere, fremde Kultureinflüsse, in das Feod- oder Feudalsystem verwandelt. Arioviſt ist einer der ersten, der uns im Anbruch der geschichtlichen Zeit für die Germanen als ein solcher Feudaler entgegentritt, dem bekanntlich von Cäsar sein abenteuerndes Handwerk gründlich verleidet worden ist. Insbesondere dürfte die Berührung mit den gallischen Kelten diese Entwicklung vom Allod zum Feod bei den Germanen gefördert haben. Die Gallier waren schon zu Cäsars Zeit zu einer strengen Feudalverfassung gelangt. Sie lebten in Städten, diese aber unterstanden der Gauverfassung, an deren Spitze der Clan oder Häuptling stand. Clans und Ritter hielten die ganze Macht in Händen, das Volk war dort nur eine große Horde rechtloser Sklaven. Die Allodverfassung dürfte die ursprüngliche der vorgeschichtlichen Bevölkerung Europas gewesen sein, aus der sich erst unter dem Druck der Verhältnisse das Feudalsystem entwickelt hat, wie wir es im Beginn der geschichtlichen Zeit für Mitteleuropa bei den Galliern am entschiedensten ausgebildet finden. Auch in der urgeschichtlichen Zeit der Griechen und Italiker können wir das Allod noch erkennen, und die unaufhörlichen sozialen Kämpfe und Revolutionen in den Griechenstädten, wie in Rom zwischen Patriziern und Plebejern, sind nur Rückschläge des ursprünglichen Ebenbürtigkeitsverhältnisses, dessen Empfindung im Herzen der Bürger und Freien weiterlebte gegen die überwachsende Aristokratie, Plutokratie und Tyrannis. Erleichtert wurde die Befestigung des Feudalsystems unter diesen nach dem Süden gezogenen arischen Stämmen freilich durch den Umstand, daß sie sich ursprünglich als Herren über eine unterworfene und vermutlich tiefer stehende, eingeborene Bevölkerung gesetzt hatten, wie z. B. die Dorier in Lakedämonien, die den schroffsten Kastenstaat auf einer völlig versklavten Bevölkerung errichteten, den die

Welt gesehen hat. Anders schon bei den Athenern, die keine derartige entrechtete Masse kannten, vielmehr auch der nicht hellenischen Urbevölkerung des Lands, den Periöken, eine menschenwürdigere Behandlung und gewisse Rechtsachtung angedeihen ließen — eben darum aber auch aus der latenten, sozialen Revolution eigentlich nie herausgekommen sind. Ähnliche Verhältnisse wie im vorgeschichtlichen Lakedämonien dürften in Gallien geherrscht haben, wo die ersten einziehenden Keltenstämme eine tiefstehende iberische Grundbevölkerung vorfanden, die sie teils verdrängten, teils unterwarfen und zu Sklaven machten. Wir dürfen danach überall, wo wir schon in vorgeschichtlicher Zeit einen Kastenstaat und ein strenges Feudalsystem vorfinden, darauf schließen, daß sich hier ein fremder Kriegerstamm über eine eingesessene Bevölkerung gesetzt hat, und wo jener sich dauernd in der Herrschaft zu halten und diese hoffnungslos zu versklaven wußte, — daß sie eine tiefer stehende und unfähige gewesen. So in Lakedämonien und Gallien. Wo dagegen im Laufe der geschichtlichen Entwicklung die soziale Revolution eingesetzt — wie in Athen und Rom — und sich allmählich bis zur republikanischen Staatsform durchgesetzt, da dürfen wir schließen, daß die ursprünglich unterworfene Bevölkerung von der herrschenden Kaste nicht grundlegend und rassenhaft verschieden gewesen und jedenfalls sich fähig gezeigt hat, ihre Lebens- und Entwicklungsinstinkte zur Geltung zu bringen.

Wir haben schon bei Betrachtung der Bronzezeit in Italien erkannt, daß die spätere römische Stadtverfassung von den Terramaren der Poebene ihren Ursprung genommen hat. Das Urbild des deutschen Langdorfs ist die altgermanische Wagenburg, und wenn man noch eines unserer heutigen Dörfer betrachtet mit seinen kreuz und quer längs der Straße aufgereihten Häusern, dann kann man ohne viel Phantasie sich schon in das Bild altgermanischen Lebens hineindenken, wie die aufgefahrenen und mit den Rädern in die Erde versenkten Wagen sich allmählich in feste Wohnhäuser verwandeln. Eine noch anschaulichere Vorstellung dieser Metamorphose gibt das slawische Ringdorf. Bekanntlich fuhren auch die altgermanischen Heerzüge zur Nachtzeit die Ochsenwagen zu ringförmigen Wagenburgen zusammen, in denen sie sich vor feindlichen Überfällen deckten. Der Ochsenwagen ist die Urzelle indogermanischer vorgeschichtlicher Behausung, wie das Zelt die Urzelle mongolisch-chinesischer Niederlassung. Und wie die Wagenform noch in unsern Bauernhäusern, so erkennt man die Zeltform in der chinesischen Architektur. Die hochgeschwungenen Zipfel der Pagodendächer sind die unverkennbaren,

von Stangen getragenen Tuchzipfel des ursprünglichen Zelts. Dieser verschiedenartigen Behausung entsprach das soziale und familiäre Leben der beiden Rassen. Man denkt sich die Ochsenwagen der Arier in langem und langsamem Zuge dahinwallen, obenauf unter Tüchern und Fellen die Frauen, Kinder und Greise geborgen, zu den Seiten die rüstigen, bewaffneten Männer dahinschreitend. Oft wird der Zug durch Hindernisse ins Stocken gebracht. Ein Flußlauf, ein Sumpf hält ihn auf, ein Urwalddickicht stellt sich ihm entgegen. Dann staut sich die Wagenburg auf, bis man eine Furt, einen Durchgang oder Umweg erkundet hat, und wie eine ungeheure, sich aufringelnde Schlange windet sich der Zug weiter. Ganz anders die mongolischen Horden. Sie kommen auf kleinen, schnellen Pferden dahergejagt, denen alles aufgepackt ist, was der primitive, vorgeschichtliche Mensch benötigte. An einem Weideplatz wird haltgemacht, und im Nu sind die Zelte aufgeschlagen, in denen und um die ein ameisenartiges Treiben beginnt. So schnell gebaut, so schnell sind sie wieder abgedeckt, und die Horde verschwindet auf den jagenden Rossen in der endlosen Steppe. Dieser Lebensweise ist es zuzuschreiben, daß die Arier nur eine so ungeheuer langsame und auf ein verhältnismäßig enges Gebiet beschränkte Verbreitung gefunden haben, während die Mongolen ganz Asien und Europa schon in der Urzeit überfluten und mit ihrem Blut durchdringen konnten, lange bevor die Arier aus dem europäischen Norden hervorbrachen. Die Mongolen kannten und benutzten das Pferd von Urzeiten her, die Arier lernten es erst spät, die Germanen am spätesten kennen. Als die Germanen mit den Römern zusammenstießen, waren nur erst die Fürsten beritten. Die Reiterei war auch immer die Schwäche der Römer gewesen, ebenso wie der Griechen in ihren Kämpfen mit den Persern und den von diesen angeführten asiatischen Völkerschaften. Dagegen ist der Kriegswagen überall das Kennzeichen arischen Urvolks. Die Mongolen kannten ihn nicht. Um das Jahr 1000 v. Chr., also etwa zur Zeit des Trojanischen Kriegs, kämpften schon die Britannier auf Streitwagen, ganz wie die Hellenen im fernen Südosten und die Inder am Indus und Ganges. Die Linie, welche die Führung des Streitwagens gegen Osten begrenzt, deckt sich mit der Grenzlinie der indogermanischen Rasse. Zentralasien kennt ihn nicht, so wenig es den ritterlichen Zweikampf kennt, die Mannesehre und die Monogamie. All dies sind Kennzeichen des Europäertums, schon des Ureuropäertums. Wir finden sie bei Griechen und Römern, Germanen und Kelten gemeinsam. Die letzteren freilich beanspruchen eine kleine Ausnahmestellung für sich.

Sie lebten vielfach in Polygamie, und unter einem belgischen Stamm in Britannien kam sogar nach Cäsars Bericht der umgekehrte Fall der Polyandrie vor, in dem ein Weib von einem Dutzend Männer besucht wurde. Aber das sind Ausnahmefälle in der indogermanischen Völkergruppe, die wohl auf starke Vermischung der gallischen und britannischen Kelten mit dem vorarischen-iberischen Element ihrer Wohnsitze zurückzuführen sein dürften. Unter allen gallischen Stämmen sind die Belgen die tapfersten, schreibt Cäsar. Sie hatten sich am reinsten erhalten und standen den Germanen rassenhaft am nächsten, deren rauhe, keusche und strenge Lebenshaltung Tacitus in dem anschaulichen Bilde seiner „Germania" überliefert hat. Die Edda besingt die jungen Jarle, wie sie sich im Speerwurf und Kampfspiel üben und über den Sund schwimmen; aber auch sie kennt schon den „Thral", den kleinen, häßlichen, dunkelhaarigen Knecht, der Sklavenarbeit zu verrichten hat, und sucht den herrlich hohen Wuchs und die Kraft der germanischen Leiber an diesem Gegensatz erst recht herauszuheben. In der Tat muß auch Skandinavien schon in der Urzeit von einer mongoloiden Bevölkerung besetzt gewesen sein, die von den später auftretenden Germanen in das westliche Küstengebiet verdrängt wurde. Man hält die schwedische Provinz Schonen für die Wiege der germanischen und wohl auch gemeinarischen Rasse. Von dort läßt sich ein Germanenzug nordostwärts die schwedische Küste hinauf und nordwestwärts nach dem heutigen norwegischen Gebiet in vorgeschichtlicher Zeit erweisen. Möglich, daß die heutigen Finnlappen im skandinavischen Gebirge die Reste jener mongoloiden Urbevölkerung sind, die von Norden her über die Landbrücke vom Kontinent herüber nach Skandinavien eingedrungen war — es bleibe dahingestellt, ob in vorarischer oder erst nacharischer Zeit — und beim Zusammenstoß mit den Germanen von diesen ins Innere zurückgetrieben und an die äußerste Meeresgrenze gedrängt wurde. Jedenfalls hat der norwegische Forscher Georg Hansen überzeugend nachgewiesen, daß im heutigen Norwegen noch zwei Rassetypen vorhanden sind, ein vorwiegend rundköpfiger, untersetzter, dunkelhaariger im ganzen Küstengebiet, und ein langköpfiger, hochgewachsener, blonder im Innern des Lands. Auch in sozialer Hinsicht unterscheiden sich die beiden Typen stark, indem dieser auf Einzelhöfen haust, während jener in einem sogenannten „Tun" lebt, d. h. einem Gebäudekomplex, der etwa ein Dutzend Familien beherbergt, die kommunistische Wirtschaft treiben. Eben diesen mongoloide Abkunft verratenden Typus findet man zerstreut noch im ganzen westeuropäischen Küsten- und Inselgebiet — auf

Jütland, Schottland, Irland und im nordwestlichen Spanien. Der englische Forscher Makintosch hat diesen Typus treffend als den Sancho-Pansa-Typus bezeichnet.

* * *

Wir sind damit am Ende unseres Rundgangs durch die Geschichte der Urkultur auf eurasischem — westasiatisch-europäischem — Boden angelangt. Wir haben eine Fülle von Material übersehen können, das im Lauf der letzten Jahrzehnte zutage gefördert worden, und, wenn auch nur erst in schemenhaften Umrissen und wie durch nebelhafte Fernen zitternde Linien, doch ein greifbares Bild vom Werden und Wachsen, vom Leben und Streben der Urrassen gewährt, die wir als die Stammväter des Völkerkomplexes anzusehen haben, auf den wir unser Blut zurückleiten müssen. Rastlos wird auf dem Gebiete der Paläoanthropologie weitergearbeitet, einer wissenschaftlichen Disziplin, die sozusagen noch in den Kinderschuhen steckt. Täglich werden neue Funde zutage gefördert, die das Bild vervollständigen und immer mehr zu einem einheitlichen Ganzen zusammenwachsen lassen. Wir konnten in dem vorliegenden Werke nur die Grundlinien ziehen, in denen sich das urmenschheitliche Leben bewegt haben dürfte, und es sollte so gehalten sein, daß der Leser danach in die Lage kommt, sich das Gesamtbild selbst weiter auszubauen mit dem Material, das ihm die Presse fortgesetzt an die Hand gibt. Da hören wir überall von neuen Ausgrabungen, aber die wenigsten wissen, was sie mit den zahlreichen Schädel-, Knochen-, Geschirr- und Waffenfunden anfangen sollen, die ihnen da vorgeführt werden. Es sind zusammenhanglose Brocken und Bruchstücke, die ihnen zugeworfen werden, und die sie wohl mit augenblicklichem Interesse überschauen, die ihnen aber nichts sagen. Es war der Zweck des Werks, die Paläoanthropologie zu einer lebendigen Wissenschaft für das große Publikum zu machen, in der die moderne Kulturmenschheit die Uranfänge ihres Lebens wiedererkennt, sich im Zusammenhange mit ihnen betrachten und fühlen und ihr ganzes Werden und ihre Entwicklung danach um so besser verstehen lernt.

Aber nicht allein verstehen lernt und sich dafür interessiert, wie sie wurde, wuchs und werden mußte, sondern daß die moderne Kulturmenschheit mithilft an der weiteren Vervollständigung des Urkulturbilds, das ihr vor Augen geführt worden! Die Paläoanthropologie ist keine bloße Gelehrten-, sondern zugleich eine Laienwissenschaft, das will besagen, sie kann ohne die Mitwirkung des großen Publikums nicht recht

gedeihen und vorwärts kommen; und darum muß ihr daran gelegen sein, die Öffentlichkeit dazu zu erziehen und heranzubilden, wie sie gelegentliche Funde zu behandeln und zu verwerten hat. Vom sogenannten „Gebildeten" herab bis zum gemeinen Mann, der, über Feld gehend oder sein Grundstück umgrabend, auf Gegenstände prähistorischer Herkunft stößt, die zunächst in seinen Augen keinen Wert haben und mit denen er nichts anzufangen weiß, die aber für den Paläoanthropologen von ungeheurer Wichtigkeit sein können. Wir erkennen daraus, daß keine wissenschaftliche Disziplin in so hohem Grade der Vorbereitung des gesamten Volks für ihre Materialien bedarf wie die Paläoanthropologie, und daß diese eine volkserziehliche Disziplin ist, wie kaum eine zweite. Als solche möge sie hier dem allgemeinen Interesse der Gelehrten- wie der Laienwelt empfohlen sein.

Nachtrag

Über die Reste der Urbevölkerung Eurasiens

Über die Verbreitung der östlichen Urbevölkerungen hat Gustav Fritsch in einem gleichnamigen Artikel im „Globus" (Nr. 1, 1907) eingehende Studien veröffentlicht. Eine Urbevölkerung, als „protomorphe" Rasse — gegenüber den „archimorphen" oder Stammrassen und den „metamorphen" oder Mischrassen — findet er zunächst an der Westgrenze des indischen Beckens, auf Madagaskar und der ostafrikanischen Küste. Es ist der kleinwüchsige, rotbraune Schlag mit spiralig gedrehtem Haar, der sich in kleinen Gruppen unter den verschiedenen Namen der Buschmänner, Batua, Akka, Dogo oder Obongo durch den ganzen Kontinent verstreut findet. Er steht isoliert und in keinerlei Verhältnis zu der nächsten asiatischen Urbevölkerung, den Wedda auf Ceylon, die alle typischen Merkmale einer solchen zeigen und bei dem primitiven Bogen und Pfeil als Waffe, Lendenschurz als Kleidung und Schutzdach als ganze Behausung stehen geblieben sind. Die mittlere Körperhöhe beim Manne beträgt 150—160, beim Weibe 145—150 cm, bei tiefbrauner Haut und flockigem, schwarzem Haar, kurzer Stulpnase, eingedrückter Nasenwurzel und starken Augenbrauenbogen, womit sie einerseits an die Australier, andrerseits an die Aino in Japan erinnern. Fritsch hält die Wedda für den am weitesten südwärts vorgeschobenen Posten „einer asiatischen Urbevölkerung, die sich durch den größten Teil des zentralen und östlichen Asiens in ähnlicher Weise in inselartigen Gruppen verbreitet wie die Urbevölkerung in Afrika." Auf dem vorderindischen Festland hält er die Stämme der Yeruva und Chuangs für die nächsten Verwandten der Wedda. Sie unterscheiden sich grundlegend auch von den dunkelsten Indern, die keinen negritischen, „sondern häufig den edelsten ‚europäischen' Schnitt des Gesichts darbieten". In den nördlich angrenzenden Gebieten tut sich eine Lücke in der Verbreitung der Urbevölkerung auf, wobei Fritsch als leitende

Gesichtspunkte für die Suche nach dieser die „Wildheit" (Unkultur) und den Mangel typischer, mongolischer Merkmale ins Auge gefaßt wissen will.

Als nächstes Glied in der unterbrochenen Kette werden die wilden „Hiengs" in Kambodja angesprochen, „knochige, mittelgroße Gestalten mit markierten Gesichtszügen ohne die typisch mongolischen Bildungen, wild um den Kopf hängenden, flockigen Haaren." Dann folgen im Innern Chinas als Reste einer Urbevölkerung die „Miao-tse", „die bei Kanton bis nahe an die Küste reichen, wo sie in den Höhenzügen leben." Als Urbevölkerung im südlichen Hinterindien hat dann Martin in dem Werk „Die Inlandsstämme der malaiischen Halbinsel" (Jena 1905) die „Senoi" festgestellt, die eine auffallende Ähnlichkeit mit den Wedda wie den indischen Yeruva zeigen. Fritsch selbst will in Schanghai unter der niedrigsten Hafenbevölkerung als Lastträger und Rickschahfahrer Personen in ziemlicher Häufigkeit beobachtet haben, „welche sich in auffallender Weise vom mongolischen Habitus entfernen", mittelgroß, hager, knochig, mit markierten Gesichtern von wildem Ausdruck, denen die Mongolenfalte fehlt, bei dunkelbrauner Haut und schwarzbraunen, flockigen, bis auf die Schultern herabfallenden Haaren. Sie werden in Schanghai als „Mandschuren" bezeichnet, haben aber mit dem Typus der Mandschu nichts gemein, die zwar von edlerer Gesichtsbildung und hellerer Haut als die Chinesen sind, mit diesen aber den mongoloiden Typus teilen. Die „Mandschuren" erinnern wiederum an die „Hiengs" in Kambodja. Von andrer Seite (Sinophilus: „Der ferne Osten", Bd. 3, Heft 2) wird über verwandte Stämme in der Provinz Kwantung berichtet, die in den Bergen leben und von den Chinesen „Yao-jen", „wilde Hunde" genannt werden. Sie sind von braungelber Hautfarbe, länglicher Schädelform „ohne vorstechend mongolische Gesichtszüge" und von kaum mittelgroßem Wuchs. „Die Männer tragen das Haar auf dem Kopf in einem Knoten aufgebunden, die Frauen in einer künstlichen Frisur auf einer Drahthaube eingeflochten, wodurch sie an einen Hundekopf erinnern sollen, der für sie von mythologischer Bedeutung ist." Die Männer tragen wie die Aino Wams und Hosen, die Frauen ein bis zum Knie reichendes Gewand ohne Hosen; sie leben vom Ackerbau und in Hütten ohne jede Ausstattung. Nach dem Bergwerksdirektor Schmidt sind solche Ureinwohner auch in den Provinzen „Fu-kien" und „Szu-Yang" vorhanden.

Nun zu dem eigentlichen und „einwandfreien" Urvolk Asiens, den Ainos. Der amerikanische Ethnologe Otis T. Mason sieht in diesen behaarten Bewohnern der Insel Jeso in Nordjapan die Nachkommen der

Urrasse, die zuerst den gesamten eurasischen (asiatisch-europäischen) Kontinent überzogen und die Höhlenbewohner Südeuropas gestellt, deren ungeheure Abfallshaufen wir im Dordognetal kennen gelernt haben. Danach seien sie allmählich von kräftigeren Stämmen, in denen wir vielleicht die späteren Ahnen der arisch-germanischen Rasse Nordeuropas, die etwa aus dem Cro-Magnon-Typus hervorgegangen, wie der mittelländischen Rasse (Homo mediterraneus) des Südens (Mentonetypus) zu erkennen haben, vertrieben und in das Küstengebiet des gesamten eurasischen Kontinents verdrängt worden; ostwärts nach Asien hinein, wo sie, vor immer neuen Völkerstößen und Andrängen aus dem Innern weichend, sich schließlich auf den japanischen Archipel flüchteten; und westwärts auf die europäische Halbinsel- und Inselwelt. Danach hätten wir etwa in den Iberern und Basken der pyrenäischen Halbinsel und den Iren der großbritannischen Inselwelt Urverwandte der Ainos wie der übrigen vorgenannten Urbevölkerung der asiatischen Ost- und Südwestküste zu erblicken, indem jene wie diese sich ethnologisch nirgends in einen anderen Rassenkomplex einfügen lassen, und jene dem kaukasischen Typus ebenso fremd gegenüberstehen, wie die Aino, Mandschuren, Miaot-se, Senoi, Yeruva, Chuangs, Hiengs und Wedda dem mongolischen. In Asien wurden diese Stämme der Urbevölkerung von den Vorfahren der Japaner und Chinesen, vor denen jene ebenfalls wieder auf den östlichen Archipel entwichen und wohl den Grundstock zu der gesamten malaiischen Bevölkerung in gewissen Kreuzungen mit dem Grundstock der Inselwelt des Stillen Ozeans gelegt haben, über das ganze asiatische Küstengebiet verstreut, von Japan bis nach Ceylon hin; in Europa durch die emporkommende kaukasische Rasse von der italischen Mittelmeerküste über die Pyrenäenhalbinsel und den großbritannischen Archipel bis hinauf nach der dänischen und norwegischen Küsteninselwelt.

Die Geschichte der Japaner erzählt, daß sie auf haarige Männer stießen, die sie „Erdspinnen" nannten, weil sie in Höhlen lebten, und die ihrem Eindringen mit Bogen, Pfeilen und Steinäxten widerstanden. Die Form des Schädels, die Art des Haars und andre körperliche Merkmale sollen nach der Meinung Otis T. Masons zeigen, daß die Ainos ihrer Abstammung nach Europäer und nicht Asiaten sind. Ihr Haar ist weich und wellig, ihre Gesichtsfarbe bräunlich, ihre Stirn breit und massig, ihr Körper kräftig und wohlgebaut, ihr Schnurr- und Backenbart dicht und schwer. Einige Ainos in Jeso haben derart starkes und langes Haar, daß es ihnen als Gewand dienen kann. Die Behaarung gilt bei

ihnen als Schönheit; Haupt- und Barthaar lassen sie lang wachsen. Sie wohnen in rohen Strohhütten mit einem Fachwerk aus Pfählen, und ihre Gewohnheit, in Erdlöchern zu hausen, erinnert noch an das Wohnen in Höhlen. Die Dörfer der Ainos liegen an der Küste entlang zerstreut, wo sich zum Fischen geeignete Plätze finden; einige Kolonien liegen auch an größeren Flüssen. Das typische Haus der Ainos ist rechteckig, mit Rohr gedeckt und hat einen niedrigen Eingang mit Giebeldach. Zur Erleuchtung dient eine primitive Lampe aus einer Muschelschale, die mit Tran gefüllt ist. Die Ainos haben keine Schriftzeichen und keine Bücher. Ihr einziges Musikinstrument ist eine Maultrommel aus Bambus. Im Frühling wird ein junger Bär gefangen, der bis zum Herbst im Käfig großgezogen wird. Dann wird sein Fleisch gegessen, sein Blut getrunken und sein Schädel zur Abwehr böser Geister auf die „heilige Hecke" gesteckt. — Eine merkwürdige Gegenüberstellung brachte vor Jahr und Tag die Berliner „Zeitschrift für Ethnologie", indem sie das Bild des Grafen Leo Tolstoi neben das eines alten Aino stellte, wobei sich eine frappante Ähnlichkeit im Typus ergab. Ohne hier weitere Schlüsse ziehen zu wollen, dürfen wir doch die Neigung Tolstois zu urmenschlicher, primitiver Lebensweise als höchst überraschend im Zusammenhang mit seinem „Ainotypus" ansprechen.

Die Urbewohner des ägäischen Kontinents

Bei dem Logographen Hekataios von Milet, der am Ende des 6. Jahrhunderts v. Chr. lebte, finden wir zum erstenmal die Pelasger als die Vorläufer der Griechen und die Urbevölkerung von Hellas ausdrücklich bezeichnet. Die Hellenen seien aus Thessalien eingewandert und hätten sich allmählich mit den Pelasgern verschmolzen, die dann die hellenische Sprache angenommen. Herodot, der sich danach eingehend mit dieser Urgeschichte seines Volks und Lands befaßt (I, 56—58) hat, wollte gar in den Joniern, und insbesondere in den Athenern noch reine Pelasger erkennen, während er nur die Dorier als echte Hellenen gelten läßt. Bei dieser Annahme unterstützte und bestärkte ihn die Tradition der Athene-Stadt, deren Bewohner sich für Eingeborne und Erdentsprossene des Lands hielten. Als Stammvater der Attiker galt der schlangenfüßige Erechtheus, der Sohn der Pallas Athene, und diese Fußbildung ist in der antiken Mythe überall das Merkmal der Autochthonie.

Die Dorier andrerseits sollen aus dem nördlichen Pindosgebirge nach Mittelgriechenland und später nach dem Peloponnes gezogen sein. Die dorische Wanderung ist die erste historische Tatsache der griechischen Geschichte, und ihre ungeheure revolutionäre Wirkung bekundet sich darin — bemerkt Max Kießling in seiner Arbeit über das „Ethnische Problem des antiken Griechenland“[1], die wir hier zugrunde legen —, „daß sie vermocht hat, alle etwa vorhandene Erinnerung an eine ältere Einwanderung griechischer Volkselemente völlig zu vernichten und jene Mär der Autochthonie entstehen zu lassen.“ Danach müßte allerdings die erste, ältere Einwanderung weit hinter der dorischen zurückliegen. Hekataios setzt jene ins 16. bis 15. Jahrhundert v. Chr., welche Annahme nach Kießling hinfällig wird, indem sie noch viel zu nahe gegriffen erscheint.

Die südosteuropäische Halbinsel zerfällt in einen größeren, nördlichen

[1] „Zeitschrift für Ethnologie“, Jahrg. 1905, S. 1009 ff.

Teil von kontinentalem, und einen kleineren südlichen von insularem Charakter. Dieser kleinere Teil, einschließlich Epirus und Makedonien, umfaßt das eigentliche historische und kulturgeschichtliche Hellas, das durch das Balkangebirge gegen den Kontinent abgeschlossen und durch die reiche Küstengliederung und die Inselwelt des Archipelagus mit dem gegenüberliegenden Gestade Kleinasiens verbunden ist. Diese geographische Lage und Gestaltung hat die geschichtliche Entwicklung des Lands und den kulturellen Werdegang seiner Bevölkerung bedingt. Allein die geologische Vergangenheit der Halbinsel zeigt grundverschiedene Verhältnisse. „Noch am Ende der Tertiärperiode und zu Anfang unseres, des quartären Zeitalters, während die nordischen Gletscher ganz Norddeutschland, die Alpen usw., bedeckten, gab es überhaupt kein Ägäisches Meer, verband an seiner Stelle ein ägäischer Kontinent, im Süden bis Kreta reichend, Griechenland und Kleinasien so fest als möglich miteinander" (Kießling). Und während heute die Balkanhalbinsel durch die breite Basislinie des Save-Donautals an den Kontinent angewachsen ist, „breiteten sich in jener geologischen Vergangenheit über der ungarischen und der walachischen Tiefebene große, wenn auch seichte Binnenmeere". Danach gab es in jener Epoche überhaupt keine südosteuropäische Halbinsel, dafür aber eine kleinasiatische Halbinsel von ungefähr dem doppelten Umfang des heutigen Kleinasien, die im Karstgebirge durch eine schmale Landbrücke mit den Ostalpen verbunden war. Während des Diluviums ist dann der ägäische Kontinent durch ungeheure Einbrüche zerstückelt worden, und Kießling nimmt an, daß damals der Mensch bereits in jenem Ländergebiete lebte. Völlig abgetrennt von Europa, dagegen kontinental an Vorderasien angeschlossen, so habe die südosteuropäische Halbinsel ihre ersten menschlichen Siedler aus Asien erhalten.

Durch die Ausgrabungen von Tsuntas auf den Cykladen, sowie durch die von Klon-Stephanu, Direktor des anthropologischen Museums in Athen, auf Naxos, soll es den Anschein haben, als ob die Inselbewohner dem Meere merkwürdig fremd gegenübergestanden hätten. Das wäre ein andrer Beweis dafür, daß sie schon vor Auflösung des ägäischen Kontinents eingewandert waren. Auch heute noch sollen jene auffällig wenig Schifffahrt treiben und trotz des Fischreichtums ihres Meeres wesentlich von Viehzucht leben. Also erst nach ihrem Einzug auf den ägäischen Kontinent könnte danach dessen Zertrümmerung, sowie die Austrocknung der ungarisch-walachischen Binnenmeere erfolgt sein, die zur Bildung der südosteuropäischen Halbinsel geführt. Durch dieses

elementare Ereignis wäre dem weiteren Zuströmen asiatischer Volkselemente ein großes Hemmnis entgegengesetzt, dafür aber der Anschluß an Zentraleuropa gewonnen worden, von dem her weiterhin ein ununterbrochener Zuzug nach der Halbinsel erfolgt sein könnte. Im Osten des Strymon bis zum Hellespont saßen die von den Griechen als „Thraken" bezeichneten Stämme; in dem Gebirgszug, der sich von den Ostalpen nach Griechenland hinein wendet, saßen die Illyrier. In dem dazwischen liegenden Bergland wohnten beide Gruppen durcheinander, und der südlichste Teil dieser hat sich vom 6. bis 5. Jahrhundert zu dem Volk der Makedonen verschmolzen. Den südlichen Ausläufer des illyrischen Gebirgszugs, Pindos, bis zum Korinthischen Golf, von den Griechen als Epirus und Ätolien bezeichnet, bewohnten Stämme, die von den Makedonen und Illyriern als Einheit unterschieden wurden. Östlich daran grenzt das eigentliche Hellas von Thessalien bis zum Peloponnes herunter. Von diesen fünf Gruppen ist so viel erwiesen, daß sie sämtlich der indogermanischen Sprachfamilie angehören, und von ihren Idiomen ist nach dem griechischen das thrakische Idiom am besten bekannt, als dessen Tochter, nach Kießling, die von verschiedenen Seiten her stark veränderte armenische Sprache anzusehen wäre. Alle diese Idiome gehören aber zur ostindogermanischen Gruppe der sogenannten Satemsprachen, die durch eine besondere Lautverschiebung von der westindogermanischen Sprachgruppe geschieden sind. Nun zeigen die illyrischen Sprachreste, namentlich die Nomenklatur, nach Kießling ein auffälliges Schwanken, „eine merkwürdige Unbeständigkeit der wichtigen, eben erwähnten indogermanischen Lautverschiebung", so daß es noch fraglich bleibt, ob das Illyrische der östlichen oder der westlichen Gruppe zuzurechnen ist. Kießling hält dafür, daß dieses Idiom sicher zu den Kentumsprachen, also der Westgruppe, gehört, „durch innige Berührung mit dem Thrakischen aber stark in der Richtung der ostindogermanischen Gruppe beeinflußt und in Süd- und Ostillyrien geradezu ganz zu dieser übergegangen ist". Daher sei das heute in diesen Gegenden gesprochene Albanesisch eine Satemsprache, da die Albanesen sowohl von den Thrakern wie von den Illyriern abstammen. Weiterhin scheint der größte Teil des späteren Königreichs Makedonien von thrakischen Stämmen besetzt gewesen zu sein, wohin die Ortsnamen deuten. Die Träger des makedonischen Namens selbst waren aus dem illyrischen Pindos herabgestiegen, um in der Ebene zu staatlicher Entwicklung zu gelangen. Die übrigen Thraken wandten sich in der phrygisch-paphlagonischen Wanderung nach Kleinasien

hinüber. In den Bergen blieben die den Makedonen stammverwandten Eorder, Oresten, Lynkesten sitzen. Alle diese Stämme gehören nach Kießling zu den Illyriern, und ihre Sprache folgt der westindogermanischen Lautverschiebung. Der Stamm der Oresten insbesondere gehört zu den Epiroten und schließt damit die Verwandschaft zwischen diesen und den Makedonen. Weiterhin gliedern sich die makedonischen, epirotischen und ätolischen Stämme bis zum Korinthischen Meerbusen der illyrischen Gruppe an. Daher sind nach Kießling weder die Makedonen noch die Epiroten „Hellenen". Ihre Hellenisierung ist erst im 4. Jahrhundert erfolgt.

Das Vordingen der Makedonen in die Ebene von Saloniki, wie das der Epiroten nach Epirus, sind nun nach unserm Gewährsmann nur Einzelerscheinungen einer allgemeinen Ausbreitung illyrischer Volkselemente in der südosteuropäischen Halbinsel, als deren Endglied die dorische Wanderung erscheint. Kießling folgt hier Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorf, der auch die Dorier wie die Ätoler ursprünglich nicht für Hellenen hält, sondern für epirotisch-illyrische Stämme. Dieses durch Jahrhunderte andauernde Zuströmen verschiedenartiger Volkselemente nach Griechenland hat den Hauptanstoß gegeben zur Entwicklung der mannigfachen Stammesindividuen; und im ganzen steht „eine enggeschlossene, ostindogermanische Gruppe einer ebensolchen westindogermanischen gegenüber". Das der Lautverschiebung der Kentumsprachen folgende eigentlich griechische Idiom scheidet sich scharf von der thrakischen Gruppe und schließt sich der illyrischen an. Daraus aber läßt sich erkennen, „daß nicht Griechenland oder seine unmittelbaren Nachbarländer das Ursprungsgebiet der Träger der hellenischen Dialekte gewesen sind, wir werden nordwärts von der südosteuropäischen Halbinsel nach Zentraleuropa gewiesen: Die Träger der hellenischen Dialekte gehören zu jenen Volkselementen, die von Norden her in die Europa angegliederte Halbinsel eingewandert sind."

Was nun andrerseits die vor der Zerstückelung des ägäischen Kontinents bereits eingesessene Grundrasse betrifft, so hat Heinrich Kiepert zuerst auf die häufige Bildung von Ortsnamen mit Hilfe zweier Suffixe verwiesen, die entschieden nach Kleinasien deuten. Dort wohnten im Norden die zugewanderten thrakischen Stämme der Phrygen, Mysen, Paphlagonen und Armenier, bis nach Iran und Kurdistan hin. Im südlichen Anatolien reihen sich dann die Stämme der Karer, Lykier, Pisider, Kappadoken, Kiliken aneinander, deren Sprachen zwischen der indogermanischen und der semitischen Familie schwanken. Aus den zahlreichen hier gefundenen Grabinschriften hat nun Paul Kretschmer

in seiner „Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache" für die südkleinasiatischen Sprachen des Karischen, Lykischen, Pisidischen, Kilikischen und die anderen „die Existenz eines gemeinsamen Lautgesetzes" festzustellen versucht, nämlich die Erweichung der Tenues vor einem Nasalen zur Mediae. Da nun „nach einem Axiom der Sprachwissenschaft für die dialektische Gliederung die Lautverhältnisse das eigentlich Charakteristische sind", so werden „durch sie allein schon die genannten Sprachen als nahe verwandte Dialekte einer Sprache erwiesen". Außerdem aber werden die Personennamen in allen diesen Idiomen durch regelmäßig wiederkehrende Suffixe gebildet. Lautgesetze, Wortbildung und Wortschatz erweisen somit die Existenz eines Sprachstammes in Kleinasien, „der weder indogermanisch noch semitisch ist, sondern diesen beiden Sprachfamilien ganz selbständig und eigenartig gegenübersteht". Und Kießling glaubt, den Anschluß dieser spezifisch kleinasiatischen Sprache nach Innerasien an die Gruppe der uralaltaischen Sprachen zu erkennen. Das eine der beiden vorerwähnten typischen Ortssuffixe besteht nun in der Lautverbindung $\nu + \delta$ und tritt zumal bei Ortsnamen auf; das zweite wird auf den lykischen Inschriften mit — ζ geschrieben und herrscht bei Personennamen, im Griechischen σ oder $\sigma\sigma$. Kießling hat nun gefunden, daß diese Ortsnamenbildung auch über das ganze nördliche Kleinasien verbreitet ist, bis zum östlichen Winkel des Schwarzen Meers. „Es gab also eine Periode, in welcher die anatolische Halbinsel ein einheitliches, nur dialektisch differenziertes Sprachgebiet war: das kleinasiatische Idiom stellt sich uns, soweit wir zurückblicken können, als die älteste, die autochthone Sprache Kleinasiens dar."

*

Die Darlegungen Kießlings decken sich im wesentlichen mit den in diesem Werke gegebenen über die Abstammung der Griechen von den Illyriern und bestätigen unsre früheren Ausführungen über diesen dunklen Punkt der Paläoanthropologie in geradezu überraschender Weise, indem sie helle Schlaglichter auf das ethnische Kontinuum werfen, das sich in der vorgeschichtlichen Zeit Europas von den Ostalpen über das illyrische Faltengebirge im Nordosten der ägäischen Halbinsel nach Mittelgriechenland hinein bis zum Korinthischen Golf zog. In diesem völkischen Flußbett bewegten sich die fortgesetzten Wanderströme und Vorstöße, die Hellas mit den eisenbewehrten „Griechen" überzogen und der Bronzekultur der „Hellenen" abrangen, die sich im Trojanischen Krieg verblutet hatten.

Dieſe waren anderer Raſſe Abkömmlinge; man hielt ſie eine Zeitlang für Karer, die aus dem Stammland Kleinaſien herübergekommen. Jedenfalls dürften ſie nicht rein ariſchen Urſprungs ſein und mit der kretiſch-minoiſchen Kulturwelt zuſammenhängen. Dieſe Hellenen haben nichts mit der pelasgiſchen Urbevölkerung des ägäiſchen Kontinents gemein; ſie waren vielmehr die erſten Eindringlinge über den Archipel nach „Hellas", die ſich über jene ſetzten. Die „Pelasger" halten wir mit Kießling für den ethniſchen Grundſtrom, der ſich vom Altai und Ural um das Kaſpiſche und Schwarze Meer herunter nach Kleinaſien wand und bis nach dem ſpäteren Hellas und Griechenland hinübergriff.

Somit erkennen wir drei Ströme, die nacheinander den ägäiſchen Kontinent und danach den Archipel überzogen und mit ihren ethniſchen Elementen durchſetzt haben: den ural-altaiſchen, von Nordoſten kommend; den helleniſchen aus dem Südoſten herauf von der Levante her; und den griechiſch-illyriſchen von den Oſtalpen herunter. Jeder dieſer ethniſchen Ströme brachte dem Lande eine eigne und originale Kultur zu. Der erſte die primitiv urmenſchliche der Steinzeit, der zweite die glänzende nnd prunkvolle der kretiſch-minoiſchen Bronzezeit (Mykene), der dritte die kriegsharte und ſtraffzüchtige der nordillyriſchen Eiſenkultur. Wie das Eiſenvolk der Aſſyrer von Norden her die Babylonier in Meſopotamien, ſo warf und überzog das Eiſenvolk der illyriſchen Griechen die Hellenen.

Die Epochen der Urgeschichte

I. Steinzeit

A. Deutsch-französische Einteilung (Hörnes-Mortillet):

1. Ältere Steinzeit oder paläolithische Periode.
   a) Kulturstufe Chelléo-Moustérien.
   Werkzeugtypus: Roh behauene Steinwerkzeuge, mandelförmig, spitz.
   b) Solutréen oder mittlere Stufe.
   Werkzeugtypus: Retuschierte breite Klingen.
   c) Kulturstufe Magdalénien.
   Werkzeugtypus: Lange, schmale Klingen (lames), Meißel, Bohrer, Sägen; Lanzen und Pfeilspitzen aus Knochen, Dolche, Nadeln (Grotte St. Madelaine bei Tursac-Dordogne).
2. Mittlere Steinzeit oder mesolithische Periode. — Werkzeugtypus: Irdenes Geschirr. Gegenstände aus Knochen und Horn, kunstvoll verziert. Höhlenzeichnungen in Südfrankreich.
3. Jüngere Steinzeit oder neolithische Periode. — Werkzeugtypus: Polierte Steinwerkzeuge, Äxte, Celte. Ackerbau, Weberei. Grabhügel, Dolmen.
   Ende: Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr.

B. Dänische Einteilung:

1. Zeitalter der Muschelhaufen 3000—1500 v. Chr.
2. Zeitalter der Megalithischen Bauwerke 1500—1000 v. Chr.

II. Metallzeit

1. Das Kupferzeitalter 2000—1000 v. Chr.
2. Die ältere Bronzezeit 1500—1000 v. Chr. — Werkzeugtypus: Der Celt. Spiralornamente durch Tangenten verbunden. Bogen, Pfeile. Pfahlbauten.
3. Die jüngere Bronzezeit 1500—600 v. Chr. (Schweiz, Ungarn), 400 v. Chr. (Deutschland). — Werkzeugtypus: Schwertgriffe spiralig gerollt. Hängegefäße, Kesselwagen, Fibeln, Hals- und Armringe.
4. Die Hallstattperiode oder Bronze-Eisenkultur 900 bis 400 v. Chr. — Werkzeugtypus: Breite, zweischneidige Schwerter, Klinge von Eisen, Griff von Bronze. Gürtelbleche, Ketten, Spiralfibeln, gerippte Cisten (Eimer).
5. Die La-Tène-Periode oder Volleisenkultur 500 v. Chr. bis 100 n. Chr. — Werkzeugtypus: Starke Profilierung der Waffen und Werkzeuge. Zweischneidige dünne Eisenschwerter mit Glockenbügel. Schildbuckel, Gürtelhaken mit Tierköpfen. Armringe von Glas. Silberarbeiten. Schnabelkannen von Bronze. Regenbogenschüsseln (Münzen).
6. Die römische Metallkultur.

Verschiedene Einteilungen der

System der älteren Steinzeit

A. Nach Mortillet.

I. Période Chelléen: (Unterstufe)	Klima feucht-warm. Flußpferd, Rhinozeros, Elephas antiquus. Mensch der Neandertalrasse. Einziges Steinwerkzeug: coup de poing, dick, schwer, beiderseits roh behauen.
II. Période Acheuléen: (Übergang)	Klima gemäßigt-feucht. Erstes Mammut. Schwund des Elephas antiquus. Leichtere kleine coups de poing von feinerer Arbeit. Zugehauene und retuschierte Werkzeuge.
III. Période Moustérien: (Mittelstufe)	Klima kalt-feucht. Ausgedehnte Gletscher. Mammut, Rhinozeros, Höhlenbär, Moschusochse. Werkzeuge: racloirs (Handspitzen), breite, dicke Späne, einseitig behauen. Schwund des coup de poing.
IV. Période Solutréen: (Oberstufe)	Klima gemäßigt-trocken. Gletscherschwund. Wildpferd, Renntier, Mammut. Rhinozeros verschwunden. Lorbeerblatt- und Schaftzungenspitzen. Grattoirs (Höhepunkt der Steinbearbeitung).
V. Période Magdalénien: (Oberstufe)	Klima kalt-trocken. Nordische Fauna. Renntier. Mammut im Schwinden. Mensch der Rasse von Laugerie-Basse. Schmale Feuersteinklingen (burins). Entwicklung der Knochenwerkzeuge, bildende Kunst.
VI. Période Tourassien: (Übergang)	Klima ähnlich Gegenwart. Fauna der Gegenwart. Edelhirsch. Renntier verschwunden. Flache Hirschhornharpunen. Verfall der Stein- und Knochenarbeit. Übergang zur jüngeren Steinzeit.

älteren Steinzeit und der Eiszeiten

System der älteren Steinzeit (Fortsetzung)

B. Nach Piette.

I. Stufe: Pélécyque (Nobenhausen). Geschliffene Werkzeuge.
II. „ Arisien (Étage coquillier). Übergang.
III. „ Asylien (Étage des galets coloriés). Feuersteintypen, flache Hirschhornharpunen.
IV. „ a) Gourdanien (Cervidien). Étage de la Gravure. Kleine Feuersteinwerkzeuge, Knochenschnitzerei. Période glyptique. Bildende Kunst.
b) Papalien (Eburnéen, Éléphantien, Étage de la sculpture.
c) Moustérien (Eiszeit). Schaber und Spitzen, einseitig retuschiert.
V. „ a) Acheuléen (fortschreitende, allmähliche Abkühlung).
b) Chelléen (Elephas antiquus).
c) Tillousien (Elephas meridionalis, antiquus und primigenius). Große, mandelförmige, beiderseitig roh behauene Werkzeuge.

Einteilung der Eiszeiten

(Nach Hörnes.)

I. Erste Eiszeit (nach Geikie pliozän).
1. Erste Zwischeneiszeit: Stufe von Tillour-Taubach (mit Elephas meridionalis, antiquus und primigenius) oder Chelléo-Moustérien.
II. Zweite Eiszeit: Hiatus (wenigstens östlich von Frankreich).
2. Zweite Zwischeneiszeit: Mammutzeit oder Solutréen. Stufe der Lößfunde in Österreich (die Höhlen bewohnt von Bären, Löwen, Hyänen).
III. Dritte Eiszeit: Verschwemmung der älteren pleistozänen Fauna. Anwesenheit arktischer Tiere (Renn, Fjällfraß).
3. Dritte Zwischeneiszeit: a) Renntierzeit oder Magdalénien in ganz Mitteleuropa.
b) Edelhirschzeit oder Asylien (Tourassien) in Westeuropa.
IV. Vierte Eiszeit: Arisien (Étage coquillier) in Südfrankreich. — Gleichzeitig Hiatus im übrigen Europa.
4. Nacheiszeit: Jüngere Steinzeit.

Personenregister

Aah-Hotep 98
Abaris 141
Admet 114
Agni 5—10
Andree, R. 24
Andromeda 136
Apoll 135 141
Arcelin 45
Ariadne 140
Arioviſt 143
Ariſtoteles 108
Aryaman 9
Äſchylus 70
Aſk 11
Aſſurnazirbal 101
Atar 5
Atreus 107
Auguſtus 86
Aurelianus 111

Baelz, E. 67
Beck, L. 101
Belet 140
Bernuth, M. 38
Berthelot 70
Bertrand 22 46
Bezzenberger, A. 49
Bharadvadja 8
Biedenkapp, G. 131
Blankenhorn 16
Blind, Edmund 53
Blytt, Axel 51
Bolz, Dr. 39
Boyd-Dawkins 22 23
Breuil 30 31 (Taf. 3)
Broca 46

Capitan 16
Cartailhac 30 46 (Taf. 3)
Cäſar 71 86 143 146
Caſpari 9
Cazalis de Fondance 46
Chamberlain, H. St. 76
Chantre 73
Chriſtus 6
Chriſty 23

Danae 136
Deſor 51
Diodor 22 114
Diokletian 111
Dübois 44
Dümmler, F. 104 110
Düpont 22 46

Elsner, Fr. W. 37
Embla 11
Evans 46 91

Faſtus 10
Favreau 16
Feiſt, S. 116
Feyerabend 47
Fliche 51
Forrer 85
Fraas, O. 22 117 118 126
Freya 135

Geikie 51
Gerda 135
Gibil 69
Gilgameſch 5
Goethe 94
Gräſer 38
Groß, Viktor 54 61
Gyat Mayer 14

Haeckel, E. 62
Hacker, L. 22
Hagen 32
Hahne 16
Hanſen, G. 131 146
Hauſer, Otto 26 28 37 40
Heilborn 34
Heinze, W. 59
Helbig 93 105
Helena 135
Heliko 72
Hephäſtos 69 137
Herakles 137
Herodot 54 70 90 107 140
Heſiod 77
Hildebrand 91 121 124
Hippokrates 54
Hollack 49
Homer 90 105
Hommel, F. 102
Hörmann, Konrad 74
Hörnes, Moritz 20 22 24 30 51 53 54 56 59 61 65 72 78 86 89 92 93 97 107 108 110 128

Jäckel 16
Jahn, Martin 79
Iduna 135
Jeſaias 101
Jeſus 6
Indra 9
Isboſeth 67
Juſtinus 100

Kallimachos 141
Kant 11 34 35
Karl der Große 125
Keller, F. 54 58 86
Klaatſch, H. 16 32 36 37
Koehl 47
Kollmann 33
Konſtantin 111
Koſſinna, G. 32 55 107 128
Kramberger 32 33
Kupka (Taf. 1)

Laplace 11
Lartet 20 23 46
Leite de Vaſconcellos 52
Loki 5
Lubbock, J. 15 22
Luſchan, B. 16
Luzifer 9
Lyell 20

Maja 5
Malvert 7
Mamurius 137
Manu 9
Maria 6

Marius 142
Martin, H. 140
Maruts 9
Maschia 11
Maska 39
Maximianus 111
Melia 11
Minos 140
Mitra 9
Mommsen 28
Mone, J. 140
Montelius 87 97 99 124
Mortillet 15 18 46 73 82 88
Much, M. 44 59 60 61
Müller, Sophus 73 74
Munro, R. 33 62

Ninus 100
Nüesch, Jakob 28 29 30 34

Obermaier 26 27 31
Ohnefalsch-Richter 104
Olenos 140
Orestes 70
Ormuzd 5
Otte, H. 139 140
Oyonii 5

Palatua 13
Pales 13
Pallas Athene 135 137
Parey, P. 38
Pasçanva 9
Penck 33
Penka 49
Perrot 98
Perseus 5 136
Peschel 19
Philipp von Makedonien 123
Phlox 5
Phoroneus 11
Phul 101
Piette 15 17
Place, V. 100
Polybius 108
Prajapati 137
Pasçanva 9
Prestwich 15
Priamus 107
Probus 111
Promentheus 5
Proserpina 135
Pythia 134

Quatrefages 46 49 51 52

Rabe 16
Ramses III. 89 99
Ranke, J. 121 125 126 129
Rauber 34
Reinach 22 28 46
Retzius 38
Rhadamanthys 11
Rivière 41
Rousseau 65
Rudra 9
Rütimeyer 55
Rutot 15 30 (Taf. 1)
Rzhak 39

Saul 67
Savitar 137
Sawistri 5
Scheuchzer, J. (Taf. 2)
Schliemann 70 90 99
Schmidt, Emil 41
Schmidt, Hubert 68
Schmidt, R. 42 (Taf. 4)
Schoetensack 34
Schrader, O. 55
Schwalbe 36
Schweinfurt 16
Seger 79
Sepp 140
Septimius Severus 111
Solinus 10
Sollas, W. J. 34 35
Steenstrup, Japetus 50
Sterne, Carus 8 9 11 135 137 138 139 141
Strabo 54 110 114

Tacitus 58 143
Themistokles 114
Thenn 119
Theophrast 10
Theseus 70 140 141 167
Thilenius 37
Thomsen 72
Thor 135
Tilak 131
Trajan 86
Tscheu 67
Tubalkain 67 69
Tutmose III 98
Tvaschta 69
Tvaschtar 137
Tvasti 5
Tylor, E. B. 10

Undset 86 124

Vamadava 8
Varuna 9
Vasichtha 9
Vayus 6 7
Verneau 36 37 39 40 41
Verworn, Max 16 31 52
Virchow 36 72 73 84 97 123
Viswanitra 9
Vulkan 5 69

Waldheim, Hella Schürer v. 44
Warren 131
Weber, J. 124
Wiedemann, A. 99
Wieland 66 69
Wolff, Karl Felix 30 120
Wörmann 29
Worsaae 51 52
Wotinsky 59
Wüst 19 34

Sachregister

Aarhuus 90
Abbeville 18
Abri de Laussel 31
Absatzbeil 82
St. Acheul 18 26
Ackerbau 45 58 61
Adamas 70
Aes, s. Erz
Agraffe 122
Ägypter 4 67 69 89 97 98
Ahlkirsche 55
Aithale 71
aiz, s. Kupfer
Akkader 66
akta 6
Alba Longa 94
Albanesen 128
Albanien 110
Alemannen 142
Algerien 18
Allod 142
Alluvionen 45
Altai 66
Altamira 30
Altar 3
Amerika 73
Amiens 18
Antimon 72
Apfel 55
Apulier 110
Araber 66 127
Arabesken 121
Arbeitsteilung 59
Ariège 46
Arier 11 12 74 130 145
Arimaspen 141
Aristokratie 143
Armreifen 123
Assur 100
Assyrer 69 74 101 127 138
Assyrien 101 102 108
Athener 144
Auerochs 54
Aurignac 30
Aurillac 16 31
Auvernier 84
Axt 65 99
ayanh, ayas } s. Kupfer

Bab-ilu 100
Babylone 138
Babylonier 4 127 138
Basken 130
Bas-Meudon 59
Bauwerke, megalithische 60
Bayeux, St. 139
Begräbnisbräuche 74
Beil 82 123
Beilengries 119
Beinringe 123
Bel-âge de Bronce 78
Belber 16
Belgen 146
Belgier 130
Belremise 118
Benacci 94
Benachin 140
Bergbau 59
Bergdamara 66
Besikabai 118
Bethlehem 102
Bieler See 85
Biere 16
Birne 55
Bison 54
St. Blaise 61
Blei 72 100
Blockhaus 121
Bodensee 55 86
Bohne 55
Bohuslän 89
Bojer 130
Bologna 90 93
Bornholm 88
Bos primigenius, s. Urstier
Boudieu, Puy de 16
Brachykephalie, s. Kurzköpfigkeit
Bratspieße 119
Brienzer See 85
Britannien 104
Brombeere 55
βροντέσιον 70
Bronze 18 54 56 77 95 97 98 102
Bronze-Eisenzeit, s. Hallstattperiode
Bronzekultur 77 124
bronzium, s. Bronze
Brot 6
Brünn 56
Brüssel 16
Buche 55
Butmir 44
Byciskalahöhle 19
Bzy 59

Cadix 104
Camibaum 9
Cannstatt-Rasse 49
Castellaccio 59
Cavillon 40
Celt 83
Celtform 126
Chaldäer 72 100
Chalkeus 70
Chalkos, s. Erz
Chalyber 70 116 128
Champigny 59
Chassey 59
Chelles, Periode von 18
Cheta 74
Chetiter 101
Chinesen 67
Chiusi 94
Chloromelanit 54
Cimbern 142
Cissbury 59
Ciste 118
Clan 143
Corneto 90 94
Courny, Puy de 16
Cro-Magnon 30 40 48 49 53

Cromlech 139
Cykladen-Kultur, s. Zykladen-kultur
Cypern 61

Damaskus 101
Dämonen 132 134
Dänen 60
Dekhan 18
Dekoration 28 74 88
Delos 140 141
Denkmäler, megalythische, s. Bauwerke
Depotfund 91
Derry 140
Derwische 134
Deutschland 139
Diluvium 15
Diorit 54
Dipylon-Kultur 108
Dodona 108
Dolch 83 121
Dolichokephalie, s. Langköpfigkeit
Dolmen 60 102
Dordogne 24 77
Dorier 143
Drahtspirale 91
Dreieinigkeit 7
Drenthe 60
Duruthy 46
Dysse, s. kleine Kammer

Edda 11 146
Ehrfurcht 133
Ehringsdorf 28
Einkorn 55
Einzelhof 146
Eisen 18 71 84 95 97 98 100 104 107 108 110
Eisenkultur 72 114
Eisenzeit 51 54 65
Eisenzeit, zweite (neoside-risch) 71
Eiszeit 33
Ekensberg 108
Ekstase 133
Elba 71
Elephas antiquus 21
Emmer 55
Entdeckung 3
Eolithen = älteste Stein-werkzeuge 16
Epoque des cavernes 21
— la pierre taillée 15
— du cuivre 61
— de fondeur 88
Epoque de marteleur 88
— Larnaudienne, s. Zi-geunerperiode
— Marnienne, s. La-Tène-Periode
— Morgienne, s. Zigeuner-periode
Erbse 55
Erdbeere 55
Erde 135
Erfindung 3
Erz 69
Esel 55
Eskimo 10
Estavayer 85
Etrusker 82 102 118
Euphrat 67
Eurasien 14

Faber ferrarius 70
Fabrikzeichen 121
Felsenzeichnungen 89 108
Feod 142
Festung, prähistorische 121
Fetisch 90
Fetischismus 133
Feudalsystem 133
Feuer 17 134
Feueranbetung 8
Feuerböcke 119
Feuererzeugung 3 14
Feuerkreuz 4
Feuerkult 11
Feuerquirl 10
Feuerstein 17 18 20
Feuersteinklingen 59 102
Fibeln 88 107 122
Fichte 50 55
Fichtenzeitalter 51
Fidschi 25
Finelz 61
Flachs 55
Flamen dialis 71
Flechten 110
Flieder 55
Frankreich 16 134 139
Frauentypus 31
Freyenstein 16
Frostriesen 135
Fünen 88
Fürstengräber 117

Gades, s. Cadix
Galatien 82
Galley Hill 36
Gallien 144
Gallier 130 171
Geist, Heiliger 7
Geister 132 134
Genfer See 85
Geranos (Tanz) 141
Germanen 18 58 109 126 130 131 142 145
Gerste 55
Gestirne 135
Glas 84
Gmundener See 55
Gold 61 84 100 107
Goldblech 88
Goldreif 123
Gotland 140 141
Götschenberg 44 58 59
Gott 141
Götter 132 134
Gottidee 7
Grabgemälde 98
Grand-Pressigny 59
Griechen 107 115 128
Griechenland 141
Großbritannien 91
Gudenushöhle 22

Haarnadeln 123
Hafer 55
Hafner, Großer 85
Haidu-Böszörmeny 91
Hakenkreuz 4 104
Hälleristningar, s. Felsen-zeichnungen
Hallstattperiode 28 92 93 95 105 110 114 145 150
Halsperlen 123
Hammersdorf 92
Handelswege 114
Hängegefäße 72
Hase 55
Hasel 55
Hatria 54
Häute 114
Heckenkirsche 55
Heidemoore 50
Heilkunde 134
Helikon 126
Hellas 11 116
Hellenen 117
Heluan 16
Helvetier 86 129 130
Herd (= Altar) 8 12
— häuslicher 7
— heiliger 7
Heroenhügel 117
Heroenzeit 117
Hersdorf 82
Himbeere 55

Hinkelstein 47
Hippopotamus 21
Hirsch 54
Hirse 55
Hissarlik 61 70 106 107 117 118
Historie (geschichtliche Zeit) 82
Höhenbesiedlungen 59
Hohlbeile, s. Celt
Hohlefels 22 28
Höhlenbewohner 22
Höhlenzeitalter 28 45
Hohlerfels 37
Hohler Stein 28
Holzhütte 58
Homo alalus 63
— Heidelbergensis 34
— primigenius 40
— — var. nigra 41
Hostie 7
Humboldtbai 25
Huhn 55
Hünenbetten 60
Hund 45 51 56
Hundisburg 28

Jadeit 54 55
Jahreszeiten 135
Japyger 110
Jarl 146
Jättestue, s. große Kammer
Iberer 28 49 102 130
Ilios 89
Illyrier 110 111 115 120 128 129
Inder 4 5 8
Indianer 66
Indien 4 134
Interglazialperiode, s. Zwischeneiszeit
Iran 7 8
Iranier 10
Irland 139
Israeliten 66
Italien 116 139
Italiker 92 110
Itzli, s. Obsidian
Juden 71

Kaltschmied 69
Kammer, große 60
— kleine 60
Kanaaniter 66
Karer 105 107
kark 140
Karschemisch 101
Kaste 66
Katze 55
Kaukasier 7 14
Kaukasus 130
Kelchalpe 62
Kelten 8 14 28 72 130
Keramik 47
kerk 140
Keßlerloch 28
Kjärmoser, s. Wiesenmoore
Kildare 140
Kjökkenmöddinger, s. Küchenabfälle
Kirche 139 141
kirk 140
Kirsche 55
Kiste, s. Langgrab
Kleinaspergle 118
Klimaschwankungen 126
Klöster 3
Kolcher 54
Komorn 53
Kongoneger 66
Kösten 28
Krakau 56
Krapina 32
Kreta 140 141
Kreuz 3 4
Kriegswagen 145
Küchenabfälle 15 48 51 77
Kult-Kultur 5 7
Kult, religiöser 2 133 134 141
Kultur, Geschichte der 1 2
Kultus (Vesta-, Hestia-) 3
Kumkaleh 106
Kunst 24 31
Kunstsinn 45
Kupfer 61 69 77 88 97
Kupfererzgruben 62
Kupferperiode 60
Kurd 92
Kurzköpfigkeit 53 84 97 123 146

Labyrinth 138
Lacedämonien 143
Laibacher Moor 55
La Micoque 26 28
Lampe, ewige 3 7
Langdorf 144
Langgrab 60
Langköpfigkeit 54 84 97 111 113 146
La Naulette 36
Lanzenspitzen 122
Lappländer 38
La-Tène-Periode 71 86 117
La Tolfa 94
Latrigen 61
Laugerie-Basse 25
Laugerie-Haute 46
Lausitz 47 78
Leichenverbrennung 88
Leichenbestattung 124
Lengyel 59
Lenz (Völker-) 141
Les Eyzies 25
Libanon 102
Ligurer 71 115 130
Ligysten = prähistorisch Handlungsreisende 114
Limberg 59
Linnenzeug 90
Linse 55
Lomami 66
Lopata 59
Lortet 25
Lozere 46
Luditz 59
Lurer, s. Schallhörner
Lüstre 17
Lyngmoser, s. Heidemoore

Mäander 74
Magdeburg 16
Mammutzeitalter 22
Mamurius, s. Vulkan
Manching 124
Manhartsberg 59
Mannesehre 145
Mantua 93
Maori 25
Markkleeberg 28
Maschine 2
Masuren 49
Maszychahöhle 58
math 11
Mat-Kaddu 100
Mauer 34
Maus 55
Medizinmänner 134
megalithisch, s. Bauwerke
Mentone 40
Merowinger 125
Merseburg 47
Mesech 70
mesolithisch, s. mittlere Steinzeit
Mesopotamien 77 95 138
Messer 83
Mestem 72
Metall 51 52 53 54 55 56
Metallzeit 64 65

Mexikaner 10
Mexiko 73 98
Miozän = mittlere Tertiärzeit 16
Mittel 2
Mittelberg 62
Mond 135
Mondsee 55 59
Mongolen 145
Monogamie 145
Montgaudier 25
Moosseedorf 55
Morges 84
Moscher 70
Moustier 26
Mugem 52
Mundilföri (Weltquirler) 11 136
Münze 123
Muer-de-Barrez 59
Murray-Island 25
Muschelhaufen, Zeitalter der 60
Mykenä 73 90 107 117
Mysterium 2
Mythologie 2

Nackel 82
Neandertal 34 38
Neger 66
Neolithikum, s. jüngere Steinzeit
neosiderisch, s. Eisenzeit
Nephrit 54 55
Neuchâteler See 71
Neukölln 82
Neuhaldensleben 16
Nibelungenhort 64
Nidau 85
Niederwyl 55
Ninive 100
Nointel 59
Nordpol 130
Noriker 130
Norwegen 51
Notfeuer 9
Nowawes 82

Obryzum, s. Gold
Ochos 39
Ofnethöhle 42
Ochsenwagen 144
Oicow 58
Olympia 73
Omer, St. 139
Opfer 3 9
Oporto 52
Organprojektion 2 3
Ornament 25 54 61 84 86 87 91
Oesterreich 128
Ostgotland 89
Otterfee 55 59

Padua 111 114
Pagoden 144
Paläoanthropologie V 175
Paläolithikum, s. ältere Steinzeit
paläolithisch, s. ältere Steinzeit
Palästina 8 66 102
Palilienfest 10
Palstäbe 83
Parapamisus 67
Paris 16
Parnaß 126
Patavium, s. Padua
Patina 17
Paulshof 82
Pekarna 58
Pelasger 102
Perigord 23 30
Période bohémienne (Bronze) 73
Période étrusque (Hallstatt, vorrömische Eisenzeit) 73
Période galatienne (La-Tène, vorrömische Eisenzeit) 73
Période marnienne, s. La-Tène
Periöken 144
Peschiera 92
Petit-Morin 59
Peu-Richard 59
Pfäffiker See 55
Pfahlbauten 51 54 55 58 61 77 84 86 92 107
Pfeilspitzen 60 122
Pferd 54 56 145
Pflaume 55
Phantasie 4
Phönizier 72 104 128
Pichelswerder 82
Pilin 92
Pinie 126
Pithekanthropus 2
Placard 46
Plexental 83
plumbum album, s. Zinn
— nigrum, s. Blei
Plutokratie 143
Po 144
Podhering 92
Politik 141
Polyandrie 146
Prähistorie (vorgeschichtliche Zeit) 82
Pramantha 4 6 11
Pramathi 4
Priester 3 134
Protohistorie (frühgeschichtliche Zeit) 82
Puppen 49

Quentin, St. 139
Quiriten 93
Quirl (Feuer-) s. Svastika

Rasiermesser 83
Rasse 12 97 149
Ratte 55
Rausch 133
Regenbogenschüsseln 123
Religion 133
Renntierkultur 21
Riesen 135
Rigveda 8
Ringdorf 144
Robenhausen 56
Roggen 55
Römer 112
Roscabury 140
Rössen 47
Ruda, s. Erz
Rundkopf, s. Kurzköpfigkeit
Runenschrift 89

Sajo-Gomör 92
Sancho-Pansa-Typus 147
Saul (Sonne) 136
Saule (Sonne) 136
Saussuerit 54
Schallhörner 72
Schiffsornamant 72
Schild 104 122
Schipkahöhle 36 39
Schlehe 55
Schlesien 78
Schmied 65 134
Schmiedekunst 70 123
Schmuck 74 120 122
Schnalle 123
Schonen 60 88 146
Schottland 139
Schussenried 21
Schweden 77
Schwedentischgrotte 39
Schweizerbild 32
Schwert 83

Seebinse 55
Seeland 15 50 77
Sens, Kathedrale von 139
Serpentin 54 55
Severin, St. (Köln) 139
Silex, s. Feuerstein
Skandinavien 91 146
Skandinavier 4 48 78 90 95 138
Skavmoser, s. Waldmoore
Sklaven 114
Slawen 130
Södermannland 88
Sommer 135
Sommetal 18 20
Sonne 7 135
Sonnenbraut 135
Spielwürfel 123
Spiennes 59
Spina 54
Spiralornamentik 74
Springprozession 138
Staat 141
Staffelstein 28
Stateren 123
Station de l'Eglise 85
— de Roseaux 85
— la grande 85
Steiermark 56
Steinarbeiter 59
Steinaxt 54 57
Steinbeil 2 59
Steinhammer 51 54 65
Steinkupferzeit 61
Steinmesser 97
Steinwerkzeug 15 51
Steinzeit, ältere 15 33 77
— jüngere 15 43 54 61 77
— nordische 59
Steinzeitmenschen 44
Stempelschneidekunst 28
Stilcharakter 91
Stillfried 44
Stollhof 61
Stramberg 19
Streitwagen, s. Kriegswagen
Südseeinsulaner 65
Sulis (Sonne) 136
Sumero-Akkader 69 74 77 99 100 102 127 128
Surya (Sonne) 136 138
Sutz 61
svadha 9
Swastika 4 5
Syr (Sonne) 136

Tabu 133
Taubach 19 28 36
Technik 133
Techniker 134
Teichrose 55
Tello 72
Tempelschmuck 90
Terramaren 77 92 93 144
Teutonen 142
Theben 16
Thenac 59
Theokratie 142
Thera 61
Therasia 61
Theresienhöhle 58
Thraker 110
Thral 146
Tibarener 67
Tibetaner 70
Tiryns 107 117
Titanen 135
Tongeschirr 55 89 123
Töpferei 84
Torfmoore 50
Tracht. 90
Transkaukasien 72
Traunsee 59
Trebus 58
Troglodyten, s. Höhlenbewohner
Troja 61 106 138 164
Trojaburgen 138 141
Troje 138
Tronje 138
Tubal 70
Tun 146
Türken 127
Tyrannis 143

Ungarn 92
Urkultur 3 8
Urpriester 3
Urstier 54
Uru 100
Uruka, s. Warka
Uslava 59

Veden 4 5 8 9
Venedig 56 111
Veneter 55 110 112
Vestalin 3
Veyrale 16
Vieh 114
Viehzucht 61
Villanova 94
Vindeliker 124
Vindonissa 87
Vitusberg 59
Völkernamen 82
Völkerzüge 126
Votiväxte 90
Vypustek 58

Waldbäume 50
Waldmoore 50
Wangen 56
Wassernuß 55
Wauwyl 55
Weben 110
Weimar 28
Wein 6 114
Weizen 53
Wellenlinien 121
Werkstätten 61
Werkzeug 1 133
Wiesenmoore 50
Wildkirchlihöhle 28
Windhauch 7
Winter 135
Wladarsch 59
Wohnmulde 58
Woisek 39
Wollishofen 85
Wolfszahnornament 54
Worms 47
Würfel 144
Wutzetz 82

Ystad 101

Zauberei 133
Zeippern 79
Zelt 144 145
Zigeunerperiode 82
Zinn 62 71 72 84 88
Zitny 58
Zitterpappel 50
Zobtengebirge 56
Züricher See 85 86
Zwergkiefer 55
Zwischeneiszeit 45
Zykladenkultur 107

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 069669320